P. o. germ. 1776 m/12

Baron G'nackerl.

Eine Wiener Geschichte aus dem XIX. Jahrhundert.

Von

Dr. E. von Possanner.

II. Band.

[1898]

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximiliansplatz 16

Wien.

Verlag von Carl Konegen.

77 b G

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte vorbehalten.

Baron G'nackerl.

II. Band.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilians-pl. 16

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

V. Capitel.

Ein biederes Herz.

Motto: Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt eurer Huld empfohlen sein!
Schiller.

Balsamische Düfte erfüllten die milde Frühlingsluft und fröhliches Maiengrün schmückte die Alleen und Wiesen der Glacieen, welche die Mauern Wiens im weiten Bogen umspannten.

Bald einzeln, bald in kleineren oder größeren Schaaren lustwandelten heitere Spaziergänger im kühlen Schatten der dichten Kastanien und zahlreiche Gäste freuten sich in den einfachen Holzhütten des „Wasserglacis“ vor dem Karolinenthore des cichorienduftenden Mocca, den ihnen fragwürdige Kellnerinnen credenzten.

Dazwischen tönten die hellen Glocken der Ziegen, mit welchen zahllose Höckerinnen durch die Reihen zogen, bald hier, bald dort anhaltend, um den Gästen die heilkräftige, „kuhwarme“ Ziegenmilch frisch vom Euter ihrer geduldigen Thiere zu verabreichen.

Auf dem sprossenden Wiesengrün tummelten sich Schaaren von munteren Kindern, zwischen denen einzelne „Marianka's" Arm in Arm mit ihren „Wenzeln" umherschlenderten, denen eine doppelte Nachtwache, oder eine gnädige Laune des gestrengen „Pane Obe-Leitnant" einen dienstfreien Morgen bescheert hatte.

Vergessen waren für den Augenblick die Kümmernisse und Härten des Belagerungszustandes, und selbst die ernsten Mienen der dienstthuenden Patrouillenführe heiterten sich auf, wenn sie auf ihren häufigen Runde diese Stätte harmloser Vergnüglichkeit kreuzten.

Fröhliches Lachen, tändelndes Scherzen belebte d bunten Reihen, und nichts gemahnte hier an die qua volle, fressende Sorge, welche Tausenden von friedlich Bewohnern der Residenz das bange Herz beschwerte.

Diese saßen eben einsam daheim in ihren Stu und mieden die Stätten der Freude, die ihnen keine Trost, höchstes eine Verschärfung ihrer Pein bieten konnte wenn sie hier einen ordengeschmückten Jüngling, do einen narbenbedeckten, soeben genesenen Mann im Kreis seiner wiedergewonnenen Familie schauten, der, dem bluti gen Todeslose entronnen, sich seines glücklich geretteten Lebens freute, während ihre Gatten und Brüder draußen im Felde vielleicht dem grimmen Tode entgegengingen, oder, was noch schrecklicher, wundenbedeckt am Felde verschmachteten, oder in harter, ruhmloser Gefangenschaft verkamen.

Doppelt, dreifach bedauernswerth aber waren diejenigen, deren Lieben im feindlichen Handgemenge, in der Wirrniß des Rückzuges abhanden gekommen, verschollen waren, von denen keine Kunde an das Ohr der trauernden Mütter und Bräute drang, die in den Verlustlisten des Heeres unter den „Vermißten“ standen, der erregten Phantasie ihrer Angehörigen freien Spielraum gebend in der Veranschaulichung der mannigfachsten, ausgesuchtesten Qualen!

Auch Baronesse Clara von Wellheim zählte zu diesen Bedauernswerthen; doppelt unglücklich, weil das gleiche Schicksal ihren Bruder ereilt hatte und — ihren Bräutigam!

Emerich war unmittelbar nach seiner Flucht aus binens bescheidener Hütte in wilder Hast hinaufgestürmt in seine Gemächer, hatte in sinnloser Eile kaum das Nöthigste zusammengerafft, dessen er zu dem bevorstehenden Kriegszuge bedurfte, und war in derselben Stunde davongerast, ohne seiner Schwester, seiner Großmutter Ein Wort der Aufklärung, des Abschiedes zu gönnen, es seinem Vater überlassend, seine fluchtartige Abreise nach dem Kriegsschauplatze vor seinen Vorgesetzten zu rechtfertigen, so gut er es vermochte.

Seither war kein Brief, keine Zeile von seiner Hand in das Elternhaus gekommen und Clara fürchtete mit Grund, daß auch keiner der zahlreichen Briefe, welche

sie in schwesterlicher Sorgfalt, die tiefbetrübte Großmutter in verzweifelnder Angst an ihn gerichtet hatten, in seine Hand gelangt sei, da die rasche Bewegung des Heeres, insbesondere Emerichs rastloses Umherstreifen auf den gefährdetsten Vorposten der Armee es mehr als zweifelhaft machten, daß auch nur Einer dieser Liebesboten sein Ziel erreicht habe.

Um so häufiger dagegen erschien Emerichs Name in den Schlachtberichten, welche die Regierung in kürzeren oder längeren Zwischenräumen veröffentlichte.

Noch war sein Regiment nicht am nächsten Zielpunkte seiner neuen Bestimmung angelangt, noch waren seine Vorgesetzten nicht darüber mit sich im Reinen, ob sie seine vorschnelle Entfernung als Fahnenflucht kriegsrechtlich ahnden, oder im Hinblicke auf die hohen Verdienste seines Vaters im Gnadenwege übersehen sollten, als er schon an der Spitze einer versprengten, durch ihn wieder gesammelten Reiterschaar eine feindliche Truppe überfallen, trotz ihrer dreifachen Uebermacht geschlagen, zersprengt, ihr drei Geschütze und eine wohlgefüllte Kriegscassa abgenommen hatte und, reich beladen mit Kriegsbeute und Gefangenen, bei dem Dragoner-Regimente eingerückt war, dessen versprengte Escadron er eben gesammelt und dem Verderben entrissen hatte.

Voller Pardon für die eigenmächtige Entfernung von seinem Regimente und eine durch den Tod des im

Handgemenge gefallenen Führers seiner Schaar erledigte Lieutenantsstelle in dem Dragoner-Regimente waren der Lohn dieser ersten, kühnen Waffenthat.

Wo immer seither der Kampf am wüthendsten tobte, die Gefahr am furchtbarsten dräute, da waren auch die tollkühnen Windischgrätz-Dragoner, — der Zufall hatte Emerich in das Regiment verschlagen, welches den Namen des Feldherrn führte, — im ersten Treffen zu finden, Allen voran der „tolle Lieutenant", wie ihn seine in abgöttischer Verehrung an dem jungen Führer hängenden Dragoner nannten, der keine Todesfurcht kannte, vor keiner Gefahr zurückschreckte, und seine Reiter da zum Siege und Triumphe führte, wo hundert Andere Niederlage und Tod geerntet hätten.

Aus dem „tollen Lieutenant" war binnen Kurzem ein „toller Rittmeister" geworden und beide Tapferkeitsmedaillen schmückten die Brust des jungen Helden, dessen ungestüme Todesverachtung Freund und Feind mit Bewunderung erfüllte.

Weniger tollkühn, aber ebenso tapfer focht sein Freund und Waffenbruder, der Bräutigam seiner Schwester, an seiner Seite.

Rudolf Graf Schönstein hatte, nachdem er von seiner in Italien erhaltenen Wunde genesen war, seine Versetzung zu der Armee, welche Fürst Windischgrätz zur Niederwerfung Wiens und zur Eroberung Ungarns zu-

sammenzog, erwirkt, um Einerseits, wenigstens vorläufig, in der Nähe seiner Braut zu verweilen, anderseits aber und auf deren Bitte, um ein obachtsames Auge auf ihrem Bruder zu haben, an dessen Tapferkeit sie zwar nicht zweifelte, dessen wildaufbrausender Charakter und zügellose, aller Rücksichten auf Anstand und Sitte spottende Leidenschaftlichkeit sie dagegen das Schlimmste befürchten ließ.

Auch Graf Schönstein hatte sich bereits mit Auszeichnung hervorgethan auf dem Felde der Ehre; und an demselben Tage, welcher Emerich die Beförderung zum Rittmeister brachte, war er zum Range des Majors aufgestiegen und mit einer besonderen Mission in das Hauptquartier entsendet worden, auf welchem, keineswegs gefahrlosen Zuge ihn Emerich an der Spitze seiner Escadron begleiten durfte.

Fürst Windischgrätz hatte beide Jünglinge seinem unmittelbaren Dienste adjungirt und Clara athmete erleichtert auf, als ihr Rudolf in einem flüchtigen, aber glühenden Liebesbriefe hievon Kunde gab. Denn nun war ja das Schlimmste für ihre Lieben überstanden, das Hauptquartier des stolzen Siegers konnte keiner unmittelbaren Gefahr begegnen und bald, — endlich! seufzte ihr zagendes Herz, — wird der Fürst seine Aufgabe vollendet, die trotzigen Rebellen aus ihren letzten Schlupfwinkeln aufgescheucht und dem von ihnen geknechteten

Lande den Frieden wiedergegeben haben: den Frieden, der auch ihr den Bruder zurückbringen, sie selbst in die Arme des heißgeliebten, sehnsuchtsvoll erwarteten Bräutigams führen wird!

Da trafen plötzlich düstere, unheimliche Gerüchte ihr Ohr! Erst flüsternd, verstohlen, bald aber offen und ungescheut wurden Vermuthungen laut von außerordentlichem Widerstande der verblendeten Rebellen, von neuen Verstärkungen, welche man an der Grenze zusammenziehen müsse, von einem wenn auch nur vorübergehenden Stillstande in den Operationen des Occupationsheeres.

Die Kunde von Niederlagen einzelner Heeresabtheilungen, vom Verluste dieses oder jenes befestigten Platzes wurde erst geleugnet, dann bestätigt, und bald ward es zur schrecklichen Gewißheit, daß der Eroberungszug gescheitert, die Armee unfähig sei, dem Ansturme der von allen Seiten losbrechenden Insurrection zu widerstehen!

Der Rücktritt des Fürsten Windischgrätz vom Obercommando brachte auch die hartnäckigsten Zweifler zum Schweigen und der fluchtartige Rückzug des Heeres, welches Weldens umsichtiger Führung allein die Rettung von völligem Untergange zu danken hatte, zerstörte die letzten Hoffnungen auf ein rasches Gelingen des vor kaum fünf Monaten unter so glänzenden Aussichten begonnenen Unternehmens.

Von diesem Zeitpunkte an, — der Uebernahme des

Oberbefehls durch F.M.L. von Welden, — fehlten auch alle weiteren Nachrichten von den beiden Freunden, von denen man nur wußte, daß sie sich freiwillig jenen Tapferen angeschlossen hatten, welchen Welden die Vertheidigung Ofens anvertraut hatte.

Seither waren Woche um Woche vergangen, ohne daß eine Kunde von den von allen Seiten eingeschlossenen Helden an das Ohr ihrer in der Heimat um sie bangenden Freunde gedrungen wäre.

Da traf die längst erwartete und nun doch so furchtbar überraschende Nachricht ein, daß Ofen gefallen, im Sturme genommen, G.M. von Hentzi an der Spitze seiner tapfern Schaar im offenen Straßenkampfe überwältigt und sammt seinen Getreuen niedergemacht worden sei!

Wohl fehlte es nicht an Stimmen, welche die Genauigkeit dieser letzteren Nachricht, — der Fall und die Erstürmung der Festung stand außer Zweifel! — bestritten, es mit dem anerkannt ritterlichen Charakter der Magyaren unvereinbarlich fanden, daß dieselben gegen die bereits überwundenen Feinde mit einer so unmenschlichen Grausamkeit gewüthet haben sollten; allein ihnen widersprach eben die Thatsache, daß die Festung nicht durch Capitulation, sondern im Sturme gefallen war, daß der Commandant, obwohl verwundet und kampfunfähig, dennoch von den fanatisirten Horden zerfleischt worden war, und daß Freund und Feind in der Ueber-

zeugung zusammentrafen, daß die ganze Besatzung dem Schwerte ihrer Bezwinger erlegen war!

Welchen Trost konnten die trauernden Hinterbliebenen Angesichts dieser erdrückenden Beweise daraus schöpfen, daß die Namen ihrer Theuern in den von beiden Seiten veröffentlichten Ausweisen über die Gefallenen fehlten?

Das kaiserliche Hauptquartier konnte ja überhaupt keine Kenntniß haben von den die Katastrophe begleitenden Umständen, da kein Augenzeuge derselben bis zu ihm gelangt war, und die Rebellen hatten kaum ein Interesse daran, den Ruhm der tapfern Garnison durch detaillirte Schilderung ihrer Schicksale zu erhöhen.

So schwankten denn die beiden Familien Wellheim und Schönstein abwechselnd zwischen Furcht und Hoffnung, bald ihre Theuern beweinend unter den Gefallenen, bald wieder sich anklammernd an den Strohhalm, daß sie in den Verlustlisten des Heeres noch immer unter den „Vermißten“ aufgeführt wurden!

Clara hatte eben wieder die ganze Stufenleiter der schmerzlichsten Empfindungen von zaghaftem Hoffen bis zum stummen Verzweifeln durchgelitten und netzte mit ihren heißen Thränen die letzten Zeilen, die ihr Geliebter am Tage vor Weldens Abzuge aus Ofen an sie gerichtet hatte, als sich die Thür ihres stillen Gemaches öffnete und leise Schritte auf dem teppichbedeckten Fußboden sich ihr näherten.

Müde hob sie ihr thränenschweres Auge nach dem Eintretenden und ein schmerzerfülltes Lächeln umspielte ihre zuckenden Lippen, als sie ihm die schöne, blasse Hand zum Willkomm bot.

— „Du bist es, Christel?“ — sprach sie leise, während dieser einen achtungsvollen, aber innigen Kuß auf ihre Finger preßte; — „Was bringst Du mir?“ —

— „An' schönen Gruß von der Mutta“, — antwortete Christel, indem er vor dem Mädchen stehen blieb und sein treues Auge voll tiefen Mitgefühls auf sie heftete, — „und an' Handkuß vom Reserl! Und d' Mutta laßt frag'n, ob S' halt no' immer nix erfahr'n hab'n von . . .“ —

— „. . . eam?“ — setzte er zögernd, flüsternd hinzu.

— „I' hab' mir's eh' 'denkt“, fuhr er fort, da Clara seine Frage durch eine stumme Kopfbewegung verneinte, — „wir i' Ihna dersegn hab', Fräul'n, und i' hab's der Mutta glei' g'sagt, se sullt' die Gnä' Fräul'n net allewail sekiren mit dera Fragerei um nix und wieder nix! Aber d' Mutta, die doch sonst a so a g'scheit's, resonnablig's Weibsbüld is, laßt si' ja jetz' gar nix dersag'n, und i' moan' schier, wan ei'm von ihre eig'nen Kinder was passirt waar', kunnt's a' net mehr deschp'rat san, als um 'n Eme . . . . . um 'n Baron Emerich!“ —

— „I' bin eam net neidi' d'rum“, — setzte er rasch hinzu, als fürchtete er, Clara durch seine Eifersucht

auf die Sorge der Mutter verletzt zu haben, — „und waaß Gott, i' gebet gern an' Finger her, wan i' in Baron Emerich, und die ganze Hand, wan i' in Herrn Grafen dafür herzaubern kunnt'!“ —

— „Aber heintigen Tag's is 's halt nix mehr mit'n Zaubern“, — setzte er halblaut hinzu, — „wail's a' kane Hexen nimmer gibt!“ —

— „Und da hab' i' halt g'moant“, — hub er nach einer Pause zögernd wieder an, während sein Auge sich zu Boden senkte und die Hände eifrigst seinen Hut zerknüllten, — „m'r sullt's halt mit was Andern probir'n, wan's mit 'n Hexen net geht!“ —

Sein Auge streifte bei diesen Worten schüchtern das Mädchen und eine verlegene Röthe färbte seine Wangen.

— „Was m inst Du damit?“ — fragte Clara mit theilnahmsloser Stimme; sie hatte kaum gehört, was Christel gesprochen, und nur, um nicht unhöflich zu sein, mehr mechanisch, die Frage an ihn gerichtet.

Christel aber nahm ihre Frage als Aufmunterung, fortzufahren, und sein Auge belebte sich.

— „Derf' i' red'n“, — entgegnete er rasch, — „wie mir der Schnab'l g'wax'n is, und derf' i' der Gnä' Frail'n alles sag'n, was i' am Herz'n hab'?“ —

— „Gewiß, Christel!“ — antwortete Clara freundlich; seine Lebhaftigkeit hatte, — fast wider ihren Willen,

— ihre Aufmerksamkeit geweckt und sie richtete ihr großes Auge voll auf den Burschen.

— „Schau'n's, Frail'n", — hub Christel an, nachdem er sich vorher geräuspert hatte, als wollte er seine Kehle klären zu einer langen Rede, — „i' kan m'r halt net hölf'n, . . ." —

— „Aber die Gnä' Frail'n derf'n net bös wer'n über'n Christel", -- unterbrach er sich, — „und eam a' net auslach'n, wan er 'leicht was Dumm's sagt, gelt?" —

— „Nein, Christel! Gewiß nicht!" — erwiderte Clara, wider Willen über die Sorge ihres Gesellschafters lächelnd.

— „Ich weiß ja, wie gut Du es meinst!" — setzte sie weich hinzu.

— „Döß muß wahr sein, waaß Gott!" — entgegnete Christel feurig und hastig; — „Und döß is 's g'rad', was i' just hab' sag'n woll'n, daß i' 's g'wiß von Hirz'n guat moan' mit der Gnä' Frail'n, und daß i' s' so gern hab'n thue, wir a Schwester!" —

— „Das heißt", — verbesserte er sich, — „net aso, als wir i' mein Reserl gern hab', denn döß is", — seine Wange röthete sich und sein Auge glitt scheu zu Boden, — „döß is ganz was Apartes!" —

— „Aber aso", — nahm er den Faden rasch wieder auf, — „als wir i' m'r denk', daß i' d' Gnä' Frail'n gern hab'n thaat', wan's wirkli' mei' Schwester waar', und net a Baronin, wan i' nur a Fi-aker bin!" —

Clara bot ihm mit herzlicher Innigkeit die Hand und forderte ihn durch einen fragenden Blick auf, fortzufahren.

— „Und i' hab' mir halt schon oft und oft 'denkt", — leistete Christel der Aufforderung Folge, — „wan i' nur was wisst, daß i' der Gnä' Fräil'n an' recht an' groß'n, groß'n G'fall'n thuen kunnt'! Und wan's a' no' so schwaar waar', 's wurd' m'r g'wiß net z'schwaar wer'n!" —

— „Guter Christel!" — antwortete Clara, von der Treuherzigkeit des Burschen sichtlich gerührt.

— „Und jetzt'n", — nahm dieser zögernd wieder das Wort, — „jetzt'n moan' i', hätt' i' halt a G'leg'nheit, wie's 'leicht ka' zweit's Mol net gibt, der Gnä' Frail'n zu zeig'n, daß i' s' in Ernst so recht von Hirz'n gern hab'n thue!" —

— „Ich verstehe Dich nicht, Christel!" — unterbrach ihn Clara, deren Wangen sich unter dem leuchtenden, fest auf sie gerichteten Blicke des Jünglings rötheten, während ein leises Gefühl der Unruhe, der Unsicherheit über den Sinn dieser feurigen Liebeserklärung ihr Herz beschlich.

— „I' moan' halt", — nahm aber Christel, der Claras Erregung als theilnehmende Aufmunterung auffaßte, mit vermehrter Zuversicht wieder das Wort, — „i' moan' hait a so: Die Gnä' Frail'n is so vüll trauri',

wail ſ' halt allewail nix G'wiſſes net erfahr'n kan über'n Baron Emerich und über'n ..." —

— "..... über'n Herrn Grafen Schönſtein", — fügte er trotz Claras Erröthens herzhaft hinzu, — "und net waaß, wie 's ihna geh'n mecht', und ob ihna net do' no' z'hölf'n waar'!" —

— "Is 's net aſo?" — fragte er, da Clara bei ſeinen Worten, in denen er mit ſeltenem Taktgefühle die Andeutung des wahrſcheinlichen Todes Beider vermieden hatte, in Thränen ausbrach.

— "Na, und da hab' i' halt 'denkt", — fuhr er fort, da das Mädchen unfähig war, zu antworten, — "ob die Gnä' Frail'n nix dageg'n hett', wan i' übri fahret nach dera Peſtbud'n, oder wie de verdammten Reböller da drent'n", — ſeine Finger deuteten nach irgend einer Richtung hinter ſeinem Rücken, — "ihnere Haupt-Raubershöhl'n haaß'n, und in Baron Emerich und unſeren Herrn Graf'n 'leicht do' wo derfrag'n und auskundſchaft'n kunnt'!" —

Chriſtel, deſſen geographiſche Kenntniſſe nicht ſo weit reichten, um zu wiſſen, daß die Magyaren die alt-türkiſche Bezeichnung der beiden Schweſterſtädte an der Donau, — "Buda-Peſt" — wieder zu Ehren gebracht hatten, hatte es anderſeits ſorgfältig vermieden, Claras Bräutigam allein, oder zuerſt als Object ſeiner Sorge zu nennen; nur darin ließ ſich erkennen, daß und welche Unterſcheidung

er zwischen Beiden machte, daß er Claras Bruder immer nur — „den Baron Emerich“ — nannte, während aus ihrem Bräutigam allmälig — „unser Herr Graf“ — geworden war.

— „Christel!“ — rief Clara, indem sie Christeln aus weit aufgerissenen Augen anstarrte, während sie beide Hände auf ihre stürmisch wogende Brust preßte; — „Christel, um Gottes willen! Das wolltest Du thun?“ —

— „Aber“, — seufzte sie erbleichend und in sich zusammenschauernd, — „das kann ja nicht sein!“ —

— „Warum sullt's den net sein kinna?“ — entgegnete Christel festen Tones, indem er Clara treuherzig näher trat; — „Warum sullt' i' den net übri fahr'n kinna, wan i' waaß, daß's der Gnä' Frail'n recht is?“ —

— „Mi' kennt Neam'd da drunt'n“, — fuhr er fort, da Clara zweifelnd zu ihm aufsah, — „i' hab' a' Neam'd nix 'than, daß i' mi' z' fircht'n brauchet! No, und zu de „Handfest“, oder wie 's de Mobül'n dort'n haaß'n, kann i' ja a' net g'numma wer'n, von weg'n mei'm . . .“ —

— „Mei'm Halsbuckel!“ — setzte er nach kurzem Zögern resolut hinzu, indem er mit der Hand leise nach seinem Gebrechen deutete.

— „Und heint“, — fuhr er innig fort, — „heint dank' i' unsern Herrgott recht vom Hirz'n fir mein Pinkerl

da! Na ja, natürli', d' Reserl, de hat mi' derentweg'n do' gern, wail s' a raares Mad'l is, und net auf's G'nack schaut, sondern abi af's Hirz und auffi af d' Aug'n, und wan i' jetz' an' g'rad'n Hals hätt', wir an And'rer, nachher waar' i' halt a' zum Mülitär kumma, und jetzt'n 'leicht derschoss'n, oder thaat'n mi' die Reböller zu de Mobül'n nehma, wan i' jetz' abi kumm', anschtatt daß i' a so ohne Schenirer abi fahr'n kan, und in Baron Emerich derfrag'n, und unsern Herrn Grafen a'!" —

— „I' hab' m'r schon Alles urndtli' aus'denkt", — nahm er wieder das Wort, während Clara noch immer regungslos vor ihm saß, — „und der Herr Baron Wellheim wird mir an urndtlichen Passaschierschein, oder wie sie's haaß'n, vaschaff'n, und a Geld fir d' Raas' und fir's Pferdfutter, döß hab' i' mir scho' zamg'schpart, und i' nimm' meine zwa best'n Roß, in Schimmelhengst'n und in Rothfux'n, wissen Gnä' Frail'n, mit die S' immer in Pradern g'fahr'n san mit'n Herrn Graf'n, wie er net hat geh'n derf'n in vorig'n Summa, von weg'n seiner Plesur, und wan s' net g'rad' a Revolution g'macht hab'n in dera Pradaschtrass'n! Und wan i' nachher zu de Reböller abi kumm', und wan s' mi' frag'n, wor i' den hinfahr'n thue mit mein' Zeig'l, nachher wir i' ihna immer nur sag'n, daß i' in ihnere Pestbud'n g'her', und d' Roß in obersten Hauptrauber . . . oha! Da thaat'n s' mi' jo glei' aufhenk'n, trotz mein' Pinkerl! . . . no, daß d' Roß in obersten

Generalhauptmann g'her'n, was unsern armen Generalen Heinzel derschlog'n hat! Und da wir i' doch abi kumma, sullt' i' glaub'n, den so schlecht wer'n die Falloten do' net san, de Nixnutzigen, daß s' ihnern eigenen Generalen seine Roß' schtehl'n thaat'n!" —

— „Na, und der Herr Baron und die Gnä' Frau Fürschtin, de thaat'n halt derwail mit'n Schteirer-Schani fahr'n! — San a' a Paar fesche Jucker, i' versicher' Ihna, Gnä' Frail'n, in Schteirer-Schani seine Scheck'n! Und gengan, wie der Teifel!" —

— „Und mit der Mutta", — fuhr Christel in steigender Erregung fort, — „hab' i' a' schon Alles bered't, und sie hat mi' um 'n Hals g'numma, und hat mi' a'busselt, und hat g'flennt, daß i' g'moant hab', 's wurd' ihr's Hirz a'schtöß'n, und nachher hat s' mi' wieder 'kißt und hat g'sagt, das sie 's gar net um mi' verdient hätt', daß i' so was than sullt fir ihren Eme..." —

— „San's net bös, Frail'n", — unterbrach er sich, — „i' waaß schon, daß si' döß eigentli' net schickt, aber sie hat wirkli' g'sagt, fir ihren Emerich, und dan war s' halt so confus a', daß s' heili' net g'wußt hat, was s' red't!" —

— „Na", — nahm er den Faden wieder auf, — „und was i' hab' sag'n wull'n, i' hab' halt g'sagt, Mutta, hab' i' g'sagt, döß is ja natürli', daß i' mi' um 'n Baron Emerich umschau', den wan mer den net g'habt hätt'n,

nachher hätt' i' jetzt'n a' ka Zeigl net und wisset nix von uns'rer schenen . . ." —

— „Na ja", — unterbrach er sich, — „schen san's scho', Gnä' Frail'n, und a lieb's Mad'l a'!" —

— „Also", — fuhr er aber sogleich fort, — „hab' i' g'sagt, nachher wisset i' a' nix von uns'rer Gnä' Frail'n, und von unsern Herrn Grafen a' net, und i' kunnt' Ihna net zeig'n, daß i' Ihna so gern hab', als ob S' heili' und richti' mei' Schwestern waar'n!" —

— „Christel!" — flüsterte Clara, deren Herz in immer stürmischeren Schlägen pochte; — „Das danke Dir der allmächtige Gott! Ich kann es nicht!" —

— „Und dennoch, Christel", — setzte sie gefaßter hinzu, — „kann ich dein Opfer nicht zulassen!" —

— „Ja, von weg'n was den nit?" — fragte Christel verwundert. Er schien keine Ahnung zu haben von der Größe der Gefahr, der er sich aussetzen wollte.

— „Wäre ich in Wirklichkeit Deine Schwester", — antwortete Clara, — „ich würde mit freudigem Herzen Deinen Antrag annehmen und Alles thun, was in meinen Kräften steht, Dir die Erfüllung Deines edelmüthigen Anerbietens zu erleichtern! So aber muß ich darauf verzichten! Du hast eine alte Mutter, eine Schwester, die auf Dich allein angewiesen ist, und niema . . ." —

— „Na ja", — unterbrach sie Christel jedoch ohne weiters, — „derentweg'n hab' i' 's Ihna ja sag'n miss'n,

daß i' die Gnä' Frail'n so gern hab'n thue, wir a Schwestern! Jetz' muß si' die Gnä' Frail'n halt nur denk'n, daß i' richtig an Ihnerer Bruda bin, ... nur fir derwail", — unterbrach er sich lächelnd, — „.. und nachher is glei' Alles in Urdnung!" —

— „Und d' Reserl", — setzte er hastig hinzu, während Clara in sprachloser Rührung zu ihm aufsah, — „mei'm Reserl hab' i' 's z'allererscht g'sagt! Den natürli', wail i' eh' ka G'hamniß net vor ihr hab'n thue, und d' Reserl kan's vor meiner, also hab' i' 's ihr z' allererscht g'sagt, was i' in Willens hab' z'than, und da hat s' mi' z'erscht großmächti' ang'schaut und hat zum Zittern ang'fangt! Christel, hat s' g'sagt, ... g'rad' a so", — unterbrach er sich, — „wie 's die Gnä' Frail'n zuvorig'n a' g'sagt hat! .... Christel, hat s' g'sagt, döß wullt'st than? Und wir i' g'sagt hab', daß i' 's in Will'n hab', wir i' 's g'sagt hab', da is s' zubi g'flog'n zu mir und hat mi' g'halst und 'kißt, und hat g'flennt, und hat g'lacht, daß i' ganz schwurbli' wor'n bin! Nachher hat s' mi' wiederum großmächti' ang'schaut, und hat d' Händ' g'falt't, als ob s' in der Kirch'n waar', und hat g'sagt: Christel, hat s' g'sagt, was Du da in Willens bist z'than, döß is mehr, als m'r von an Mensch'n verlang'n kunnt'! Na ja, hab' i' g'sagt, d'rum wir i' a' net wart'n, bis 's aner verlanget, sondern wir 's der Gnä' Frail'n g'radweg sölber antrag'n! Und da hat s' mi' wieder

g'halst und hat mi' 'kißt und — Geh' mit Gott, Christel, — hat s' g'sagt, und Du waaßt gar net, was D' b'sonders Großes und Guat's unternehmen thuest, — und hat no' mehr so Sach'n g'red't von Edelmuth und Großherzigkeit, was i' alles net verschtand'n hab'! Den natürli', na ja, i' moan', döß is gar nix so b'sunders net, daß m'r deßtweg'n a so a G'seres z'mach'n brauchet! Aber wie s' dan af d' Letzt g'sagt hat, sie wird alle Tag' fir mi' bet'n, und fir'n Baron Emerich a', und fir unsern Herrn Grafen, döß is mir scho' recht g'wes'n, wail i' moan', wan so a lieb's, so a brav's Mad'l fir Ei'm bit't, nachher kan unser Herrgott gar net anderscht, als daß er Ei'm hilft, wan er glei' z'erscht net wull'n hätt'!" —

— „Und gelten's", — setzte er treuherzig hinzu, ehe Clara ihn unterbrechen konnte, — „die Gnä' Frail'n wird a' fir mi' bet'n, daß i' in Baron Emerich derfrag'n thue, und unsern lieb'n, guat'n Herrn Grafen?" —

Mit diesen Worten trat er knapp vor Clara hin, und bot ihr mit so offener, treuherziger Sicherheit die Hand, als wäre es ja selbstverständlich, daß damit die ganze Frage erledigt sei, und nichts mehr erübrige, als daß Baron Wellheim ihm so rasch als möglich den erforderlichen „Passaschierschein" verschaffe, um sogleich abzureisen!

Clara hatte seinen Ausführungen regungslos gelauscht.

Furcht und Hoffnung, Bewunderung seines schlichten Heldenmuthes, der sich den Anschein gab, die Gefahren nicht zu erkennen, denen er sich aussetzte, um ihr die Last der Dankbarkeit zu erleichtern, wechselten mit banger Entmuthigung, wenn sie an die ungeheuren Schwierigkeiten dachte, die sich Christels Beginnen entgegenstellten.

Als er geendet hatte, heftete sie einen langen, durchdringenden Blick auf Christel, als wollte sie die verborgensten Falten seines Herzens ergründen, ob nicht doch irgendwo, vielleicht ihm selbst unbewußt, ein Hintergedanke lauere, der seiner außerordentlichen Aufopferung zu Grunde liege.

Allein sein offenes Gesicht, sein fragend auf sie geheftetes Auge, seine ganze Vergangenheit sprachen für seine volle Aufrichtigkeit; und als er endlich seine Frage wiederholte: — „Gelten's, Gnä' Frail'n, Se wer'n a' fir mi' beten, daß i's zu an' guaten End' fir'n kan?“ — da hielt sie sich nicht länger zurück.

Sie sprang von ihrem Sitze auf, legte beide Hände auf Christels Achseln und flüsterte unter krampfhaftem Schluchzen:

— „Ja, Christel! Du bist wirklich mein Bruder, und als Schwester nehme ich Dein Anerbieten an!“ —

Zugleich berührte sie mit ihren keuschen Lippen des Jünglings Stirn und glitt dann langsam auf ihren Sitz

zurück, indem sie ihn zugleich durch eine Handbewegung aufforderte, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Dazu aber war Christel nicht zu bewegen.

— „Döß schicket si' halt do' net“, — sagte er lächelnd, — „schon von weg'n die Dienstleit'! Und 'leicht, wan a' der Herr Baron nix saget, wan er's heret, aber d'Frau Fürschtin wurd' g'wiß schiech wer'n, wan sie's erfahrt!“ —

Auch Clara bestand nicht länger darauf, da sie selbst fühlte, daß der schlichte Jüngling aus dem Volke das Richtige getroffen habe, und so vertieften sich Beide alsbald in die ernsteste Erörterung des ganzen Unternehmens, aller Gefahren, Befürchtungen und Hindernisse, die demselben entgegenstanden, wogegen Christel mit unerschütterlicher Zuversicht alle Möglichkeiten seines Gelingens betonte und seine Ueberzeugung von dem endlichen, glücklichen Ausgange so sieghaft verfocht, daß sich Clara zeitweilig der Sorge des Augenblicks entrückt sah und im Geiste schon an der Seite des Bruders, in den Armen des Geliebten zu schwelgen meinte!

Nur in Einem Punkte setzte es eine ernste Meinungsverschiedenheit zwischen Beiden und Christel mußte seine ganze Beredsamkeit aufbieten, Clara zu seiner Ansicht zu bekehren: sie wollte nämlich, nachdem er ihr dargethan, daß eine Reise nach Pest gar nicht so halsbrecherisch sei, als sie zu glauben scheine, ihn durchaus begleiten, mit ihm alle Fährlichkeiten theilen in der Ausforschung ihrer

Lieben, und, wenn es sein mußte, mit ihm darüber zu Grunde gehen! Er sei ja ihr Bruder, hatte sie ihm entgegnet, und sie wolle ihn in Männerkleidern begleiten, und da sie ihm ohnehin ähnlich sehe, würde sie leicht für seinen Bruder gelten, und zwei Brüder würden leichter an's Ziel kommen, als Einer, und was dergleichen Gründe mehr waren!

Allein Christel blieb standhaft bei seiner Weigerung.

Das seien alles nur Scheingründe, entgegnete er; kein Mensch würde sie für Brüder halten, wenn er auch zugeben müsse, was er zu seinem Staunen erst heute bemerke, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihnen bestehe; aber schon ihre feine Haut, ihre zarten Hände müßten sie verrathen und ihre Sprache. Was würde aber dann aus ihr, was, da sie schon darauf nicht hören wolle, aus ihm, wenn er erst einmal auf einem offenen Betruge ertappt würde?

So fügte sich denn Clara endlich dem Gewichte seiner Gründe, und es wurde beschlossen, daß Christel vorläufig allein abreisen, daß er Clara aber Nachricht geben wolle, so oft dieß ohne Gefährdung seines Zweckes und seiner Sicherheit thunlich wäre, und daß sie ihm sofort folgen würde, wenn es ihm gelungen wäre, die theuern Vermißten, oder auch nur, — ach! sie hoffte kaum auf mehr! — ihre Grabstätten zu erkunden!

Nachdem endlich Alles zwischen den beiden jungen

Leuten beredet war, was der Eine oder die Andere für zweckdienlich oder nothwendig hielt, erhob sich Clara von ihrem Sitze und reichte Christel nochmals beide Hände zum Abschiede.

— „Was immer auch unser künftiges Loos sein möge, Christel“, — sagte sie, während Christel ihre Hände fest in den Seinigen hielt, — „ich habe heute einen Bruder gewonnen, und ich bitte Dich, dessen eingedenk zu sein, daß auch Dir eine Schwester in mir lebt, deren dankbare und treue Schwesterliebe nicht wanken und nicht erkalten wird, so lange noch ein Funken Lebens in meinen Adern glüht!“ —

Damit bot sie ihm mit einer sanften Neigung des Kopfes ihre reine Stirn zum Kusse und geleitete ihn sodann lautlos bis an die Schwelle ihres Gemaches.

* * *

Es war Christel nicht so leicht geworden, als er sich Clara gegenüber den Anschein gegeben hatte, sich zu dem Wagestücke zu entschließen, zu dem er sich nun mit Hand und Mund verpflichtet hatte.

Abgesehen davon, daß er zu seinem Milchbruder, Emerich von Wellheim, niemals eine besondere Zuneigung zu fassen vermocht hatte, da der Letztere durch sein aufbrausendes, stolzes und rücksichtsloses Benehmen sein leicht erregbares Ehrgefühl allzu oft und auf das Em=

pfindlichste verletzt hatte, waren in der letzten Zeit noch verschiedene Umstände zusammengetroffen, welche ganz danach angethan waren, die etwa noch vorhandenen Reste von Anhänglichkeit völlig in seinem Herzen zu verlöschen, wo nicht geradezu in ihr Gegentheil zu verkehren.

Christel war zwar, was der freundliche Leser wohl schon bemerkt haben wird, keine gewaltthätige Natur, und, wenn es auf ihn angekommen wäre, mochten sich Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich bis an's Ende ihrer Tage der Machtfülle erfreuen, die ihnen Kaiser Franz auf seinem Todtenbette übertragen hatte. Aber Christel war ein Kind des Volkes und ein ehrlicher Kerl, der es nicht faßte, daß es möglich sei, ein Versprechen verclausulirt, mit dem Hinterhalte zu geben, dasselbe zu brechen, sobald man die Macht dazu hätte.

Er hatte sich daher mit der Revolution zurecht gefunden, sobald dieselbe vom Kaiser anerkannt worden war, und sich seiner Mitbrüder um so thätiger angenommen, je hilfsbedürftiger dieselben waren.

Emerichs fortgesetzte, leidenschaftlichen Schmähungen auf die neue Zeit und die neuen Männer, deren Thaten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßten trotz der kaiserlichen Billigung und Bürgschaft, verletzten daher sein strenges Rechtsgefühl, während Emerichs offen zur Schau getragene Verachtung des gemeinen Mannes sein Blut nicht selten in Wallung brachte.

Doch hielt ihn die natürliche Scheu, die Achtung vor den Verhältnissen, in denen er herangewachsen und zum Manne geworden war, namentlich aber eine aufrichtige Anhänglichkeit an Baron Wellheim und die alte Fürstin von einem offenen Ausbruche seiner Gefühle zurück, wozu noch die schwärmerische Verehrung kam, die er für die liebliche Baronesse Clara empfand, — in seinen Augen das schönste Mädchen des Erdbodens, ... sein Reserl natürlich ausgenommen!

Ja, diese Gefühle hatten ihn sogar wiederholt angetrieben, Emerich aus schlimmen Klemmen zu befreien, in die er durch seinen rohen Uebermuth gerathen war und die mitunter, wie wir bereits gesehen, selbst sein Leben gefährdet hatten.

Doch ließ jeder solche Auftritt einen neuen Stachel in Christels Herzen zurück, wozu sich zuletzt noch ein furchtbarer Verdacht gesellte, den er vergebens von sich abzuschütteln suchte: der Verdacht, daß niemand Anderer, als Emerich das Attentat an seiner Schwester verübt habe!

Zwar hatte er Letzterer versprochen, dem Verbrecher nicht nachzuforschen, weder direct, noch indirect seine Spuren zu verfolgen, und er war gewillt, sein Versprechen gewissenhaft zu halten. Aber nicht an den Elenden zu denken, sich auch im Geiste nicht mit ihm zu beschäftigen, hatte er weder versprochen, noch war ihm ein solches Versprechen abverlangt worden!

Je mehr er nun über die Person des Uebelthäters sann und grübelte, um so mehr verdichtete sich sein Argwohn, bis es ihm allmälig zur Gewißheit wurde, daß Niemand, als Emerich, der Schurke gewesen sei, der ihn seines kostbarsten Schatzes, seiner unschuldsvollen, engelsguten Schwester hatte berauben wollen!

Unter diesen Umständen pries er den Zufall, der Emerich nach dem Kriegsschauplatze entführt hatte und dadurch eine Begegnung verhinderte, für deren Folgen er bei aller Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung und bei aller Redlichkeit seines Willens nicht hätte einstehen können.

Allein wir dürfen es nicht verschweigen, daß Christel die mannigfachen Gefahren, denen Emerich unten entgegenging, ziemlich kalt ließen, ja, daß er kaum sehr bekümmert gewesen wäre, wenn jener der Kriegsfurie zum Opfer gefallen wäre. Nach Allem, was Emerich ihm angethan, hätte Christel ein mehr als gewöhnlicher Mensch, er hätte ein Gott oder Heiliger sein müssen, um dem, den er für seinen schlimmsten Feind hielt, Gutes zu wünschen. Und er war, wie wir aus Allem, was wir von ihm gehört und gesehen, entnehmen können, nichts, als ein Mensch; ein guter, redlicher Mensch, ja; aber doch nur ein Mensch, mit allen Vorzügen eines reinen, unverfälschten Charakters, aber energisch und lebhaft in allen seinen Gefühlen: glühend und hingebend in seiner Liebe — — warum nicht auch auflodernd und furchtbar in seinem Hasse?

Nur Emerichs schnelle Abreise, wir wiederholen es, mochte ihn daher vor einem vielleicht Beiden verhängnißvollen Ausbruche von Christels gesundem Hasse bewahrt haben, dessen Herz kalt und verschlossen blieb bei der Kunde von seinen kühnen Thaten, von den Gefahren, denen er ausgesetzt war, selbst bei der Nachricht, daß er Einer von jener Heldenschaar sei, die sich in den Mauern des fernen Ofen dem sichern Untergange geweiht hatte!

Andere, mächtigere Gefühle mußten auf ihn einwirken, um den besseren Regungen seines Herzens wieder zum Siege zu verhelfen.

Vor Allem war es die trostlose, an Verzweiflung grenzende Bekümmerniß seiner Mutter, die Christeln gewaltig erschüttert hatte.

Sabine war seit jenem Schreckensabende stumm und in sich gekehrt geblieben, den Liebkosungen der Tochter und den Aufmunterungen Christels mit gleicher Theilnahmslosigkeit begegnend.

Zwar schien auch sie die Nachricht von Emerichs schneller Abreise wie die Erleichterung einer schweren Bürde zu empfinden; aber mit jeder neuen Nachricht vom Kriegsschauplatze schien ihre Trübsal zuzunehmen, und bei der Kunde von Emerichs Einschließung in Ofen kannte ihre Trauer keine Grenze.

Stundenlange lag sie in ihrer einfachen Kammer auf den Knieen, und oft drangen ihre Schmerzenslaute

an das Ohr ihrer Kinder, in denen sie sich als Emerichs Mörderin anklagte und sich Schuld daran gab, daß er nun inmitten seiner Sünden dahinfahren müsse in Tod und ewige Verderbniß.

Selbst der Abt von Heiligenkreuz, den sie häufiger als je in seinem Absteigquartier aufsuchte, vermochte ihr gequältes Gemüth nur vorübergehend zu beruhigen, und kaum hatte sie die stillen Mauern des Heiligenkreuzerhofes wieder verlassen, als die alte Seelenqual mit vermehrter Gewalt wieder über sie hereinbrach.

Christel brachte es nicht über das Herz, diesen Jammer stumm mitanzusehen, und der Wunsch, seiner Mutter Leid zu lindern, wenn Solches irgend in seiner Macht stünde, war der erste Lichtstrahl, mit dem der Genius der Tugend die Nacht seines Hasses wider den Milchbruder durchbrach.

Hiezu kam nun, nach dem Einlangen der Kunde vom Falle Ofens, der männlich ernste Schmerz des Baron Wellheim, der sich Christeln allezeit als väterlicher, wohlwollender Freund erwiesen hatte und an dem er mit einer Verehrung hing, welche derjenigen für seine Mutter nur wenig nachgab.

Je weniger Baron Wellheim gegen die Fehler seines Sohnes blind, je ernster er gegen dieselben, leider zu spät! anzukämpfen bestrebt war, um so ergriffener wurde Christel von der tiefen Trauer seines Wohlthäters, die

sich weniger in Worten, als in seiner Erscheinung, in seinen Mienen, in seiner Haltung äußerte, in welcher die bisherige Kraft und Elasticität mehr und mehr dem Drucke des Alters, der Sorge, zu weichen schien.

Anders, doch nicht minder ergreifend, war der Kummer der alten Fürstin.

Ihr stolzes Herz verschmähte es, in laute Klagen auszubrechen über den Verlust des Lieblings, in dem sie ihr eigenes, getreues Ebenbild, — weniger in körperlicher Beziehung, denn sie vermochte in Emerichs Zügen keine Spur der alten Helden aus dem Hause Radziwill zu erspähen, als in geistiger Richtung, — erkannte.

Aber, während sie sich in stolzer Unnahbarkeit in sich selbst zurückzog, verrieth ein häufiges Zucken der festgeschlossenen Lippen, ein nervöses Zusammenschauern der hagern, aber noch immer stramm erhobenen Gestalt nur zu deutlich die Qualen ihres Innern, denen sie höchstens Nachts, wenn sie ruhelos in ihren Kissen lag, in klagenden Worten Raum gab.

— „Emérique, mon Emérique!“ — klang es dann wohl durch ihre Thür in Claras stilles Schlafgemach, welches diese seit den Tagen der Trübsal neben jenes der Großmutter verlegt hatte; — „Wo weilest Du? Lebst Du noch, oder bist Du den Dolchen der abominabeln Rebellen erlegen? Komm', o komm', mein Liebling, mein Augapfel, soulagire Deine arme Grandmamman

und sag' ihr, daß Du nicht gestorben bist, sondern retournirst in ihre Arme, daß Du aus ihren Händen eine edle, fürstliche Braut erwartest, die Dir den Fürstenhut Deiner königlichen Ahnen wieder auf's Haupt setzen wird! Laß' mich nicht in Desperation vergehen, mein Emérique, und raube mir nicht den Trost, daß Du mein verlöschendes Geschlecht neu beleben, daß es nicht mit Deiner Grandmamman in's Grab sinken wird, à jamais!" —

Auch Christel konnte sich dem tiefen Eindrucke dieses Schmerzes, der trotz der strengen Haltung und der oft bizarren Verstümmlungen die Worte der Matrone durchzitterte, nicht entziehen, und oft weilte sein Auge mit stiller Theilnahme auf der stolzen Frau, wenn er ihr den Schlag seines Wagens öffnete, um sie nach dem Platzcommando zu fahren, wo sie allein Nachrichten von Emerich zu erhalten hoffen durfte.

Mächtiger als Alles aber war die Wirkung von Claras Trauer auf Christels Seelenstimmung!

Seit den Tagen ihrer Kindheit hatte er mit aufrichtiger Zärtlichkeit an dem lieblichen Mädchen gehangen, hatte sich an ihrer Freude gefreut, über ihre kleinen Leiden gekränkt; je mehr die Entfremdung zwischen ihm und Emerich zunahm, um so inniger wurde seine Zuneigung zu dessen Schwester, und Niemand, die stolze Fürstin nicht ausgenommen, begrüßte mit mehr Freude die Verlobung Claras mit dem jungen Grafen Schön-

stein, als Christel, der in dem jugendschönen, dabei hoch gebildeten und liebenswürdigen Grafen das Ideal des Bräutigams verkörpert sah, von dem er oft geträumt hatte, wenn er sich in Gedanken mit der Zukunft des herrlichen Mädchens beschäftigte. An dem Tage, an welchem der Graf Claras Jawort erhielt, hatte ihm Christel eine förmliche Liebeserklärung gemacht, und die offene Herzlichkeit, mit welcher seine Glückwünsche von dem glücklichen Bräutigam aufgenommen worden waren, hatte ihn für immer — nicht zu seinem Sclaven, denn dafür war Christels männlicher Charakter zu markig und selbstständig, — wohl aber zu seinem treu ergebenen Freunde gemacht, auf den der Graf zählen mochte in jeder Trübsal und Gefahr!

Nun war diese Trübsal und Gefahr hereingebrochen über die Beiden, die nächst Resi und der Mutter seinem Herzen am nächsten standen, und der Anblick der stillen, aber unendlichen Trauer, welche Claras sanfte Züge erfüllte, ihre blühenden Farben bleichte, war mehr, als sein Herz tragen mochte.

Claras Kummer hatte zuerst den Gedanken in ihm rege gemacht, ob es keine Hilfe gebe für sie; dieser Gedanke hatte den Wunsch gezeugt, ihr und ihrem Bräutigam zu helfen, wenn Solches in seiner Macht stünde, und in diesem Wunsche waren die letzten Regungen seines Hasses gegen Emerich untergegangen, den er ja ebenfalls

.t mußte, sollte Claras Glück ungetrübt sein, der Mutter Seelenruhe wiedergewonnen werden!

So war der Entschluß zur Reise gediehen, der auf Claras bleichen Wangen den ersten Schimmer hoffnungsfreudiger Röthe hervorgezaubert hatte, und die Art, wie sie sein Anerbieten angenommen, ihm dafür gedankt hatte, erfüllte sein Herz mit der stolzen Zuversicht sicheren Vollbringens.

Es gelang ihm leicht, Baron Wellheims edelmüthige Einwendungen gegen sein Unternehmen zu entkräften, und selbst die stolze Fürstin hielt es nicht unter ihrer Würde, ihm ihren Beifall zu zollen, indem sie ihm gnädig zunickte und seine treue Anhänglichkeit an ihr Haus lobte.

— „Es charmirt mich", — erwiederte sie ihm auf seine ehrfurchtsvolle Anzeige der beabsichtigten Abreise und deren Zweckes, — „zu sehen, daß Er der Wohlthaten eingedenk ist, für welche Er und seine Mutter unserem Hause obligirt ist, und Er mag aus der Vergangenheit erkennen, daß Wir die, wenngleich pflichtschuldige Devotion treuer Diener wohl zu estimiren wissen! Wollte Gott, dieser Geist bescheidener Submission des Volkes unter die göttliche Institution der Noblesse wäre nicht überall erstorben! Alle diese Misère wäre uns erspart worden!" —

Christel war viel zu sehr erfüllt von der Wichtigkeit seines Vorhabens, um besonders auf die Worte der Fürstin,

die ihm ohnehin nicht ganz verständlich waren, zu achten. So begnügte er sich denn damit, seine Lippen ehrfurchtsvoll auf die ihm gnädig zum Kusse dargereichten, knöchernen Fingerspitzen zu pressen und sich dann frohgemuth an die Vorbereitungen zu machen, die ihm Baron Wellheim als unerläßlich bezeichnet hatte, um den Erfolg seines Wagnisses wenigstens halbwegs sicherzustellen.

Bald waren dieselben getroffen, und seiner Abreise stand nichts mehr entgegen, als — sein eigenes Herz!

Ueber den Sorgen um Clara und deren Angehörige hatte Christel nämlich sein eigenes Lebensziel keineswegs aus den Augen gelassen. Da er aber seine Mutter in ihrem tiefen, selbst seinem warmfühlenden Herzen kaum verständlichen Schmerze über Emerichs trauriges Schicksal nicht an die Erfüllung ihres ihm gegebenen Versprechens erinnern, wohl auch einsehen mochte, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gemüthsstimmung keine geeignete Fürsprecherin seiner Wünsche sein dürfte, so hatte er sich ursprünglich dazu bequemt, die Wiederkehr einer ruhigeren Stimmung abzuwarten, zumal er sich sagen mußte, daß die gegenwärtigen Zeitverhältnisse keineswegs danach angethan waren, den hochbetagten Abt zu einer Reise zu veranlassen, von deren Fährlichkeiten und Dauer sich Christel allerdings keine auch nur annähernd richtige Vorstellung machen konnte.

Sein Entschluß, die Vermißten in Feindesland auf-

zusuchen, machte ihm jedoch ein längeres Zuwarten unmöglich.

Zwar wünschte er nicht, daß der Abt die nach seiner Ueberzeugung unerläßliche Römerreise jetzt gleich, und ohne ihn antrete: im Gegentheile war er fester als je entschlossen, ihn auf dieser Reise zu begleiten, da er sicher war, über Hindernisse zu triumphiren, vor denen Andere zurückgeschreckt wären, und insgeheim darauf baute, den etwaigen Widerstand des Papstes durch seine persönliche Darlegung der Verhältnisse, der absoluten Unmöglichkeit einer Verweigerung seiner so natürlich einfachen Bitte selbst dann noch überwinden zu können, wenn dieß dem Abte allein vielleicht nicht gelingen würde.

Allein, wenn er daher auch die Verschiebung seiner Römerfahrt bis zu seiner Rückkehr von seinem gegenwärtigen Unternehmen als selbstverständlich ansah, so konnte er Letzteres doch nicht beginnen, ohne wenigstens die Gewißheit zu erlangen, daß der Abt seinen Wünschen nicht abgeneigt, daß er seiner Bitte zu willfahren gesonnen sei. Diese Gewißheit allein, das fühlte er, würde ihm Muth einflößen, ihm Kraft geben, allen Fährlichkeiten seiner bevorstehenden Expedition zu trotzen und dieselbe einem guten Ende zuzuführen: um Sabinens, um Claras und des Grafen Schönstein, aber auch um Resis, — um seiner selbst willen!

So entschloß er sich denn, den Prälaten von Heiligen-

kreuz noch vor seiner Abreise aufzusuchen, ihm sein Anliegen vorzutragen und seine Hilfe, seine mächtige Fürbitte für den Fall in Anspruch zu nehmen, als es ihm, woran er nicht zweifelte, mit Gottes Hilfe gelänge, die freiwillig übernommene, schwere Aufgabe zu einem guten Ende zu führen!

* * *

In einem der abgelegensten Theile der inneren Stadt, weitab von dem Getriebe der großen Verkehrsadern, welche dieselbe vom Stefansplatze aus nach Nord und Süd durchziehen, inmitten eines Gewirres von schmalen, krummlinigen, sich vielfach kreuzenden und durchschlingenden Gassen bleibt das Auge des Wanderers unwillkürlich an einem unscheinbaren Hausthore haften, welches in der die Jesuiten- und einstmalige Universitätskirche im Rücken flankirenden Schönlaterngasse plötzlich rechtwinklig vorspringt, und dessen an sich niedrige Oeffnung noch dadurch beträchtlich verkürzt erscheint, daß der vorliegende Straßengrund bedeutend höher ist und der Zugang zu dem Thore, an einem Schöpfbrunnen vorüber, so steil abfällt, daß sich der Eintretende unwillkürlich versucht fühlt, sich zu bücken, um einer unangenehmen Collision seines Kopfes mit der Thorwölbung auszuweichen.

Ueberrascht den Wanderer schon der Umstand, daß ein an sich so unscheinbarer Bau im Stande war, eine immerhin öffentliche Straße zu einer scharfen Wendung

zu zwingen, um die Verbindung mit der nächsten Parallelstraße zu gewinnen, so wird diese Ueberraschung in noch höherem Maße, wenngleich in entgegengesetzter Richtung erregt, sobald er den niederen, unansehnlichen Thorbogen und den dahinter liegenden, eben so anspruchslosen Hausflur gekreuzt hat und nun dort, wo er nichts als enge, schmutzige und vielwinkelige Baraken erwarten durfte, einen weitgedehnten, rechtwinkligen, sonnigen und lichtüberflutheten Hofraum findet, dessen Eine Längs- und beide Querseiten von einfach, aber solid gebauten, mehrstöckigeu Wohngebäuden begrenzt werden, während die zweite, linksseitige Längenfront in der Mitte durch ein breites, luftiges Eisengitter unterbrochen wird, hinter dessen doppelt geöffneten Thorflügeln ein altehrwürdiger, wohlerhaltener Bau zwischen frisch grünenden Akazienbäumen hervortritt.

Verschiedene, an den Gitterstäben angebrachte Verzierungen, sowie eine über dem Portale des Mittelbaues in Stein gemeißelte Mitra nebst Inful und Kreuz lassen uns sofort erkennen, daß wir auf kirchlichem Boden stehen, und jeder Vorübergehende wird uns bereitwilligst darüber belehren, daß wir uns in dem Heiligenkreuzerhofe befinden, einem der bedeutendsten Appertinentien der stillen Cistercienserabtei, deren im ersten Capitel unserer Erzählung Erwähnung geschah.

Die geöffneten Fenster oberhalb des Portals, laut-

los, aber geschäftig an denselben vorübergleitende Gestalten und eine gewisse, strammere Haltung des in der Regel behäbig vor sich hindämmernden Thorwärters begründen die Vermuthung, daß der gewöhnlich so feierlich ruhige Klosterbau, — die den Vorhof umgebenden, profanen Baulichkeiten dienen allerdings durchgehends zu Miethwohnungen und erfreuen sich als Solche eines lebhaften Zuspruches! — hohe Gäste beherbergen.

In der That ist es niemand Geringerer, als der Stiftsabt, der Herr und Gebieter selbst, der seit drei Tagen seine zeitweilige Residenz in der für ihn reservirten Prälatenwohnung aufgeschlagen hat; theils, um, wie es seine Pflicht war, hier wieder einmal nach dem Rechten zu sehen und die Gebahrung seines Wirthschaftsamtes zu controlliren, theils auch, um alte Freunde in der Residenz wiederzusehen, deren schon ursprünglich kleine Zahl in den letzten Jahren noch überdieß durch den Tod beträchtlich gelichtet worden war.

Leopold von Kronau, dessen sich der Leser aus dem ersten Capitel unserer Erzählung entsinnen wird, hat nämlich jene höhere Altersgrenze überschritten, über welche nur wenige, vom Schicksale besonders Begünstigte, oder — Verfolgte gelangen; und wenn er auch sein Haupt trotz der darauf lastenden, nahezu acht Decennien noch aufrecht und stolz erhoben trug, so konnte er sich doch keiner Täuschung darüber hingeben, daß auch seine Zeit

gemessen sei und daß ihn jeder Tag abrufen könne zu jener Wanderung, deren Ziel noch kein Sterblicher ergründet hat, von welcher aber auch noch keiner zurückgekehrt ist, seit Adam und Eva die Frucht vom Baume der Erkenntniß eingetauscht haben gegen die Unsterblichkeit ihres irdischen Körpers.

Er war eben wieder heimgekehrt von dem Leichenbegängnisse Eines jener wenigen Jugendfreunde, die er aus dem einstigen Schiffbruche seines Lebens hinübergerettet hatte in den stillen Friedenshafen seiner Klosterzelle und lehnte, das ernste, von einem Kranze silberweißer Locken umrahmte Haupt, dessen kahlen Scheitel ein violettsammtenes Käppchen deckte, in die wohlgepflegte Rechte gestützt, nachdenklich in einem bequemen Armstuhle, während ein zweiter, jüngerer, doch gleichwohl bejahrter Ordensbruder in ehrerbietiger Stellung seiner etwaigen Aufträge oder Befehle harrte.

— „Ja, mein ehrwürdiger Bruder in Christo“, — nahm Abt Leopold eben wieder das Wort, — „humana vana! Wie lange ist es her, daß unser Freund Lohrmann scherzend seine kräftige Gesundheit pries und sich vermaß, mindestens noch zehn Jahrgänge des köstlichen Weines zu prüfen, den unsere Keller aus den Stiftsgärten zu Thallern beziehen, und der an Vortrefflichkeit den besten Sorten des benachbarten Gumpoldskirchners, ja, selbst des weltgerühmten Vöslauers nichts nachgibt! Keine zehn Tage

sind es, seit er frohgemuth und auf baldiges Wiedersehen aus den Mauern unseres ländlichen Klosters geschieden, und heute haben wir ihn bereits zur Erde bestattet, wo sein Leib morgen, übermorgen, den Würmern zum Fraße dienen mag!" —

— „Resurget in nomine Dei omnipotentis! Er wird wieder erstehen im Namen des allmächtigen Gottes!" — antwortete der Priester, ein Stiftsconventuale und zugleich Vorstand des Wirthschaftsamtes im Heiligenkreuzerhofe, indem er mit der Rechten das Zeichen des Kreuzes über Stirn, Mund und Brust machte.

— „Du sagst es, ehrwürdiger Bruder Martin," — entgegnete Abt Leopold, — „und es liegt ein wunderbarer Trost in dem Gedanken, daß wir nicht für immer scheiden von der Körperwelt, an die wir nun einmal während unserer irdischen Pilgerfahrt gebunden sind!" —

— „Und dennoch", — setzte er halblaut, für sich, hinzu, — „kann sich der Geist so schwer mit dem befreunden, was doch, wie Jeder weiß, unabweislich ist!" —

— „Wüßte ich wenigstens", — flüsterte er fast unhörbar, während Pater Martin sich discret in den Hintergrund zurückzog, um die nicht für ihn bestimmten Worte seines Oberhirten — ungestört belauschen zu können, — „wüßte ich wenigstens, daß meine Stunde nicht eher schlagen werde, als bis ich das letzte Ziel meines Lebens, die Rache an den beiden Menschen, die

mich am bittersten gekränkt, vollständig erreicht habe, ich würde . . .“ —

— „Sagtest Du etwas, Bruder Martin?“ — unterbrach er sich mit einer jähen Erhebung seines Hauptes.

— „Nichts, mein ehrwürdigster Herr und Gebieter!“ — antwortete Pater Martin, indem er aus der lauschenden Stellung, die er angenommen hatte, sobald er sich unbeobachtet wähnte, blitzschnell in seine frühere, demüthige Haltung zurücksank und das unwillkürliche Aufleuchten des lauernden Blickes unter den tief gesenkten Augenlidern verbarg.

Allein Abt Leopold achtete längst nicht mehr auf ihn!

Auf seinen Sitz zurückgelehnt, schien sein Auge planlos in's Weite zu schweifen, während die gespannten Züge seines trotz des hohen Alters noch von voller Gesundheit zeugenden Gesichtes deutlich erkennen ließen, daß sein Geist in ernster Thätigkeit befangen sei.

Zwar drang kein verrätherischer Laut mehr über seine festgeschlossenen Lippen an das Ohr des Lauschers; aber der wechselnde Ausdruck seines Gesichtes, welcher bald tiefe Trauer, bald wilden Schmerz oder triumphirenden Hohn verrieth, konnte einem so scharfen Beobachter, wie Pater Martin, um so weniger entgehen, da er von dem früheren Leben seines Vorgesetzten theils aus dessen eigenem Munde, theils aus einer Fülle seit langen Jahren gesammelter Notizen gerade hinlänglich viel wußte, um

sich den Rest combiniren und die Gedanken, welche jenen seit längerer Zeit fast ausschließlich beschäftigten, errathen zu können.

Wechselnde Bilder der Vergangenheit zogen an Leopold von Kronaus geistigem Auge vorüber.

Er sah sich als jugendkräftigen, lebensfrohen Cavallerie-Officier an der Spitze seiner Escadron auf den Feind eindringen, die weichenden Schaaren seines Regimentes zum Stehen bringen, sie zu erneutem Angriffe anfeuern. Hui! wie die Schwerter blitzten, die Hiebe flogen, die getroffenen Reiter stürzten und von den davonstürmenden Pferden im rasenden Laufe am Bügel dahingeschleift wurden über das blutgetränkte Blachfeld! Wie die Feinde stutzten, wichen, endlich in wilder Flucht enteilten, und er, jubelnd, heldenstolz, ihnen nachsetzte, bis der Sieg gewonnen war und der Feldherr, der jugendliche, allverehrte Erzherzog Carl, den rückkehrenden Sieger vor der Fronte seines Regimentes umarmte!

Er sah sich, die heißgeliebte, nach langem Werben errungene Braut im Arme, dahinstürmen im wirbelnden Tanze auf den glatten Parquetten des kaiserlichen Redoutensaales, ihr glühende Liebesworte in das willig lauschende Ohr flüsternd, während sein heißer Athem ihren Nacken, ihre wallenden Locken seine Wange streiften!

Vorbei!

Dumpfe Verzweiflung erfüllte die Brust des be-

trogenen, um schnöder, irdischer Vortheile willen verlassenen Bräutigams, und glühender Haß zerfleischte das Herz, das gestern noch in süßen Liebesträumen geschwelgt! Ruhm, Ehre, Glück, Alles dahin; zerstört, vernichtet durch die Treulosikeit einer adelsstolzen, herzlosen Coquette, der er, — Thor, der er war! — sein bestes Herzblut, sein Alles, sich selbst, zu eigen gegeben!

Aus jahrelanger Umnachtung dämmert ihm endlich das Bild des aus unnennbarem Leid und stürmisch drohendem Untergange in die stille Zelle des Mönches geretteten Schiffbrüchigen, der des Lebens schwere Bürde zum zweiten Male auf sich genommen, um in der Heilung fremden Leides Linderung zu suchen der eigenen Qual!

Eine barmherzige Fügung führt ihm ein Menschenkind zu, das, gleich ihm unschuldig leidend, noch elender ist, als er! Denn, während ihm zwar das Herz gebrochen, sein Glück geraubt wurde von dem Weibe, an das er seine Liebe weggeworfen, hat er seine Ehre, den makellosen Schild einer kurzen, aber ruhmvollen Vergangenheit, unversehrt gerettet aus dem Schiffbruche seines Lebens: jene Unglückliche dagegen hat Ehre, Unschuld und Lebensglück geopfert einem Gewissenlosen, der sie, nachdem er sie, die Vertrauende, die Unschuldige, verführt und entehrt, herzlos hinausgestoßen in Elend und Schmach!

Am Grabe ihres vorzeitig gebor'nen Kindes hatte er die Vergehende aufgelesen in ihrem Jammer, hatte sich

ihrer erbarmt, ihr seinen väterlichen Schutz, — denn längst, ach! lagen die Träume der Jugend hinter ihm! — angedeihen lassen. Er hatte ihr das Geheimniß ihrer Schmach von den widerstrebenden Lippen abgelauscht, er glaubte die Person des Verführers, dessen Namen die Unglückliche hartnäckig verschwieg, aus ihren Schilderungen zu erkennen; noch einmal regte sich das alte Soldatenblut in seinem Herzen, und rasch entschlossen, machte er sich auf, den Verführer zur Rechenschaft zu ziehen, ihn zu zwingen, seinem Opfer, wenn schon nicht das zerstörte Glück, so doch die bürgerliche Ehre wieder zu erstatten.

Der Bösewicht leugnete! Leugnete mit frecher Stirn, wo doch alle Beweise gegen ihn zeugten! Und als Leopold von Kronau, hiedurch empört, sich zu drohenden Worten hinreißen ließ, da überschüttete ihn Hugo von Wellheim mit der ätzenden Lauge giftigen Spottes! Es wäre nicht das erste Mal, höhnte er ihn, daß die Zelle des Mönches irdische Freuden gezeitigt und deren Folgen unter fremdem Mantel zu bergen gesucht! Und wenn es auch Ehrlose gebe in der Welt, die zu solchem Betruge zu kaufen, so habe er, Kronau, sich doch diesmal in der Adresse geirrt, und er möge es einzig dem geistlichen Gewande, das er, Wellheim, ehre, auch wenn es einen Unwürdigen decke, danken, daß er ihn nicht durch seine Lakaien mit der Hetzpeitsche von hinnen scheuche!

Das unglückliche Weib hatte ihre Schmach nicht

lange überlebt, Leopold von Kronau aber an ihrem Grabe geschworen, nicht zu ruhen, bis er den Verbrecher entlarvt, ihn gezüchtigt hätte für den doppelten Schimpf, den er erst seinem unschuldigen Opfer und dann ihm selbst, dem selbstlosen Verfechter ihrer Ehre, zugefügt hatte!

Später freilich, da hatte er, angekränkelt von falscher Weichmüthigkeit, sich versucht gefühlt, Wellheims Benehmen milder zu beurtheilen, der Möglichkeit eines trotz allem, was er wußte, auf seiner Seite unterlaufenen Irrthums in der Person des Frevlers Raum zu geben!

Da brachte Sabine Flamm das neugebor'ne, kränkelnde Kind Hugo von Wellheims in ihre bescheidene Hütte, und von diesem Augenblicke gewann der Haß, die Rachsucht, die bis dahin in Leopold von Kronaus Busen geschlummert hatten, aber niemals erloschen waren, neues Leben!

Dieses Kind, es mußte, — wie? das möge die Zukunft lehren! — das Werkzeug seiner Rache werden! Und je inniger des Vaters Herz sich an dasselbe hängen würde, um so sicherer, vernichtender würde ihn der Schlag treffen, den er in dem Kinde nach dem Vater zu führen entschlossen war!

Doch bedurfte es dazu reiflicher, sorgfältiger Ueberlegung, um Alles wohl zu erwägen, nichts außer Acht zu lassen, was zum Gelingen des Unternehmens beizutragen vermöchte. Leopold von Kronau beschloß daher abzuwarten und sich von den Umständen leiten zu lassen

Er hatte ja warten gelernt!

Fünfundzwanzig Jahre waren es, daß ihn Leonie von Radziwills Treubruch hinausgescheucht hatte in die trostlose Oede der Verzweiflung; mehr als fünf Jahre waren verflossen, seit der charakterlose Guck-in-die-Welt, der ehrlose Wellheim, ihn tödtlich beschimpft hatte, und geduldig hatte er gewartet auf den Tag der Vergeltung! Sollte er jetzt, wo ihm der Zufall ungerufen in die Hände arbeitete, sich selbst um die Früchte seines Abwartens bringen durch vorschnelles Handeln?

So beschränkte er sich darauf, Sabinens Pflegling still, aber sorgfältig zu beobachten, wozu ihm nicht nur seine Stellung als Priester und als Brodherr ihres Gatten, sondern mehr noch die directen Beziehungen Gelegenheit boten, in denen er, wie wir wissen, von früher her zu Sabinen stand.

Die Wahrnehmungen, die er machte, konnten ihn in seinen Vorsätzen nur bestärken!

Die Thatsache, daß weder Vater, noch Mutter, — Letztere kannte er nicht, vermied es auch, um sich nicht vorschnell zu verrathen, sich nach ihrem Geburtsnamen zu erkundigen, — sich um den Knaben kümmerten, verwirrte ihn zwar anfänglich; denn er rechnete bei seinen Plänen hauptsächlich auf das Herz seines Feindes, das er vor Allem zu treffen beabsichtigte. Allein, seine Kenntniß des Lebens in der Gesellschaft sagte ihm, daß eine derartige Vernachlässigung

der Kinder in der ersten Lebensperiode in diesen Kreisen nichts Seltenes sei, daß aber, namentlich den erstgebornen Söhnen, späterhin ausnahmslos eine um so zärtlichere Sorgfalt zugewendet würde, je größer die anfängliche, scheinbare oder wirkliche Vernachlässigung gewesen sei.

Es galt daher vor Allem, das schwächliche, kränkelnde, überdieß an den Folgen einer nicht ganz normalen Geburt leidende Kind dem Leben zu erhalten, um das Instrument nicht wieder zu verlieren, das ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte.

Sabinens sorgfältige Pflege, die gesunde Nahrung und das kräftige, reine Klima des friedlichen Gebirgsthales wirkten, vereint mit den ärztlichen Rathschlägen des erfahr'nen Pater Priors, — jedes Kloster zählte mindestens einen oder zwei ärztlich gebildete Mönche, — zusammen, um das Kind der Genesung zuzuführen, wenngleich dasselbe noch immer an Farbe und Muskelfülle hinter anderen Kindern seines Alters zurückstand, und die leichte Schwellung am mittleren Halswirbel mochte mit der Zeit wohl auch noch verschwinden!

So standen die Verhältnisse, als der Fürstin Leonie Radziwill, nunmehrigen Gräfin Brunneck Erscheinen den Abt aus seiner abwartenden Haltung aufschreckte und seinem sinnenden Geiste eine Perspective öffnete, deren schwindelnde Fernbilder die kühnsten Vorspiegelungen seiner Phantasie tausendfältig überboten!

Leonie von Radziwill die Schwiegermutter Hugo von Wellheims und dieser der Gatte eines Weibes, das er offenbar nur um ihres Vermögens, ihres Ranges willen geheiratet hatte! Beide herzlos und eigensüchtig, wie ihre Mutter, da sie, Beide jung, es sonst nicht über das Herz gebracht hätten, sich ein volles Jahr nicht um ihr erstgebor'nes Kind zu bekümmern und dann erst noch es der Großmutter zu überlassen, nach dem Vergessenen zu sehen!

Er hatte also Recht mit seinem Hasse des herzlosen Verführers, die Zweifel, die ihn hie und da beschlichen hatten, ob nicht doch ein Irrthum in dessen Person unterlaufen sein mochte, waren ungegründet, und er war nur das Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit, wenn er die Rache an seinem Beleidiger vollzog, die nun, Triumph! mit Einem Schlage zugleich die Fürstin Leonie Radziwill treffen sollte, seine treulose Geliebte, einst — seine Braut, die — oh der Schmach! — die ihr großmüthig angebotene Verzeihung mit kaltem Hohne zurückgewiesen hatte!

Ein Schwindel erfaßte Leopold von Kronaus Hirn, als alle diese Gedanken auf ihn einstürmten, und er mußte gewaltsam an sich halten, um dem scharfen Auge der Fürstin den Sturm zu verbergen, der sein Inneres durchtobte!

Die lange Gewöhnung strenger, geistlicher Zucht und der Umstand, daß die Gräfin Brunneck keine Ahnung

haben konnte von dem Zwiste des bejahrten Abtes mit ihrem jugendlichen Schwiegersohne, erleichterten dem Ersteren seine Aufgabe, und nichts ahnend, war die Gräfin in Sabinens Hütte getreten.

Noch hatte Leopold von Kronau keine Vorstellung gewonnen, in welcher Weise er seine Rachepläne verwirklichen könnte, und nur instinctiv, damit seiner Beobachtung nichts, auch nicht das Geringste entgehen könne, hatte er der Fürstin seine Begleitung, — zugleich eine wohlberechnete, ihrer Eitelkeit schmeichelnde Aufmerksamkeit, — angeboten.

Wir erinnern uns, wie er die Fürstin, als er mit Sabinen die Kinderstube erreichte, betroffen hatte: das Eine Kind auf ihrem Arme, heiter mit ihrem Lorgnon spielend, das Andere scheu am Boden kauernd, im Begriffe, sich winselnd unter die Bettstelle zu verkriechen!

Wir haben bemerkt, wie Beide, der Abt sowohl, wie Sabine Flamm, bei diesem Anblicke erstaunt, verblüfft, ihre Schritte hemmten und wie die Fürstin, von dem ungebärdigen Wesen des auf ihrem Arme thronenden Knaben im Sturme gewonnen, die Bewegung nicht einmal ahnte, welche Beider Gemüth durchschauerte; wie die Großmutter bald darauf, alle Einsprüche Sabinens barsch abweisend, den Knaben nach der Stadt entführt, wie er, Leopold von Kronau selbst, Sabinen bewogen hatte, jeden ferneren Widerstand aufzugeben, indem er sie

drohenden Tones fragte, ob sie dem Knaben das Glück mißgönne, das ihm im Schoße der reichen und mächtigen Familie blühe, ob sie das andere, ihrer Pflege dringend bedürftige Kind dem sichern Tode in die Arme treiben wolle, indem sie es jetzt, zu Anfange der harten Winterszeit, von sich lassen wolle in die kalten Mauern der fremden Stadt?

Seither waren abermals mehr als zwanzig Jahre verflossen, und noch immer hatte der Abt die Gelegenheit nicht gefunden, den lange vorbereiteten Schlag nach den Opfern seiner Rache zu führen.

Allein, er hatte, wir wiederholen es, warten gelernt und hatte inzwischen langsam und beharrlich, Faden um Faden, Masche um Masche an dem Netze gearbeitet, mit dem er sie umgarnen wollte, um dasselbe im entscheidenden Augenblicke, gleich der der Fliege auflauernden Spinne, über ihren Köpfen zusammen zu ziehen.

Die zufällige Begegnung mit Gräfin Brunneck bot ihm einen passenden Anlaß, den Verkehr mit ihr unter dem Vorwande einer Erwiederung ihres zweimaligen Besuches in Heiligenkreuz wieder anzuknüpfen.

Das unvermeidliche Zusammentreffen mit Hugo von Wellheim war zwar peinlich genug; doch überwand sich Leopold von Kronau und näherte sich seinem jüngeren Gegner mit der offenen Erklärung, daß es doch wohl möglich sei, daß er seinerzeit im Irrthum gewesen sei,

daß er sich jedenfalls von der Erregung des Augenblickes zu weit habe hinreißen lassen.

Hugo von Wellheim antwortete darauf kühl, aber verbindlich, daß er zwar darauf beharren müsse, mit jener Unglücklichen, die er allerdings in Gesellschaft eines seiner Kameraden häufig getroffen und deren Anmuth und Schönheit ihn lebhaft ergriffen hatte, niemals in näherer Verbindung gestanden zu sein, daß er aber zugeben müsse, daß auch seine directen, schimpflichen Beschuldigungen des Priesters der Begründung entbehrten und er ihn daher wegen derselben um Entschuldigung bitten müsse.

So war, wenigstens äußerlich, das Einvernehmen zwischen Beiden hergestellt worden, und Leopold von Kronau verkehrte seither ziemlich regelmäßig im Hause seiner einstigen Braut und seines ehemaligen Todfeindes.

Leonie von Radziwill gegenüber machte er sich keine Gewissensscrupel über diesen Act vorbedachter Verrätherei. Sie war heute dieselbe kalte, herzlose und adelsstolze Coquette, die einst den liebeglühenden Bräutigam kalten Blutes ihren selbstsüchtigen Zwecken geopfert hatte, und je empfindlicher er sie zu treffen vermochte, um so größer sollte sein endlicher Triumph sein.

Anders war es mit Wellheim!

Der im Unglücke und durch lange Erfahrung geschärften Menschenkenntniß des Abtes konnte es nicht

entgehen, daß nicht Berechnung und Eigennutz, sondern wahre, selbstlose Liebe das Band der Vereinigung zwischen Hugo von Wellheim und Clementinen geschlungen habe, sowie, daß Beide mit aufrichtiger Zärtlichkeit an ihrem Erstgebor'nen hingen, dessen lange Vernachlässigung ihnen durch unabweisliche Verhältnisse und gegen ihren Willen aufgezwungen worden war.

Auch zeigte Hugo von Wellheim sich fortwährend als ein Mann von ehrenhaftem, gediegenen Charakter, seine Gattin als eine Frau von so edler, hingebender Herzensreinheit und Güte, daß Leopold von Kronau mehr als Ein Mal an der Berechtigung seines Hasses gegen Beide irre und in allen seinen Vorsätzen wankend wurde.

Allein dann erinnerte er sich aller Einzelheiten der ihm mitgetheilten Verführung jener Unglücklichen, des blutigen Hohnes, mit dem der Baron in offenbar lügenhafter Weise jede Schuld geleugnet, ja, ihn selbst mit dreister Stirn eines schamlosen Betruges geziehen hatte, und sofort erstarben alle sanfteren Regungen seines Herzens, zumal er sich sagte, daß Wellheim jetzt, als Gatte einer Dame ersten Ranges, mehr als je den Schein wahren und selbst jeden Schatten eines Verdachtes von sich fernhalten müsse.

Clementinens früher Tod befreite ihn übrigens bald von allen weiteren Gewissensscrupeln, namentlich, da er

sah, daß Hugo von Wellheim die Sorge um die Erziehung seines Sohnes widerstandslos der herrschsüchtigen, aber verblendeten Großmutter überließ.

Leopold von Kronau ermangelte nicht, die Fürstin in den Ideen zu bestärken, in denen sie rücksichtlich der künftigen Laufbahn ihres Enkels befangen war, und sie in ihrer tollen Verzärtelung des eigenwilligen, rohen und herrschsüchtigen Knaben nach Kräften zu unterstützen. Ihrer verblendeten Kurzsichtigkeit entging dabei freilich das sardonische Lächeln, mit dem der Abt ihren Plänen über die künftige Größe ihres Enkelkindes, dessen Wiederkehr in die Reihen ihrer fürstlichen Sippe lauschte, so gut sie vollständig vergessen zu haben schien, wie tief sie einst den Mann verletzt hatte, dem sie allmälig ihr volles Vertrauen schenkte, und so gut es ihr entgieng, daß er den heranwachsenden Jüngling in den tollsten Ausschweifungen seiner überschäumenden Jugend unterstützte, ja, ihn sogar zeitweilig mit den hiezu erforderlichen Mitteln ausrüstete, wenn selbst die allezeit bereite Freigebigkeit der Großmutter nicht auslangte, alle seine Launen zu befriedigen.

Etwaigen Einwendungen des Vaters begegnete der Abt mit der Phrase, die Jugend müsse sich austoben, nur der Wein werde gut, der frühzeitig und überschäumend gegohren habe, und ähnlichen Gemeinplätzen, worauf die Großmutter den Vater mit mehr oder minder ver-

blümten Anspielungen auf spießbürgerliche Knickerei, oder selbst darauf, daß es ja doch ihr Geld sei, welches der Junge ausgebe, und daß sie wohl selbst am besten zu beurtheilen wisse, wie weit sie ihm zu gehen gestatten dürfe, vollends zum Schweigen brachte.

Während Leopold von Kronau auf diese Weise einen steigenden, aber verderblichen Einfluß auf der Fürstin Enkelkind ausübte, ließ er anderseits Sabine und deren kränkelnden Sohn nicht aus den Augen.

Er nahm sich des kranken Kindes werkthätig an, sorgte für rechtzeitige Beiziehung erforderlicher, ärztlicher Hilfe, verbesserte die materielle Lage der Eltern, und benützte Sabinens Dankbarkeit für die ihr geleisteten, wichtigen Dienste und ihre Furcht, ihre Kinder durch eine fehlerhafte Erziehung denselben Gefahren preiszugeben, denen sie selbst unterlegen war, um einen entscheidenden Einfluß auf die Feststellung des künftigen Lebensplanes ihres Sohnes zu gewinnen.

Wenn Leopold von Kronau gefragt worden wäre, aus welchem Grunde er ein so nachhaltiges Interesse an dem Kinde seines Klostermayers nehme: er hätte die Frage kaum zu beantworten gewußt!

Thätsächlich fühlte er nicht nur keine Zuneigung zu dem Knaben, sondern weit eher eine beinahe instinctive Abneigung gegen denselben, die er selbst sinnlos, eine Ungerechtigkeit gegen das Kind schalt, das in seiner Hilf-

losigkeit doch ganz gewiß unschuldig war an den Qualen, die ihm Andere bereitet hatten! Allein dessen ungeachtet bestand diese Abneigung, und der Abt bedurfte seiner ganzen Willensstärke, dieselbe vor Sabinens Augen zu verbergen, um nicht jeden Einfluß auf sie und die Erziehung des Knaben zu verlieren!

Allein, je kräftiger das Kind sich entwickelte, je mehr seine wahrhaft liebenswürdigen Herzens- und Gemüthsanlagen, unterstützt durch Sabinens nie rastende Fürsorge, zur Geltung kamen, um so mehr trat jene Abneigung des Abtes in den Hintergrund; und als Christel ihm vollends mit aller Inbrunst seines kindlichen Herzens die reine, dankbare Liebe seiner unverdorbenen Seele entgegenbrachte: da konnte der alte, vergrämte und liebesarme Mönch dem Drange seines Herzens nicht länger widerstehen, und erwiederte Christels kindliche Zuneigung mit der ganzen Fülle wahrhaft väterlicher Liebe!

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß Christel in dem Abte seinen verkörperten Schutzengel verehrte und sich in jeder Lage seines Lebens mit innigstem Vertrauen an ihn wandte. Wo Niemand helfen könne, meinte er in gläubiger Zuversicht, werde der Herr Prälat sicherlich Rath und Hilfe wissen, und so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß sein erster Gedanke bei der inhaltsschweren Wendung, welche sein Gefühlsleben durch die Erkenntniß seiner Liebe genommen, auf den Prälaten

fiel, seinen Berather und väterlichen Freund in allen Lagen seines Lebens!

Zu ihm also lenkte Christel auch jetzt seine Schritte, um dort Hoffnung und Trost in seiner Bekümmerniß und dadurch Kraft zu gewinnen zum glücklichen Vollbringen der freiwillig übernommenen Aufgabe!

* * *

Leopold von Kronau grübelte noch über die sonderbare Laune des Zufalles, der ihn gezwungen hatte, ein ihm fremdes Kind, das ihm nur gleichgiltig sein konnte, ja, das er zuerst gehaßt hatte, aufrichtig und väterlich zu lieben, während er sich kein Gewissen daraus machte, den Sohn eines Standesgenossen, in dessen Hause er auf freundschaftlichem Fuße verkehrte, planmäßig zu verderben und körperlich und seelisch zu Grunde zu richten, als ein bescheidenes, aber bestimmtes Klopfen an der Thür seines Zimmers seinen Gedankengang unterbrach und ihn veranlaßte, den Kopf nach der Eingangsthür zu wenden, welche Pater Martin so weit geöffnet hatte, um den hinter derselben Harrenden erspähen zu können.

Allein, ehe Pater Martin die barsche Abweisung, mit der er den Pochenden von hinnen zu scheuchen gedachte, vollenden konnte, hatte der Prälat dessen Stimme erkannt und ihn augenblicklich hereingerufen.

— „Unser Wunsch, ungestört zu bleiben, ehrwürdiger

Bruder in Christo", — bemerkte er dabei mit sanftem Lächeln gegen den seinen Unwillen mühsam beherrschenden Mönch, — „galt nur unberufenen, aufdringlichen Besuchen Fremder! Ihr wißt aber, mein ehrwürdiger Bruder, daß Christian Flamm uns weder ein Fremder ist, noch daß seine Besuche jemals unberufen oder aufdringlich waren!" —

— „Gott segne Dich, mein Sohn!" — wandte er sich sofort an Christel mit freundlichem Handgruße, während Bruder Martin, unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelnd, mit nur schlecht verhehltem Mißmuthe die Thür hinter dem Eintretenden schloß und sich geräuschlos in eine entfernte Ecke des geräumigen Gemaches zurückzog, um womöglich Zeuge des nun folgenden Gespräches zwischen dem Abte und dessen Schützlinge zu sein.

— „Gott segne Dich, mein Sohn!" — wiederholte der Abt, ohne Bruder Martins Manöver zu beachten, während Christel die ihm dargebotene Rechte an die Lippen führte und ehrerbietig küßte; — „Was führt Dich zu mir?" —

— „I' bitt', E'r Gnad'n, Herr Prälat", — antwortete Christel, — „i' mecht' halt gern beicht'n!" —

— „Beichten?" — fragte der Abt überrascht, während der Mönch gleich dem das Wild witternden Spürhunde die Ohren spitzte; — „Beichten? Heute? Und hier?" —

— „E'r Gnad'n hab'n m'r oft g'sagt", — entgegnete Christel ohne Zaudern, — „daß m'r seine Sind'n abthun soll, wan mer was recht Ernstlich's z'thuen vor sich hat! Na, und wail i' jetz' in den Fall bin und net bis morig'n warten kann, i' a' net waaß, ob i' E'r Gnad'n morig'n no' in der Schtadt finden thaat', und das, was i' z'beicht'n hab', neam'd Andern net beicht'n kunnt', als nur E'r Gnad'n allanig: so mecht' i' halt recht schen bitt'n, daß E'r Gnad'n mi' jetz' Beicht her'n thaat'n!" —

— „I' wir's kurz mach'n!" — setzte er treuherzig hinzu.

Der Abt lächelte dem Jünglinge wohlwollend zu und nickte.

— „Du sollst Deinen Willen haben, mein Sohn!" — sprach er milde.

— „Der Jüngling will beichten, mein ehrwürdiger Bruder in Christo", — fügte er, ohne sein Haupt zu wenden, hinzu, — „und Wir haben beschlossen, seinem Wunsche zu willfahren!" —

Bruder Martin senkte schweigend das Haupt und verließ lautlos das Zimmer, in seinem Innern den Spiegel verfluchend, der dem Abte sein Versteck verrathen hatte.

— „Wohlan, mein Sohn!" — nahm der Abt wieder das Wort; — „Wir sind allein!" —

Christel beugte ehrfürchtig das Knie vor dem Priester, in dem er neben seinem väterlichen Freunde den Diener und Stellvertreter Gottes verehrte, und verrichtete mit frommer Andacht jene erhabeneinfachen Gebete, welche der katholische Ritus dem Mysterium der Ohrenbeichte vorangehen läßt, und die niemals verfehlen, auf das gläubige Gemüth des andächtigen Beichtkindes jenen Eindruck zu machen, welcher geeignet ist, ihm die Heiligkeit der Handlung, die er zu vollziehen im Begriffe ist, zum vollen Bewußtsein zu bringen.

— „Nun denn!“ — nahm der Abt das Wort, nachdem Christel seine Gebete beendigt hatte und zögernd innehielt; — „Was ist es, das Dein Gewissen beschwert? Oder willst Du mir zunächst das ernstliche Unternehmen anvertrauen, zu dem Du Dich durch die Tröstungen unserer heiligen Religion zu stärken wünschest?“ —

Christel nickte lebhaft mit dem Kopfe.

— „Ja, E'r Gnad'n!“ — sprach er rasch; — „Döß wird schier 's G'scheidteste san!“ —

— „E'r Gnad'n, Herr Prälat wissen“, — nahm er wieder das Wort, da ihn der Abt fragend ansah, — „daß der Baron Emerich . . . .“ —

— „In Herrn Baron Wellheim sein Sohn“, — fügte er, da der Abt bei Emerichs Erwähnung zuckte, hinzu, obwohl er wußte, daß eine solche Erläuterung hier überflüssig war, und fuhr dann fort: — „. . . in

dera Pestbud'n von die Reböller, in der Festung z'ruckblieb'n is; mit'n Generalen Heinzel, was von die Reböller nachher derschlog'n wor'n is!" —

— „Weiter, weiter!" — machte Abt Leopold, da Christel einen Augenblick innehielt.

— „Na", — entsprach Christel dieser Aufforderung, — „da mecht' i' halt füri tauch'n mit mein' Zeig'l nach dera Pestbud'n, und a biß'l zubi schau'n, was s' eigentli is mit'n Baron Emerich und mit unsern Herrn Graf'n, mit'n Brauderer von unserer Gnä' Frail'n, und ob i' ihna net außihölf'n kunnt', wan s' halt 'leicht do' no' lebeten!" —

Abt Leopold starrte den Jüngling sprachlos an. Sein Auge glühte, seine Stirn röthete sich, und ein leises Zittern überlief seine Gestalt.

— „Du?" — sprach er, nachdem er seine Fassung mühsam wiedergewonnen hatte; — „Du willst den Baron Emerich aufsuchen? Ihn retten aus den Händen der fanatisirten Feinde?" —

— „Und unsern Herrn Grafen a'!" — entgegnete Christel einfach.

— „Wan s' halt no' leb'n, natürli'!" — fügte er mit einem leisen Seufzer bei.

Der Abt antwortete nicht sogleich.

Christels heroischer Entschluß hatte ihn überwältigt, und er mußte sich erst sammeln, um Klarheit darüber

zu gewinnen, ob er den Jüngling in seinem Vorhaben bestärken, unterstützen, oder dasselbe bekämpfen, ihn davon abbringen solle.

Er hatte Emerichs Abgang zur Occupations-Armee zuerst nicht gern gesehen. Nicht sein möglicher Tod war es, auf welchen er bei seinen Plänen baute, sondern sein Leben! Ein Leben, das nach der Entartung, der der junge Wüstling verfallen war, in sich selbst schon dem scheinheiligen Vater, der bornirt stolzen Großmutter ausgezeichnete Qualen bereiten, ihr Haus über kurz oder lang auch mit offenkundiger Schande und Schmach bedecken mußte! Diese allein schon wäre aber eine empfindliche Züchtigung für Beide gewesen, wenn auch alle anderen Pläne scheitern sollten, welche der Abt auf dieses verlor'ne Leben baute!

Nur widerstrebend hatte er sich daher in das Unabänderliche gefügt, sich im Stillen mit der Hoffnung tröstend, Emerich werde, sein Leben höher schätzend, als seine Ehre, sich der Gefahr zu entziehen, den Rückweg in die Heimat unversehrt zu finden wissen.

Die Berichte über Emerichs heldenmüthige Todesverachtung, — ein greller Gegensatz zu seinem ganzen, bisherigen Leben, in welchem er sich stets nur den Schwachen gegenüber stark gezeigt hatte, während er vor den Starken feige zurückgewichen war, — hatten ihn vollkommen irre werden lassen an dem Charakter des jungen Mannes,

von dessen letztem, erschütternden Erlebnisse in der Heimat er freilich keine Kenntniß hatte.

Gewohnt, gegebene Thatsachen als unabänderlich hinzunehmen, hatte er sich darein gefügt und die Kunde von Emerichs wahrscheinlichen Untergange mit jener fatalistischen Ergebung hingenommen, mit der etwa der Muselmann den Streithengst, der ihn an's Ziel seines Raubzuges bringen soll, plötzlich im feindlichen Feuer unter seinen Schenkeln zusammenbrechen sieht. Er zieht die Füße zum raschen Absprunge aus dem Steigbügel, während sein Auge bereits nach einem andern Rosse umherspäht, mit dem er das Ziel erreichen könnte.

Nun legte ihm Christel mit schlichten Worten die Möglichkeit nahe, daß Jener nicht gefallen sei, daß er lebe und gerettet werden könne! Ja, mehr als das! Er hält sich davon überzeugt, spricht er doch davon, nicht bloß ihn, sondern auch dessen Freund und Schicksalsgefährten, Claras Bräutigam, in die Heimat zurückzubringen.

Und wer ist es, der dieses kühne Rettungswerk unternimmt? Christel, der einfache, schlichte Bauerssohn, der nun mit frommgläubiger Zuversicht seinen Segen erbittet zu dem Werke, das er beginnt in Bethätigung jener Grundsätze, die er, Kronau, seinem jungen Schützlinge eingeprägt hatte — im Gegensatze gegen seine eigene Handlungsweise, fast gegen seinen Willen und bezwungen

von der hinreißenden Gewalt, die ihm aus dem reinen Kindesauge entgegengestrahlt!

Und Christel, dieses Kind in Mannesgestalt, er ahnt es nicht einmal, was er unternimmt, wessen Rettung er sich unterzieht mit Gefahr, vielleicht auf Kosten seines eigenen Lebens!

Nein, nein! Das darf er nicht zulassen! Dieser arglose Jüngling, dieses reine Menschenkind, das sein Herz bezwungen gegen seinen eigenen Willen, das soll nicht auch noch geopfert werden! Mögen seine Pläne scheitern, seine Rache unvollständig bleiben! ..... Um diesen Preis wäre ihr Gelingen zu theuer erkauft! ...

— „Du!“ — wiederholte er endlich mit tiefernster Stimme.

— „Weißt Du auch“, — nahm er sogleich wieder das Wort, — „wen Du da retten willst mit Gefahr Deines eigenen Lebens?“ —

— „Na ja!“ — antwortete Christel verwundert; — „Hab' i' 's E'r Gnad'n nit schon glei' g'sagt? In Baron Emerich, in Baron Wellheim sein' Sohn und unsern Grafen!“ —

— „I' waar' 'leicht nit glei' d'rauf 'kumma“, — fuhr er unbefangen fort, — „den i' hätt' just ka b'sond're Schneid' nit d'rauf g'habt weg'n eam, ..“ — er betonte das Pronomen.

— „Mit unsern Grafen, natürli', da is 's schon

ganz was And'res!" — unterbrach er sich, nahm aber den Faden gleich wieder auf, — „... wan's halt net von weg'n meiner Muatta waar', die si' gar so vüll kränkt über'n Baron Emerich, völlü' unmenschli'! Und i' kann halt d' Muatta net wanen seg'n, E'r Gnad'n! Natürli', sie hat's ja a' net g'litt'n, wan i' g'flennt hab', wir i' no' a Kind bin g'wes'n, bis s' mi' wieder außi='batzt hat, wan mer was weh' 'than hat!" —

Der Abt faltete still die Hände und blickte mit frommer Rührung auf den zu seinen Füßen knieenden Jüngling! Sanfte Ruhe lag auf seinen Zügen; in seinem Herzen schwiegen, — für den Augenblick wenigstens, — alle bösen Gedanken und Gelüste.

— „Und uns're Gnä' Frail'n," — fuhr Christel inzwischen unbefangen fort, — „die mecht' i' halt a' wieder alert seg'n, wie s' allewail g'wes'n is, so lang' i' s' 'kennt hab', und döß kan net g'scheg'n, bis s' net unsern lieb'n Graf'n wieder hat, und in Baron Emerich, ihnern Bruada! Und i' kan s' halt net wanen seg'n a', die Gnä' Frail'n, wan i' 's ändern kunnt', wail i' s' so vüll gern hab', als ob s' heili' und richti' mein' eign'e, leibliche Schwestern waar'!" —

— „Clara?" — fuhr der Abt überrascht auf und heftete einen durchdringenden, fragenden Blick auf Christel.

— „Clara", — wiederholte er ruhiger, — „Deine Schwester?" —

— „Die Baronesse Wellheim!“ — setzte er fast flüsternd hinzu.

— „Na ja,“ — entgegnete Christel ruhig, — „döß waaß i' ja eh', daß s' a Baronin is und i' bin nur a Fi-aker!“ —

— „I' bitt'“, — unterbrach er sich, — „i' thue mi' net schamen, daß i' a Fi-aker bin, eh' conträr, i' bin heili' stolz af mein Zeig'l, weil's ka Zweit's net gibt, als wie mein's!“ —

— „Aber destweg'n“, — griff er den früheren Gedanken wieder auf, — „is a Baronin do' ganz was And'res, als wir a Fi-aker, döß waaß i' eh'!“ —

— „Aber derentweg'n“, — fuhr er fort, — „hab' i' s' halt do' gern, als ob s' mei' Schwestern waar', und wir i' s' g'fragt hab', ob's ihr recht waar', wan i' in Baron Emerich such'n ganget, und unsern Herrn Graf'n, da hat s' halt a' g'sagt, daß s' zu mir schteh'n wüll, wir a Schwester zum Brudern, und hat mi' af d' Schtirn 'kißt, und i' hab' s' a' af d' Schtirn kiss'n derf'n, ehenter, als i' von ihr wecka 'gang'n bin! —

Abt Leopold unterbrach den Jüngling nicht! Eine mächtige Bewegung hatte sein ganzes Wesen ergriffen und regungslos lauschte er den Worten seines — Beichtkindes? — Nein! — Seines Gewissensmahners, vielleicht .... seines Seelenretters!

— „Z'allererscht aber“, — fuhr Christel inzwischen

fort, und seine Stimme hob sich, sein Auge funkelte bei den folgenden Worten in tiefer Bewegung, — „z'allererscht hab' i' 's mei'm Reserl g'sagt, meiner . . .“ — er stockte, faßte sich aber rasch, — „ . . . und d' Reserl, de hat g'sagt, daß döß mehr is, als a Mensch von mir verlang'n kunnt', und daß s' fir mi' beth'n wird, daß i' 's zu an' guaten End' bring'! Und wan d' Reserl sagt, daß 's recht is, dan muß 's a' g'wiß recht san, E'r Gnad'n, Herr Prälat, wail d' Reserl niemals net sag'n kunnt', daß was recht is, wan 's net recht waar'!“ —

— „Und so thaat' i' halt E'r Gnad'n in Herrn Prälaten recht schen bitt'n“, — schloß Christel seine Rede, die der Abt mit keiner Silbe unterbrochen hatte, — „daß S' mir Ihnern Seg'n gebeten zu dera Raas', daß i' 's halt ja g'wiß ferti' bring'n kunnt'!“ —

Mit diesen Worten faltete Christel die Hände und blickte fromm zum Abte auf.

Leopold von Kronau legte feierlich beide Hände auf Christels demüthig sich beugendes Haupt und hob sein Auge zum Himmel.

So verharrten Beide, der Jüngling und der Greis, in stummer, aber inbrünstiger Andacht.

Endlich unterbrach der Abt die lautlose Stille.

— „Christel“, — hub er an, — „Du hast mich gebeten, Dich zu segnen zu Deinem Beginnen, und etwas

Großes ist es in der That, was Du zu unternehmen im Begriffe bist!“ —

— „Allein“, — nahm er nach einer kurzen Pause wieder das Wort, während Christel in seiner gebeugten Haltung vor ihm verharrte, — „bevor ich Deiner Bitte und dem Drange meines eigenen Herzens willfahren darf, muß ich Dich daran erinnern, in welcher Absicht Du, nach Deinen Worten, zu mir gekommen bist!“ —

— „Was ist es“, — setzte er mit ernster Betonung hinzu, während Christel fragend zu ihm aufsah, — „wovon Du Dein Gewissen entlasten wolltest, bevor Du Dich in die Gefahr begibst, in der Du, ich verhehle es mir nicht, untergehen kannst? Was wolltest Du beichten?“ —

Christel schrack zusammen! In dem Gedanken an sein Vorhaben, in der Erinnerung an die eben durchlebten, bewegten Scenen, hatte er längst auf sich selbst, auf seine eigenen Hoffnungen und Qualen vergessen, auf seine Befürchtungen und seine Wünsche!

Die Frage des Priesters brachte ihm dieselben nun plötzlich wieder zum Bewußtsein, und so rasch, so unvermittelt war dieß geschehen, daß er im ersten Augenblicke vergebens nach Worten suchte, seinen Gedanken Ausdruck zu geben!

Als er endlich die nöthige Fassung wiedergewonnen hatte, hob er sein Auge frei zum Antlitze des Abtes, der ihn aufmerksam, aber regungslos beobachtete, und ant-

wortete auf des Letzteren Frage schüchternen, doch festen Tones:

— „I' waaß sölber net g'wiß, ob döß, was i' in Herrn Prälaten beicht'n möcht', an eigentliche Sind' is, oder net, wail 's beim Adam und der Eva ihnere Kinder a' ka¯Sind' net g'wes'n is, und wail 's völli' vom Himmel über mi' kummer is!" —

— „Aber", — fuhr er, einer Frage des durch diesen Eingang vollständig verblüfften Abtes zuvorkommend, rasch fort, — „döß waaß i' g'wiß, daß der Herr Prälat in Christel gern hölf'n thuen, wo S' eam hölf'n kinnen, und wail i' moan', daß S' mir jetz' a' hölf'n kinnen und hölf'n wer'n, so mecht' i' halt recht schen bitt'n, daß i' in Herrn Prälaten Alles sag'n derf!" —

— „Sprich, Christel!" — entgegnete Abt Leopold, der weniger als früher ahnte, wo Jener eigentlich hinaus wollte.

Christel aber begann nun sofort in schlichten, aber beredten Worten die Schilderung seines Gemüthszustandes. Von den ersten, kindlichen Anfängen seiner Herzensneigung zu seiner Schwester hinauf bis zu der Scene, in der ihnen Beiden plötzlich die Erkenntniß der wahren Natur ihrer Liebe offenbar geworden war, und weiter bis zu der letzten Auseinandersetzung an Resis Krankenbette, enthüllte er die geheimsten Impulse seines redlichen Gemüthes. Er berührte flüchtig das Attentat auf Resis

jungfräuliche Ehre, dem sie beinahe zum Opfer gefallen wäre und verschwieg weder, — es geschah ja unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, — den Verdacht, den er in seinem Innern auf Emerich geworfen, noch den gesunden, aufrichtigen Haß, der ihn in Folge dessen gegen den Frevler erfüllte, den er erst nach schweren, bitteren Seelenkämpfen, aus Liebe zu seiner Mutter und zu Baronesse Clara, niedergerungen habe.

Er trug nun dem Abte seine Bitte um dessen Hilfe vor, erwähnte, welcher Art Hilfe er von ihm erhoffe, wie er selbst dabei mitzuwirken gedachte und schloß mit der Versicherung, daß ihm nur die Aussicht auf Gewährung dieser Hilfe die erforderliche Kraft verleihen könnte, das Wagniß zu bestehen, das er zu unternehmen im Begriffe stehe.

Nachdem er seine Erzählung, hochathmend, beendet hatte, senkte er demüthig das Haupt und harrte schweigend der Antwort seines Zuhörers.

Abt Leopold aber vermochte lange nicht zu antworten!

Die widerstrebendsten Gedanken und Gefühle hatten sein Inneres zerrissen, während er äußerlich kalt und ruhig den Worten des Jünglings lauschte.

Daß dem Letzteren geholfen werden müsse, das stand für ihn außer Frage! Zu tief war ihm der treuherzige Bursche in's Herz gewachsen, und wenn schon alles An-

dere gescheitert war, oder scheitern sollte, was er bisher als die Aufgabe seines ganzen Lebens betrachtet hatte: um diese einzige, wenn auch unverdiente Frucht seines Wirkens durfte er nicht auch noch betrogen werden! Christel sollte, mußte glücklich werden, und sollte er, Kronau, darüber sich selbst, seine Existenz und Ehre auf's Spiel setzen!

Aber war denn dieß nothwendig? Mußte er denn sich selbst zum Schurken, zum Betrüger machen, um dieses Ziel zu erreichen?

Waren es nicht andere, dritte Personen, denen er einen, wenn schon nicht beabsichtigten, so doch leichtfertig begonnenen, gegen alle Einwendungen eigensinnig behaupteten und consequent durchgeführten Betrug aufbürden und in die Schuhe schieben konnte?

Und, — oh, des dreifachen Triumphes! — diente er dadurch nicht gleichzeitig seinen eigenen, finsteren Plänen? Konnte er nicht auf diese Weise Christel glücklich machen und zugleich seine Rache vollständiger, nachhaltiger sättigen, als er es in seinen kühnsten Träumen jemals hätte erfinden können?

Aber wie?

Daß die päpstliche Dispens einer Ehe zwischen Geschwistern, die Christel in seiner Einfalt als etwas so Natürliches voraussetzte, ganz und gar undenkbar sei, stand außer Frage!

Christels Wünsche konnten also nur dann Erhörung finden, wenn er nicht Resis Bruder war!

Und hier war es, wo sich dem Abte die Möglichkeit bot, sowohl die stolze Fürstin, als deren Schwiegersohn bis in's Herz hinein zu treffen, auf das Tödtlichste zu verwunden! Es galt nur, den Hebel am gehörigen Punkte anzusetzen, um Beide um Ehre, Ruhe und Glück zu bringen, ihren mißrathenen Sprößling in den tiefsten Abgrund des Elendes und der Schmach hinabzustoßen und Christel, den unschuldigen, vertrauenden Christel nicht blos glücklich, sondern auch reich und mächtig zu machen!

Müssen nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse so oft die Bösen wider ihren Willen zu Werkzeugen des Guten werden: wohlan! Dieses Eine Mal soll der Gute das Werkzeug des Bösen sein, und Satan selbst vermöchte dies nicht sicherer, vollständiger zu bewirken, als er, der in Ehren ergraute, fromme Abt eines glaubensstarken Mönchsklosters, — er, der betrogene Bräutigam eines herzlosen Weibes, der blutig gehöhnte Gegner eines ehrlosfrivolen Heuchlers!

Vergessen waren alle guten Vorsätze, welche einen Augenblick früher in Kronaus Herzen gekeimt hatten; verflogen, wie Spreu vor dem Winde, alle Gedanken an Verzeihung und Vergebung erlittenen Unrechtes! — „Rache!“ — rief es in seinem Innern, nach Rache dür-

stete seine verschmachtende Seele und Rache, blutige, unerbittliche Rache war nun in seine Hand gegeben!

Eine wahrhaft teuflische Freude durchleuchtete bei diesem Gedanken Kronaus Züge, und würde Christel in diesem Augenblicke sein Antlitz zu ihm erhoben haben, er wäre in Entsetzen geflohen vor diesem haßverzerrten Gesichte!

Allein Christel harrte noch immer regungslos der Erwiderung des Abtes, den er in stummer Sammlung seiner Gedanken wähnte, und Kronau war zu sehr an strenge Selbstbeherrschung gewöhnt, um seine äußere Ruhe nicht rasch wieder zu gewinnen und die erregten Züge seines Gesichtes in die gewohnte Maske sanften Gleichmuthes zu zwingen.

Dabei war aber sein Geist unablässig beschäftigt, den Gedanken, der sich ihm aufgedrängt hatte, auszugestalten bis in seine letzten Consequenzen, und Zug um Zug nahmen seine Ideen greifbare Formen an, bis sie sich zu einem festen, wohlgeordneten Plane verdichteten.

Er vergegenwärtigte sich die Scene bei der Fürstin Leonie erstem Auftreten in Sabinens Hütte, bei ihrem zweiten, bald darauf folgenden Besuche; er sah sie mit dem ungebärdigen, gesunden Kinde am Arme, das andere, kränkelnde Kind mit Verachtung von sich weisend.

Woher wußte sie, daß Jenes und nicht Dieses ihrer Tochter Kind? Hatte sie danach gefragt, hatte sie Sa-

bine auch nur anhören wollen, als diese Einwendungen erhob gegen die vorschnelle Entfernung des kaum, keineswegs vollständig genesenen Kindes aus der Umgebung, in der allein es wirklich gesunden konnte?

Mußte sie bei dieser Einwendung sich nicht dessen entsinnen, unter welchen Umständen ihr Enkelkind zur Welt gekommen, wie gerade seine Schwäche, sein leidender Zustand es gebieterisch erfordert hatten, daß es der ländlichen Pflege seiner Amme übergeben werde, und lag in allen diesen Thatsachen nicht ein zwingender Grund für die Fürstin, sich doch vor Allem Gewißheit darüber zu verschaffen, welches von den beiden Kindern denn in Wahrheit ihr Enkelkind sei?

Aber nein!

Leonies Stolz hatte sich gegen die Zumuthung empört, daß ein gewöhnliches Bauernkind in irgend einem Punkte, und wäre es auch in rein physischer Beziehung, ihrem fürstlichen Sprossen überlegen sein könne, sie konnte es nicht fassen, daß ein Bauernlümmel ihr dreist und keck in's Angesicht zu lachen, ihr Lorgnon und ihre Seidenrobe spielend zu verderben wagen würde, während das Fürstenkind sich vor der blaublütigen Grandmamman scheu und winselnd verkröche!

Und sowie sie, noch bevor sie die beiden Kinder gesehen, die Zumuthung mit Entrüstung zurückgewiesen hatte, daß die Natur sich so sehr vergessen hätte, um eine Ver-

wechslung zwischen einem Abstämmlinge uralten Adels und einem plebejischen Bauerskinde auch nur möglich zu machen, so durfte sie jetzt, nachdem sie bereits entschieden hatte: — „Dieser ist mein Enkelkind!“ — keine weitere Erörterung dulden, welche sie vielleicht — horreur! — eines Irrthums überwiesen haben würde!

Und wenn sie sich nun dennoch geirrt hätte? Ja, vielleicht sogar *absichtlich* — denn wie hätte sie das *gesunde* Kind leichten Herzens hingeben können für das *Kranke*? — geirrt hätte??

Und wenn es nun gelänge, sie dieses freiwilligen, *beabsichtigten* Irrthums zu überführen, oder auch nur Zweifel anzuregen an der Richtigkeit ihrer damaligen, jedenfalls leichtfertigen, übereilten Entscheidung?

Wie segnete Abt Leopold heute den Impuls, der ihn damals getrieben hatte, dem ferneren Widerstande Sabinens gegen die Entführung des Kindes Einhalt zu thun und die Fürstin dadurch in ihrem Irrthum zu bestärken, ohne daß ihm eine Schuld beigemessen werden konnte, *wenn sie im Irrthum war!*

Aber selbst dieß ist ja ganz unwahrscheinlich, und dann ... dann möge sich Christel erfreuen an der ihm winkenden Baronie, und die Fürstin? — — An dem Enkel, der ihr Fiakerknecht, an dessen Gattin, die ihre Wäscherin! .... —

Laut aufjubeln hätte der Abt mögen bei diesem

Bilde seines unbegrenzten, unendlichen Triumphes, und er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um sich soweit zu sammeln, daß er, eingedenk der Stellung, in der er sich Christel gegenüber befand, mit scheinbarer Ruhe endlich das Wort an den Jüngling richten konnte.

— „Was Du mir heute mitgetheilt hast, Christel“, — hub er mit mildem, salbungsvollem Tone an, — „ist zwar außergewöhnlich und geht weit über die Grenzen dessen hinaus, was uns im alltäglichen Leben zu begegnen pflegt!“ —

— „Aber eine Sünde“, — fuhr er liebreich lächelnd fort, da er Christels in angstvoller Spannung gehobenen Blicken begegnete, — „vermag ich in Diener Liebe zu Deiner ... zu Resi nicht zu erblicken, zumal Ihr Beide Eurer natürlichen Leidenschaft selbst den heilsamen Zügel der Selbstbeherrschung und Mäßigung auferlegt und in Eurem festen Glauben Euch entschlossen habt, Euch meiner Führung zu überlassen!“

— „Ich nehme daher keinen Anstand, mein Sohn“, — nahm er nach einer kurzen Pause wieder das Wort, — „Dir die gebetene Absolution zu ertheilen und des Himmels Segen über Dich herabzurufen zum Gelingen Deines großherzigen Unternehmens!“ —

Der Jüngling senkte froh bewegt und in tiefer Andacht das Haupt, über welchem der Priester langsam feierlich die sacramentalen Worte der Absolution sprach.

— „Was aber“, — begann der Abt, nachdem er die heilige Handlung beendigt und Christel auf seinen Wink sich von seinen Knieen erhoben hatte, von Neuem, — „was Deine Bitte um meine Fürsprache beim heiligen Vater anbelangt, auf daß er Deine eheliche Verbindung mit Deiner Schwester gestatten möge, so kann ich Dir kein Hehl daraus machen, daß der Erfüllung dieses Deines Wunsches große, wo nicht unbesiegbare Hindernisse entgegenstehen! Denn das Verbot, dessen Aufhebung Du begehrst, ist so alt, wo nicht älter, als unsere heilige Kirche, und meine Kraft würde nicht ausreichen, wollte ich Dir alle die schweren, gewichtigen Gründe vorzählen, welche dessen Erlassung und strenge, ausnahmslose Beobachtung gebieterisch erfordern!“ —

— „Aber Du brauchst deßhalb keineswegs zu verzweifeln, mein Sohn!“ — fügte er, mild lächelnd, hinzu, indem er Christels verstörtes Gesicht freundlich mit der Hand liebkoste; — „Die Macht des Herrn ist unbegrenzt und wunderbar sind seine Wege! Vertraue auf ihn, mein Sohn, und auf die Hilfe Deines Freundes, der Dir zugethan ist, gleich einem Vater!“ —

— „Zieh' hin, mein Sohn, in Feindesland!“ — schloß er, indem er sich langsam von seinem Sitze erhob und dem Jünglinge ernst und feierlich in das fragende Auge blickte; — „Und gleichwie Saul, indem er auszog, eine Eselin zu suchen, eine Königskrone heimbrachte, so

magst Du, indem Du den Bräutigam Deiner Schwester erlösest aus drückenden Fesseln, heimkehrend statt der Schwester — die Braut gewinnen! Geh', mein Sohn, und vertraue, ich wiederhole es, dem Worte des Vaters, das Dich noch niemals getäuscht!“ —

Damit legte er segnend beide Hände auf Christels Haupt, der verwirrt, bestürzt, und doch froh erregt durch die bestimmte Hoffnung, die ihm des Abtes Worte gewährten, vor ihm stand.

— „Ich“, — stammelte er verlegen, — „i' verschteh' E'r Gnad'n net ganz! Derf i' d' Reserl gern hab'n als . . . als . . .“ —

— „. . meine Braut?“ — flüsterte er hocherröthend.

— „Vertraue auf Gott und auf Deinen Vater!“ — wiederholte der Abt; — „Vertraue und hoffe!“ —

Mit diesen Worten nickte er ihm freundlich wohlwollend zum Abschiede und folgte dem langsam sich Entfernenden mit den Augen, bis sich die Thür hinter dem Abgehenden schloß. — —

Lange noch blieb er sinnend in dem Lehnstuhle, auf den er zurückgesunken war, um nochmals alle Umstände zu erwägen, welche bei seinen durch Christels Bekenntnisse zur endlichen Reife gebrachten Plänen Berücksichtigung heischten.

Endlich erhob er sich wieder von seinem Sitze; er schien mit sich selbst im Reinen.

— „Es ist gut“, — sprach er halblaut vor sich hin, — „daß Christel zunächst vom Schauplatze abtritt! Dadurch gewinne ich die nöthige Zeit, Sabinen gehörig zu instruiren und Alles vorzubereiten, was zum Gelingen meines Planes nothwendig ist!“ —

— „Du aber,“ — fuhr er mit gehobener Stimme und drohend erhobenem Arme fort, — „Du stolzes, herzloses Weib, und Du, feiger Heuchler, zittert vor der Rache des Mannes, dem die Eine das Leben zerstört, der Andere die Ehre beschimpft hat! Eure Stunde naht!“ —

Blitzenden Auges, das Haupt stolz und kühn erhoben, verließ der Abt mit raschen, festen Schritten den Saal.

Hinter ihm aber und ungesehen von ihm, erschien das grinsende Antlitz Pater Martins.

— „So also steht es? — flüsterte er, als fürchte er, von dem Abwesenden ebenso belauscht zu werden, wie er, Dank den geheimen, nur ihm bekannten Gucklöchern und Schallröhren die ganze Scene selber belauscht hatte; — „Darum also diese unbegreifliche, thörichte Affenliebe zu dem krummhalsigen Bengel? Darum diese innige Vertrautheit mit der saubern Flammin?“ —

— „Instruiren“, — fuhr er fort, — „will er die Mutter seines .... na ja, seines Sohnes, und damit dieser den Frevel vollenden und seine eigene Schwester als Weib umarmen könne, soll er, der

Bastard, das äbtliche Mantelkind, zum Barone gemacht, die makellose Baronesse Clara zu seiner Schwester erniedrigt werden?“ —

— „Ah, mein Herr Abt!“ — grinste er hohnlachend; — „Dießmal sollen Sie sich dennoch verrechnet haben, und der arme, verachtete „Bruder in Christo“, der Martin, den Sie seit Jahren gedemüthigt, dem Sie bis heute den ihm gebührenden Rang des Priors vorenthalten haben, er wird Ihnen zeigen, daß er Schurken zu züchtigen, scheinheiligen Heuchlern die Larve von ihrem Fratzengesichte herunterzureißen versteht!“ —

— „Noch heute“, — schloß er, indem er grimmig die Faust nach der Richtung schüttelte, in welcher der Abt abgegangen war, — „heute noch gehe ich daran, die Gegenmine zu legen, die Dein höllisches Complott vernichten wird, und nicht ungewarnt soll die stolze, aber edle Fürstin von Dir überfallen werden!“ —

Nochmals hob er wildlachend die drohende Faust und stürmte mit dem Schlachtrufe: — „An's Werk denn!“ — von hinnen!

VI. Capitel.

Mannesmuth und Frauenlieb'.

Motto: Leuchtend glüht des Helden Thatenruhm;
Weibes Herz verzichtet, leidet stumm!
. . .

Am fünfzehnten April 1849 hatte Freiherr von Welden die undankbare, dabei schwierige und gefahrvolle Aufgabe übernommen, die Armee aus der Mäusefalle, in welche sie durch die verblendete Kurzsichtigkeit seines Vorgängers gerathen war, heraus, und nach den Erbländern zurück zu führen, wo sie vorerst reorganisirt werden sollte, um wieder marschtüchtig und operationsfähig zu werden.

Es galt daher vor Allem zu verhindern, daß der Feind dem entmuthigten, fliehenden Heere in den Rücken falle und einen Zusammenstoß zu vermeiden, der nicht blos für das Heer, sondern für den Bestand des Staates selbst, — trotz Radetzkys glänzender Siege in Italien — verhängnißvoll werden konnte.

Dieß war nur möglich, wenn es gelang, die nationale Insurrections-Armee in der Verfolgung aufzuhalten,

sie durch Diversionen so lange zu hemmen, bis die Hauptaufgabe der obersten Heeresleitung gelöst war.

Einer der wichtigsten Punkte in dieser Beziehung war die Ofner Festung.

Auf einem nach drei Seiten schroff abfallenden und nur im Süden durch eine flache Einsattlung mit dem, die Festung allerdings dominirenden Blocksberge zusammenhängenden Bergrücken erbaut, beherrschten die auf den Wällen placirten Batterien nicht blos die zu ihren Füßen liegenden Theilstädte der Wasser-, Christinen- und Raiczenstadt nebst den stromaufwärts gelegenen Schiffswerften von Alt-Ofen, sondern auch das am linken Donauufer gerade gegenüber liegende Pest, die neue Hauptstadt, deren nach allen Seiten offene Gassen einem von der Festung auf sie gerichteten Bombardement auch nicht den geringsten Widerstand entgegenzusetzen vermochten.

Mußte die nationale Regierung schon aus diesem Grunde ihrerseits Alles daransetzen, die Ofner Festung in ihre Gewalt zu bringen, so hatte die kaiserliche Heeresleitung nicht minder zwingende Ursachen, den Fall derselben — nicht zu verhüten, denn das erkannte man als unmöglich! — aber doch so lange als möglich aufzuhalten. So lange das schwarz-gelbe Banner von ihren Zinnen wehte, war die Herrschaft der Dynastie wenigstens symbolisch noch nicht gebrochen, die Hauptstadt lag unter ihrem Banne, und die Insurrection stand vor der Alter-

native, entweder ihr eigenes Centrum der Vernichtung preiszugeben, oder ihre Ohnmacht zu dessen Befreiung offen einzugestehen.

Noch wichtiger aber war die strategische Lage der Festung als Schlüsselpunkt der eigenen Rückzugslinie Weldens, welche in so lange dem Feinde unzugänglich, wenigstens gegen jede ernstere Bedrohung geschützt blieb, als er Ofen nicht in seine Gewalt bekam.

Demgemäß übertrug Welden die Vertheidigung Ofens, als er dasselbe mit dem Hauptquartiere verlassen mußte, einem Officier, auf dessen heldenmüthige Tapferkeit er eben so fest bauen durfte, wie auf seine unbedingte Hingebung und Pflichttreue: dem erfahr'nen, in Ehren ergrauten Generalmajor von Hentzi, welchem er den kurzen, aber inhaltsschweren Befehl hinterließ, die Festung mit seiner kleinen, jedoch auserlesenen Besatzung zu halten — „bis auf den letzten Mann!" —

Es ist eine wenig gekannte Thatsache, die jedoch Niemanden, der mit dem in dem österreichischen Heere lebenden Geiste vertraut ist, überraschen kann, daß diese im Voraus dem Tode geweihte Heldenschaar zum größten Theile aus Freiwilligen bestand, welche sich zur Uebernahme eines Postens herandrängten, auf welchem ihrer ein sicherer Untergang harrte, während es, wie bei jedem Bürgerkriege, nicht ausbleiben konnte, daß ihr Andenken den Einen über kurz oder lang entschwinden, von den

Anderen dagegen in Haß und Groll verunglimpft werden würde.

Allein, was kümmerte das die Tapferen, die ernsten, aber nicht geängstigten Blickes von ihren Wällen aus den Standarten folgten, deren letzte soeben in den Defileen des hinter der Stadt ansteigenden Schwabenberges verschwanden? Sie hatten geschworen, dem Rufe ihres obersten Kriegsherrn zu folgen, wohin es sei! Er hatte ihnen einen verlor'nen Posten angewiesen: wohlan! was weiter? Der Soldat steht überall in Gottes Hand und was gibt es Edleres, als den Opfertod für Kaiser und Vaterland?

So gingen die stählernen Männer ruhigen, ja, heiteren Muthes ihrem Schicksale entgegen und verschmähten es nicht, die seltenen Ruhepausen, welche die Strenge des Dienstes und die unausgesetzten Angriffe des Feindes ihnen gönnten, harmloser Erholung in heiteren Spielen, oder gemüthvoller Unterhaltung in anregenden Gesprächen zu widmen. Dann sah man wohl die jüngeren Officiere aufmerksam den Erzählungen früherer, kriegerischer Erlebnisse ihrer älteren Kameraden lauschen, oder auf einem stillen Bänkchen im Schutze der hinter den Wällen stehenden Batterien der fernen Heimat gedenken, der Lieben, die dort der Rückkehr des Sohnes, des Bruders, des Bräutigams harrten, von dem sie ja nicht ahnten, daß er bereits das sichere Todeslos gezogen!

Unter den letzteren ragte insbesondere ein junger, sonngebräunter Officier hervor, dessen goldbordirter Kragen erkennen ließ, daß er Außergewöhnliches geleistet haben müsse, um in einem Alter, in welchem Andere, — er mochte sechs- bis siebenundzwanzig Jahre zählen, obwohl ihn die Strapazen des Feldzuges älter erscheinen ließen, — kaum die höhere Lieutenantscharge erklimmen, bereits unter den Stabsofficieren zu rangiren. Denn dafür, daß es sich nicht um ein durch Protection verhätscheltes Muttersöhnchen handeln könne, zeugt ja eben der Platz, auf dem wir ihn finden: ein verlor'ner, dem unausbleiblichen Untergange gewidmeter Posten!

Er war eben Arm in Arm mit einem um wenige Jahre jüngeren Kameraden aus der Wachstube der Königsburg, — des gegenwärtigen Festungscommandos, — auf den länglich schmalen Festungsplatz herausgetreten und näherte sich langsamen Schrittes der breiten Brustwehr oberhalb des verrammelten Wasserthores, welche einen weiten Ueberblick über das zu ihren Füßen liegende Blachfeld gewährte.

Die Sonne war hinter den Wäldern des Schwabenberges niedergegangen; aber noch rötheten ihre scheidenden Strahlen den größten Theil der über der Festung sich wölbenden Himmelsdecke, deren Reflex in den Wellen des zu den Füßen der Festung in mächtiger Breite dahingleitenden Donaustromes so deutlich sichtbar war, daß

es schien, als schwebte die Festung im Mittelpunkte einer riesigen Hohlkugel, an deren peripherischer Umrandung das Ofner Weingebirge, der Schwabenberg, die Margaretheninsel, ja, das gegenüberliegende Pest selbst sammt dem hinter der Schwesterstadt sich in's Unendliche ausweitenden Rákosfelde als wunderbar treue, aber leblose Bilder erschienen.

— „Wie ruhig und friedlich die unglückliche Stadt zu unseren Füßen liegt!" — unterbrach der jüngere Officier, ein Rittmeister von etwa vierundzwanzig Jahren, das Schweigen, in welchem sich Beide der Betrachtung des schönen Gemäldes hingegeben hatten. — „Und wie furchtbar wird ihr Erwachen sein aus dieser trügerischen Ruhe!" —

— „Nicht anders, Freund", — lächelte der Major, — „als unser eigenes, sobald es den Hunden gelingt, das Unwetter zum Platzen zu bringen, das sie uns da über unseren Häuptern", — er deutete mit dem Daumen der rechten Hand über seine Achsel nach Süden", — „zusammenbrauen!" —

— „Ich begreife nur nicht", — fuhr er fort, während der Andere aufmerksam zuhörte, — „warum der Feldmarschall die Position unbesetzt gelassen hat, um die wir uns nun schon seit acht Tagen fruchtlos mit den feigen, verrätherischen Schuften herumbalgen!" —

— „Stünden wir überhaupt hier, Kamerad", —

entgegnete der Rittmeister mit einem trüben Lächeln, — „wenn der Feldmarschall nicht so Manches, und noch Wichtigeres übersehen hätte, als die Befestigung des Blocksberges, die Du ihm noch zuletzt so eindringlich empfo . . .“ —

— „Uebrigens“, — unterbrach er sich, — „will mich bedünken, daß unsere Gegner nichts weniger verdienen, als den Vorwurf der Feigheit, wenn sie sich gleich nun schon seit mehr als drei Wochen vergebens an unseren Mauern die Zähne ausbeißen!“ —

— „Verdammt sollen sie sein!“ — brummte der Major in seinen Bart. — „Hundert gegen Einen, und noch erhalten sie täglich neuen Zuzug!“ —

— „Ja, sollen sie denn ihre Verstärkungen wegschicken?“ — lächelte der Rittmeister; — „Und müssen denn nicht ihrer täglich mehr werden, gerade so, wie unsere Zahl täglich kleiner wird?“ —

— „Hole der Henker die rebellischen Schufte!“ — sprudelte der Andere in zornigem Unmuthe heraus.

— „Verzeihe mir, Freund“, — erwiderte der Rittmeister, — „wenn ich Dir auch hierin nicht unbedingt beipflichten kann!“ —

— „Bist Du denn“, — fuhr er fort, als der Major sich überrascht zu ihm wandte, — „so ganz und gar davon überzeugt, daß unsere Gegner — Rebellen sind?“ —

— „Na, da hört doch Alles auf!“ — polterte der

Major auf diese Bemerkung in höchster Ueberraschung heraus; — „Keine Rebellen, die? Dann möcht' ich nur wissen, was Du Rebellen nennst, wenn's diese nicht sind?" —

— „Ich habe keineswegs behauptet", — entgegnete der Rittmeister, indem er seine Hand beschwichtigend auf den Arm seines Gefährten legte, — „daß unsere Gegner keine Rebellen sind; ich glaube sogar, daß gar viele Gründe vorhanden sind, sie dafür zu halten! Aber ich kann auch nicht leugnen, daß sie auf der andern Seite so Vieles haben, was für sie spricht, daß ich es selbst einem braven, ehrlichen Kerl drüben nicht verübeln könnte, wenn er sich für den Vertheidiger von Thron und Vaterland, und uns — zwar nicht für Rebellen, wohl aber für — Usurpatoren hielte!" —

— „Na, da soll Gott den Teufel todtschlagen", — erwiederte der Major in steigendem Staunen, — „wenn ich daraus klug werde! Kämpfen denn nicht wir für das angestammte Herrscherrecht unseres Kaiserhauses, unseres jungen, ritterlichen Kaisers?" —

— „Und für wen kämpfen die d'rüben?" — fragte der Rittmeister zurück; — „Hat nicht Kaiser Ferdinand ihre Verfassung beschworen und die Reformen sanctionirt, die sie an derselben vorgenommen haben?" —

— „Kaiser Ferdinand", — grollte der Major, — „hat abgedankt und alle Herrscherrechte auf seinen Neffen, unsern ritterlichen Kaiser, übertragen!" —

— „Und seine Pflichten nicht? — entgegnete der Rittmeister; — „Und kannst Du es Jenen“, — er deutete mit der Hand nach der zu ihren Füßen liegenden Stadt, — „verdenken, wenn sie die Legalität einer Abdankung leugnen, welche nicht vor dem versammelten Landtage und mit dessen Zustimmung vor sich ging? Ja, wenn sie sogar bezweifeln, daß dieselbe freiwillig erfolgte und nun die Waffen für ihren entthronten König zu führen meinen?“ —

— „Zum Teufel auch!“ — fuhr der Major auf. — „Wenn das Deine Ansicht ist von dem Stande der Dinge, so begreife ich nicht, daß Du auf unserer Seite stehst und nicht d'rüben ... bei den Rebellen!“ —

— „Ueberhaupt“, — fuhr er fort, während er den Freund kopfschüttelnd betrachtete, — „begreife ich Dich schon seit längerer Zeit nicht mehr!“ —

— „Zwar, daß Du“, — setzte er hinzu, da der Andere sinnend das Haupt senkte, — „der leichtlebige, ja, frivole Genußmensch, Dich im Felde urplötzlich als ein todesverachtender, tollkühner Krieger entpuppt hast, das hat mich wohl überrascht, aber ich begreife es! Es ist eben das kühne Soldatenblut deines Vaters und Großvaters, das in Deinen Adern schlummerte und nur des Weckrufes harrte, um die Hülle des tollen Uebermuthes abzustreifen, unter der es sich früher barg!“ —

— „Daß Du jedoch“, — fuhr er fort, da ihn der

Rittmeister mit keiner Silbe, keiner Bewegung seines in traumhafte Abgeschiedenheit versunkenen Körpers unterbrach, — „daß Du, der eifrigste Lebemann und — verzeihe mir, Freund, aber ich habe es oft genug warnend mißbilligt! — Schürzenjäger der Residenz, Dich kalt und schroff von all' den berückenden Schönen, deren gluthäugige Willfährigkeit wohl einem kälteren Herzen warm machen konnte, als Deinem, abgewendet hast, obwohl kein süßeres Gefühl Dich band, ...“ —

Der Major stockte, da der Rittmeister bei diesen Worten zusammenschauerte, fuhr jedoch sogleich wieder fort:

— „Das war mir schon schwerer verständlich, wenn ich auch zugebe, daß die übergroße Freundlichkeit, womit alle die verlockenden Ueberläuferinnen aus dem feindlichen Lager ihre üppigen Reize entfalteten, eher abzukühlen, als anzufeuern geeignet war!“ —

— „Daß ich aber in Dir, dem starrsten Verfechter des absoluten Königthumes von Gottes Gnaden, plötzlich einen warmen Vertheidiger von Rebellion und Aufruhr, den beredten Wortführer einer Meinung finde, die Du doch auf Leben und Tod bekämpfest, das, Freund, ich bekenne es aufrichtig, — das geht über meinen Horizont!“ —

Der Rittmeister lächelte trübe vor sich hin und nickte leise mit dem Haupte.

— „Nicht meine Ansicht“, — antwortete er in

ruhigem, aber schwermüthigem Tone, — „habe ich damit ausgesprochen, Freund; sondern ich wollte nur zeigen, daß nicht Jeder ein Rebell und Verräther sein müsse, weil er in den Reihen der Gegner steht, weil er ihrer Sache sein Blut und Leben, ja", — er erröthete und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, — „seine Ehre aufgeopfert hat!"

— „Was mich betrifft", — fuhr er, nachdem er sich gewaltsam aus seiner trüben Stimmung herausgerissen hatte, erhobenen Hauptes und mit freierer Stimme fort, — „so — kennst Du meine Ansichten! Aber, wäre ich auch persönlich von dem Rechte der Gegenpartei überzeugt, so bin i ch doch nicht Ungar, sondern Oesterreicher! Mir ist unser junger, heldenmüthiger Kaiser, der in einem Alter, in dem wir noch die Schulbänke unserer Akademie mit unseren Gliedern glatt polirten, dem Feinde bereits unter Radetzkys Führung blitzend in's Auge schaute, der rechtmäßige Gebieter und oberste Kriegsherr, und Fahnenflucht und Meineid wäre es, wollte ich mich seinem Rufe entziehen, oder auch nur prüfen, ob seine Befehle gerechtfertigt sind!" —

— „Verzeihe, Freund", — antwortete mit warmer Innigkeit der Major, — „wenn ich einen Augenblick an Dir irre werden wollte! Deine Anwesenheit h i e r hätte mich allein schon davor schützen sollen!" —

— „Niemand", — erwiederte der Rittmeister, der

bereits wieder in seinen früheren, nachdenklichen Ton zurückgefallen war, während er die ihm dargebotene Rechte des Freundes ergriff und herzlich schüttelte, — „Niemand ist sicher vor Irrthum und Selbstbetrug! Ich selbst, — mein ganzes Leben dünkt mich eine fortgesetzte Kette von Beiden, und, nicht der schwerste, aber der letzte, bitterste war es, der mich hieherführte, an diese Stätte des Todes und Verderbens!“ —

— „Nicht meinetwegen!“ — setzte er mit einem trüben Lächeln hinzu, als der Major überrascht zu ihm aufsah; — „Denn je eher ich meines unseligen Daseins Bürde von mir werfen kann, desto besser! Aber — Deinetwegen!“ —

— „Meinetwegen?“ — fragte der Major verwundert; — „Wie meinst Du das? Haben wir uns nicht gelobt, treu zu einander zu stehen, wie Brüder, und habe ich nicht Deiner Schwester geschworen, bei Dir auszuharren in jeder Drangsal und Gefahr?“ —

— „Eben darum“, — nickte der Rittmeister mit trübseligem Lächeln, — „hätte ich es vermeiden sollen, Dich in diese Mäusefalle hereinzulocken, aus der es wohl für Niemanden ein Entrinnen gibt! —

— „Thor, der ich war!“ — setzte er halblaut hinzu, als fürchte er, daß der Freund die Worte verstehe. — „Als ob der Tod mich hier nicht ebenso fliehen könnte, als im dichtesten Kugelregen, oder meine Qual geringer

wäre, weil ich — räumlich wenigstens — Ihr nahe bin!“ —

— „Versprich mir, Freund!“ — wandte er sich mit einer plötzlichen, hastigen Bewegung an den Major, der ihn mit keiner Silbe unterbrochen hatte, — „daß Du, wenn hier Alles vorüber und es Dir dennoch gelingen sollte, dem sicheren Todeslose zu entrinnen, meiner Schwester, meinem Vater sagen willst, sie mögen mir verzeihen, was ich an Beiden gefrevelt, und daß ich im Tode gesühnt habe, was ich . . .“ — er stockte und setzte flüsternd hinzu: — „. . . was ich im Leben gesündigt!“ —

— „Um Gottes willen, Freund!“ — entgegnete der Major bestürzt; — „Was soll das Alles heißen? Weil Du im ersten Jugendrausche übermüthig . . .“ —

— „Und dann“, — unterbrach ihn der Rittmeister, ohne auf seine Worte zu achten, — „Du kennst ja die Frau, deren Sohn in meines Vaters Diensten steht! Wenn Du, wie ich sehnlichst hoffe und wünsche, die Heimat wiedersiehst, versprich mir, sie sofort aufzusuchen! Sage ihr, daß ich mit dem Leben bezahlt habe, was ich am Leben verbrach, und daß sie die Bitte eines Sterbenden erhöre, ... daß sie den Fluch von dem Haupte des Todten nehme, dem sie einst, mit ihrem besten Herzblute, das Leben gegeben!“ —

Der Major war von der furchtbaren und doch verhüllten Selbstanklage des jüngeren Freundes auf das

Tiefste erschüttert! Und doch konnte er nicht glauben, daß der Jüngling, den er zwar oft leichtsinnig, unüberlegt, ausschweifend und aufbrausend, aber niemals überlegt schlecht befunden hatte, so schwere Schuld auf sich geladen habe, als er jetzt, in seinem Trübsinne, anzudeuten schien. Er beschloß daher, sich vor Allem darüber Gewißheit zu verschaffen, um danach beurtheilen zu können, welche Hilfe er ihm bieten könne zur Linderung seines herben Leides.

— „Deine Worte, Freund“, — hub er daher an, — „klingen so furchtbar ernst, daß sie kaum eine andere Deutung zuließen, als die einer untilgbaren Blutschuld!“ —

— „Und dennoch“, — fuhr er fort, als der Andere finster schweigend das Haupt senkte, — „setze ich meinen Kopf, meine Ehre dafür zum Pfande, daß Du, trotz all' des Leichtsinnes, den ich selbst oft genug an Dir gerügt habe, niemals fähig gewesen wärest, vorsätzlich ein Menschenleben zu zerstören!“ —

— „Was ist es also“, — nahm er dringender wieder das Wort, da der Andere sein Haupt heftig verneinend schüttelte, — „das Dich so schwer bedrückt?“ —

— „Siehe, Freund!“ — hub er abermals an, da der Rittmeister noch immer schwieg, — „Wir Beide stehen hier an Grabes Rand! Willst Du mir jetzt, nachdem wir Beide in Freundschaft durch's Leben gezogen, das uns, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, bald noch

näher ...“ — seine Stimme bebte, doch gelang es ihm, seine Fassung wieder zu gewinnen, — „verbunden hätte, willst Du mir jetzt, in der letzten Stunde, das Vertrauen entziehen, dessen ich mich, Du weißt es, niemals unwerth gezeigt habe?“ —

— „Es sei!“ — antwortete der Rittmeister in tiefster Erregung; — „Höre, und — verdamme mich!“ —

— „Nicht ein Mord im gewöhnlichen Verstande“, — fuhr er fort, als der Major erschreckt zu ihm aufsah, — „fällt mir zur Last, sondern Anderes, aber — — Schlimmeres!“ —

— „Ich habe“, — er betonte jedes einzelne Wort langsam und feierlich, — „ein reines, unschuldiges Mädchen mit Gewalt meinen Lüsten dienstbar zu machen versucht, und sie, da sie in Verzweiflung um ihre Ehre mit mir rang, mit rohen Fäusten schamlos mißhandelt, in sinnloser Raserei ihr junges Leben geknickt!“ —

— „Unmöglich!“ — schrie der Major auf. — „Das kann nicht sein! Dich hat ein Höllenspuk genarrt!“ —

— „Und der ich's that“, — fuhr der Rittmeister tonlos, fast flüsternd fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, — „das war die Tochter jenes Weibes, dessen Fluch mich hinweggescheucht hat von ... meinem Opfer!“ —

— „Begreifst Du nun“, — fragte er mit düsterem Lächeln, während der Major vergebens nach Trostesworten suchte, die er dem Unglücklichen zuflüstern könnte,

— „daß es für mich keine Erlösung gibt, als den Tod, den ich nun seit sechs Monaten täglich, stündlich suche, ohne ihn jemals finden zu können?“ —

— „Einmal freilich“, — sprach er fast unhörbar, mehr für sich, als um vom Freunde vernommen zu werden, — „glaubte ich, es könne auch für mich noch eine Entsündigung, eine Rettung geben durch eine reine, unentweihte Liebe! Es war Täuschung! Die ich liebte, aus vollem Herzen, mehr als mein Leben, von deren Reinheit ich mich durchdrungen fühlte trotz der Anklagen, die sie selbst gegen sich erhob, — — sie hat mich verschmäht, verworfen, sie hat mich und sich selbst geopfert .... der Liebe zu ihrem Vaterlande!“ —

— „So will denn auch ich“, — setzte er mit erhobener Stimme hinzu, — „das gleiche Opfer darbringen zur Sühne für eine durch meine Schuld geknickte, reine Menschenblüthe, als letzte Liebesgabe auf dem Altare des Vaterlandes!“ —

— „Du aber, Freund!“ — wandte er sich mit verklärten Blicken dem Major zu, — „den keine untilgbare Blutschuld aus dem Leben scheucht, versprich mir, Dich zu retten!“ —

— „Wir stehen hier am Felde der Ehre!“ — antwortete der Major fest, aber milde.

— „Nicht feige Flucht und ehrlosen Meineid muthe ich Dir zu“, — entgegnete der Andere rasch, — „und

Soldatenlos trifft Dich, wie jeden Andern! Aber versprechen darfst und sollst Du mir, daß Du den Tod nicht suchen, ihn nicht herausfordern, daß Du Dich erhalten willst, soweit die Ehre es gestattet, daß Du meinem Vater ein besserer Sohn, Deiner Gattin ein treuerer Bruder sein willst, als ich es war!“ —

— „Bruder!“ — stöhnte der Major, der nur mit äußerster Anstrengung seine Fassung behauptete, während sich der Andere fest an seinen Arm klammerte; — „Ermanne Dich! Verscheuche diese entsetzlichen Traumgebilde!“ —

— „Schwöre es mir!“ — drängte der Rittmeister. — „Bedenke, es ist die letzte Bitte eines Sterbenden!“ —

— „Wohlan!“ — erwiederte der Major, von seinen Gefühlen überwältigt; — „Ich schwöre es! Aber nicht einem Sterbenden, sondern einem Bereuenden, den der Herr Gnade finden lassen wird in seiner Reue und im Kreise Derer, die ihm theuer! Darum versprich auch Du mir, daß ...“ —

— „Ha! Was ist das?“ — unterbrach er sich plötzlich, während beide Freunde zugleich in die Höhe fuhren und ein schriller Ton über ihren Häuptern durch die Luft zischte.

Die jungen Männer warfen einen raschen Blick auf ihre Umgebung und waren im selben Augenblicke mit sich im Klaren.

Während ihrer langen, ernsten Unterredung hatte sich das Bild zu ihren Füßen vollständig verändert!

Die letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirnes waren hinter dem Schwabenberge verblichen und nächtliches Dunkel lagerte über den Straßen, während die glitzernden Dächer, die gleitenden Wellen des majestätisch breiten Stromes im bleichen Lichte des Mondes schimmerten, der soeben weit hinten am Rákosfelde dem unendlichen Horizonte entstiegen war.

Zugleich aber war eine geräuschlose, jedoch fieberhafte Thätigkeit an die Stelle der früheren Ruhe getreten.

Hunderte von Booten stießen fast gleichzeitig vom Pester Ufer gegenüber der Margaretheninsel ab, übersetzten in hastiger Eile den Strom und setzten Tausende von Bewaffneten an's Land, die sofort in schnellem Laufe den Fuß des Berges zu gewinnen suchten, um aus der Schußlinie der von den Wällen dräuenden Geschütze zu kommen. Gleichzeitig rückten andere Schaaren von Alt-Ofen heran und kleinere Abtheilungen überschritten in kurzen, regelmäßigen Pausen, aber in schnellstem Laufe die Kettenbrücke, deren kühngeschwungene Bogenlinien gleich Silberfäden im Lichte des aufsteigenden Mondes erglänzten.

Jetzt durchzitterte der schrille Ton, welcher die beiden Freunde aus ihrem ernsten Gespräche aufgescheucht hatte,

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

die Luft und prasselnd zerplatzte über ihren Häuptern eine vom Blocksberge aufsteigende Rakete, der ein dumpfer Kanonenschlag folgte.

Fast im selben Augenblicke brauste ein Allarmschuß von den Wällen der Festung weit hinaus in's flache Land, Officiere und Mannschaften stürzten aus den Häusern, Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten und laute Commandorufe hallten durch die Straßen. Wogende Brandung hatte die ruhige See im Augenblicke zum wilden Meere gemacht!

— „Leb' wohl, Kamerad!“ — flüsterte der Rittmeister, indem er sein Säbelgehänge zurecht rückte; — „Die Entscheidung naht! Leb' wohl, Bruder, und gedenke Deines Schwures!“ —

— „Leb' wohl, Bruder!“ — antwortete der Major mit fester Stimme; — „Gott schütze Dich, und lasse mich Dich wiederfin . . .“ —

Eine in hastigem Laufe auf ihn zustürzende Ordonnanz unterbrach seine Worte, und im nächsten Augenblicke enteilten die beiden Freunde nach einem letzten, stummen Händedrucke, der Eine rechts, der Andere links, auf ihre Posten; Beide überzeugt, daß die Stunde der Entscheidung geschlagen habe, Jeder mit dem Wunsche im Herzen, daß wenigstens der Andere dem Verderben entrinne, um den fernen Lieben Kunde zu bringen von ihrer heldenhaften Selbstopferung, von ihrer Liebe, von des Einen qual-

voller Reue und von Beider brüderlichen Treue bis in den Tod!

* * *

Steil fällt der im Südosten der Festung Ofen ansteigende Blocksberg zu dem seinen Fuß umspülenden Donaustrome ab, kaum den nöthigen Raum gewährend für den mächtigen, rechtsseitigen Brückenkopf der die beiden Schwesterstädte im kühnen Bogen verbindenden Kettenbrücke, dieses herrlichen Wunders der Baukunst.

Weit abwärts, unterhalb dieses Brückenkopfes erhebt sich, hart an der den Strom entlang führenden Uferstraße, eine fast senkrecht ansteigende Felswand, an welcher eine ebenerdige Hütte steht, die unserer Aufmerksamkeit entginge, würde diese nicht durch allerlei bunte Gestalten gefesselt, welche sich jener von verschiedenen Seiten nähern, um, Eine nach der Anderen, unter der niederen Eingangsthür zu verschwinden.

Indem wir denselben folgen und gleich ihnen dem an der Thür Wache haltenden Cerberus unsern Obolus in Gestalt eines Kupferkreuzers, — der kleinsten, gangbaren Münze des damaligen Conventionsgulden-Fußes, — entrichten, bleiben wir im ersten Augenblicke wie betäubt stehen; so dichte, heiße Dunstwellen schlagen uns aus dem Innern entgegen! Doch bald gewöhnt sich die Lunge an die heiße, dunstgeschwängerte Atmosphäre, unser Auge beginnt die uns umgebende Dämmerung zu durch-

dringen und wir treten vorsichtig, um auf den nassen, glatten Steinfliesen nicht auszugleiten, in das Innere des Raumes, der vielleicht in ganz Europa, — in den europäischen Culturstaaten gewiß! — seines Gleichen nicht hat!

Eine natürliche, in gewaltigen Dimensionen aus dem Grundstocke des Blocksberges herausgewaschene, kreisrunde Felsenhöhle von beträchtlicher Ausdehnung ist, — etwa bis zu vier bis fünf Fuß oder einem Drittel ihrer Gesammthöhe, — mit heißem Wasser gefüllt, dessen Quellen theils unterhalb des Wasserspiegels selbst, theils an der dem Gebirgsstocke zugekehrten Felswand hervorsprudeln und deren aufsteigende Dämpfe auch die darüber befindliche Luftschichte fast bis zur Undurchsichtigkeit erfüllen. Etwa einen Fuß hoch über dem Wasserspiegel ist der kreisrunden Felswand durch Schlägel und Meißel eine bei drei Fuß breite, horizontale Felsbank abgewonnen worden, während das Wasserbehältniß seinerseits durch einzelne, anderthalb bis zwei Fuß von einander abstehende, senkrecht eingerammte und den Wasserspiegel um kaum mehr als zwei Fuß überragende Pfosten in zwei nahezu gleich große Hälften getheilt wird.

Auf der peripherischen Felsbank, zugleich dem einzigen, nicht trockenen, aber doch über Wasser befindlichen Communicationswege der Höhlung, kauern, theils einzeln, theils in größeren oder kleineren Gruppen, zahlreiche

Personen beiderlei Geschlechtes und jeden Alters, von denen die Einen sich eben ihrer dürftigen Hüllen entledigen, um ihre Glieder in die heilkräftigen Fluthen zu tauchen, während Andere denselben entsteigen und wieder Andere sich behaglich von den heißen Wellen schaukeln und umspülen lassen. Ihre wenigen Kleider bleiben indeß unbeaufsichtigt auf den nassen Steinfliesen liegen, falls die Eigenthümer es nicht vorziehen, dieselben gelegenheitlich der gleichen Reinigung zu unterziehen, wie ihren Körper.

Heiteres Gelächter, muntere Rede und Gegenrede würzt diesen Naturkindern das erquickende Bad, während dort in der Ecke eine ganze Familie ihr frugales Mittagsmahl, bestehend aus schwarzem Brode, geräuchertem Speck und rohen Zwiebeln, zu sich nimmt, die Mutter wohl gleichzeitig dem Jüngsten seine natürliche Nahrungsquelle an die dürstenden Lippen legt.

Es ist eines der altberühmten, heute wohl fast der Mythe angehörigen, — „alten Türkenbäder", — in das wir den Leser geführt haben, eine der größten Wohlthaten für den Armen, namentlich während der harten, kalten Winterszeit.

Das Eintrittsgeld von einem Kreuzer gilt nämlich nicht für eine bestimmte Zeitdauer, sondern für den einmaligen Eintritt, und da das Bad um vier Uhr Morgens geöffnet und erst um zehn Uhr Nachts geschlossen wird,

so ersetzt es dem Armen in den Zeiten völliger Arbeitslosigkeit Wohnung und Holz oder Wärmestube, da er, wie wir gesehen haben, seine Nahrung im Bade verzehren darf; ja, es hilft ihm seine armseligen Kleidungsstücke schonen und stärkt ihn, die wenigen Stunden der Nacht im Nothfalle auch unter freiem Himmel zu verbringen.

So groß ist die Wohlthat dieser Bäder für die armen Parias der Gesellschaft, daß die Hallen nicht leer werden von Gästen; aber so durchdrungen sind sie selbst von derselben, daß sie dem einzigen Wächter der öffentlichen Sittlichkeit, der zugleich den Thürstehers- und Cassierspoften zu versehen hat, nicht blos selbst willig Folge leisten in seinen Anordnungen, sondern ihm auch bereitwillig helfen, etwaige Widerstrebende zur Ordnung zu zwingen, oder — an die Straße zu setzen.

Seit den fünfzehn Jahren, erzählte uns unser Gewährsmann, daß er den Wächterposten versah, war nicht ein einziger Fall von Unsittlichkeit oder grober Ausschreitung vorgekommen, obwohl keine Scheidewand die Ankleideräume der beiden Geschlechter trennte und die das Badebassin theilenden Pfosten im Wasser so weit von einander abstanden, daß Jedermann bequem zwischen denselben durchschlüpfen konnte! —

An einem der ersten Abende im Mai 1849 war es nun, daß sich eine ganz eigenartige Gesellschaft, von den gewöhnlichen Besuchern des Bades himmelweit verschieden,

in der bereits geschlossenen Badehütte des „Raiczenbades“, wie das alte Türkenbad auch genannt wurde, zusammenfand.

Zwar in ihrer äußeren Erscheinung unterschieden sich die Theilnehmer nur wenig von den täglichen Badegästen; höchstens, daß ihre Bundas weniger fettstarrend und abgetragen, ihre Gattyas weniger schmutzig und zerrissen waren, als die Jener.

Aber war schon die Stunde ungewöhnlich, — es war zehn Uhr vorüber, — in der sie sich einzeln und verstohlen dem Bade näherten, so war es noch befremdlicher, daß der Thorwärter ihnen nach Austausch weniger Worte Einlaß gewährte, das Thor hinter jedem Eintretenden geräuschlos schließend. Freilich wäre es dem mit den Verhältnissen Vertrauten nicht entgangen, daß auch der Thorwärter nicht der gewöhnliche Badewächter, sondern, daß der Letztere heute offenbar von einem Stellvertreter abgelöst worden war.

Auch machten die Eintretenden keinerlei Anstalten, sich der ihnen entgegenqualmenden Thermen zu bedienen, sondern blieben enggeschaart im Vorderraume versammelt, bald flüsternd einzelne Worte tauschend, bald wieder angestrengt dem ersterbenden Straßengeräusche der Außenwelt lauschend.

Die Zahl der also Harrenden mochte auf etliche zwanzig angewachsen sein, als sich die Thüre noch einmal öffnete und einen kräftigen, stämmigen Mann einließ, der

sofort seine Bunda von den Schultern streifte und von den ihn offenbar Erwartenden schweigend, aber ausdrucksvoll begrüßt wurde.

— „Seid gegrüßt, Freunde!“ — erwiederte er, sich leicht im Kreise verneigend, in leisem Tone den Gruß, wobei er sich der magyarischen Sprache bediente. — „Die Stunde der Erlösung naht! —

— „Endlich!“ — tönte es aus dem Kreise der Lauschenden, die sich enger um den Sprecher schaarten.

— „Der Feind“, — hub Jener an, — „ist im vollen Rückzuge, der blutige Fürst hat das Commando verloren und nur eine kleine Besatzung schändet noch die Mauern unserer ehrwürdigen Königsstadt! Bald also, meine Freunde, werden wir handeln können!“ —

— „Hört, hört!“ — antworteten einzelne Stimmen.

— „Schon sind,“ — nahm der Sprecher wieder das Wort, — „unsere Brüder im Anzuge, morgen, übermorgen wird Arthur Görgey mit dreißigtausend kampfbegeisterten Streitern in Pest einrücken und schon sind alle Anstalten getroffen, das feindliche Raubnest in unserer Königsburg zu zerstören!“ —

— „Unsere Magazine in Promontor, — Weinkeller“, — fügte er höhnisch lächelnd hinzu, — „berichteten dem blutigen Fürsten seine Kundschafter, — sind mit Waffen und Munition, mit Schaufeln und Spaten und allem sonstigen Schanzzeug gefüllt, dessen wir be-

nöthigen, um den gesegneten Blocksberg zur Festung zu umstalten, deren todtbringenden Geschossen das feindliche Raubnest nicht lange widerstehen soll!“ —

— „Den Blocksberg?“ — fragte eine Stimme dazwischen; — „Hat denn nicht der blutige Fürst, den Gott verdammen möge, den Befehl gegeben, den ...“ —

— „Den Blocksberg zu befestigen?“ — fiel ihm der Sprecher in's Wort; — „Allerdings hat er, nachdem Irma Álbony am Abende jenes letzten, verfluchten Ballfestes so plötzlich, als unerwartet seinen Armen entschlüpft war und, uneingedenk des freiwillig geleisteten Schwures, die von ihr übernommene Aufgabe im Stiche gelassen hatte, dem Drängen seines Adjutanten, des deutschen Grafen, nachgebend, den Befehl hiezu erlassen! Allein, zur Ausführung blieb ihm keine Zeit mehr und Welden hatte Wichtigeres zu thun in einem Zeitpunkte, in dem es sich für ihn nicht mehr um Sieg oder Niederlage seiner Armee handelte, sondern um deren Existenz oder — Vernichtung!“ —

— „Erst der neuernannte Commandant von Ofen“, — fuhr er fort, während Alle in gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten lauschten, — „ein tapferer Krieger und ein tüchtiger Mann, dem ich ein besseres Los gegönnt hätte, wird daran denken können, das Versäumte nachzuholen! Das aber, meine Freunde, zu verhindern, ist unsere erste und wichtigste Aufgabe!“ —

— „Wir wollen und werden es!“ — scholl es ihm wie aus einem Munde zurück.

— „Das Vaterland erwartet nicht weniger von uns!“ — antwortete der Sprecher ruhig. — „Aber, meine Freunde, geben wir uns keiner Täuschung hin! Hentzi ist kein Windischgrätz, und wenn es uns nicht gelingt, ihm zuvorzukommen, so möchte es schwer werden, ihn von oben zu verdrängen, wenn er sich erst festgesetzt hat!“ —

— „Er soll es nicht! Wir werden's verhindern! Führe uns!“ — tönte es bunt aus der Mitte.

— „Die Aufgabe ist schwierig und gefährlich!“ — nahm der Erste wieder das Wort. — „Die Zugänge zum Blocksberge gehen, wie Ihr wißt, theils von der Raiczen-, theils von der Christinenstadt aus. Die ersteren aber hat Hentzi durch Verhaue und Gräben unwegsam gemacht, und die Letzteren liegen unter den Kanonen der Festung, deren Kreuzfeuer auch nicht eine Maus lebendig passiren kann!“ —

— „Und von Promontor?“ — fragte Einer der Männer.

— „Vergissest Du, Freund, die überhängende Felswand, die zu erklimmen man Flügel haben müßte?“ —

— „Ich werde sie erklimmen!“ — antwortete eine kräftige Stimme und ein athletisch gebauter Jüngling reckte sich aus seiner Umgebung empor.

— „Du?“ — fragte der Sprecher verwundert, während Aller Augen auf den Jüngling gerichtet waren. — „Wie willst Du das anstellen?“ —

— „Habt Ihr den Felsspalt hinter dem Raiczenbade vergessen?“ — antwortete der Jüngling.

— „Unmöglich!“ — entgegnete eine Stimme. — „Kein Sandkorn haftet an dessen glatten Wänden!“ —

— „Und dennoch“, — erwiederte der Erste, — „ist es möglich! Denn — ich habe ihn erklommen!“ —

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens antwortete auf diese Mittheilung und Aller Augen wandten sich fragend zu dem Jünglinge.

— „Erzähle, erzähle!“ — rief es ihm von mehreren Seiten zu.

Der Jüngling nickte nachdenklich mit dem Haupte, sammelte seine Gedanken und hub sodann an:

— „Ihr Alle kennt den Spalt, den ich meine! Er ist so schmal, daß er dem Auge fast entschwindet, so steil, daß ein von oben abrollender Stein im Fallen seine Wände nicht streift und so glatt, daß, wie Freund Kálmán richtig bemerkte, kein Sandkorn daran haften könnte!“ —

— „Hundertmal“, — fuhr er, von Allen umdrängt, fort, — „bin ich an diesem Spalte vorüber gegangen, ohne demselben jemals eine mehr als flüchtige Aufmerksamkeit zu schenken! Erst vorgestern Abend, als mich die Reihe traf, die Bewegungen des Feindes zu erspähen,

lenkte ein scharf einfallender Strahl des eben aufsteigenden Vollmondes mein Auge fast unwillkürlich darauf zurück und da ist es wie eine Offenbarung über mich gekommen! Ich wußte, worauf es uns hier, in Pest, vor Allem ankomme, und sofort sagte ich mir, daß, wenn es gelänge den Blocksberg von hier aus zu ersteigen, unser Ziel gesichert wäre!“ —

— „Seitdem ließ es mir keine Ruhe mehr!“ — nahm der Jüngling wieder das Wort, da Niemand daran dachte, ihn zu unterbrechen; — „Ich mußte es probiren und sollte ich darüber zu Grunde gehen! Sobald der Mond hinter der Festung verschwunden war und tiefes Dunkel die Felswand bedeckte, — von der Festung“, — fügte er erläuternd hinzu, — „kann sie ohnehin nicht beobachtet werden, — machte ich mich ans Werk. Mit meinem Blute kittete ich Hand- und Fußfläche an die glatte Wand, Schultern und Kniee gaben mir die nöthigen Stützpunkte zum Ausruhen, wie zum Weiterklimmen, und so“ — schloß er einfach, — „gelangte ich hinauf!“ —

— „Was aber Ein Mal gelungen ist“, — fuhr er leuchtenden Blickes fort, — „wird auch ein zweites Mal gelingen, und erst oben, wird es ein Leichtes sein, den Genossen mit Seilen den Aufstieg zu ermöglichen!“ —

— „Wohl magst Du Recht haben!“ — nahm der Sprecher das Wort, nachdem die Zuhörer dem Jünglinge

der Reihe nach kräftig die Hand geschüttelt hatten; — „Allein, was dann?“ —

— „Was dann?“ — antwortete der Gefragte blitzenden Auges; — „Dann haben unsere Geschütze in Promontor die Flügel, deren sie benöthigen, die überhängende Felswand zu gewinnen, und sind sie erst dort, werden sie den Weg zur Kuppe des Blocksberges wohl finden!“ —

Staunen und Bewunderung über den so einfachen, als kühnen Plan des Jünglings band zunächst die Zungen der Freunde und lautlos hafteten ihre Blicke an seinem leuchtenden Antlitze.

Endlich aber fanden sie ihre Sprache wieder und ein wilder Jubelruf erfüllte die qualmende Halle.

— „So wird's gehen!“ — „Es muß gelingen!“ — „Keine Zeit verloren!“ — „An's Werk, an's Werk!“ — „Führe uns!“ — und hundert ähnliche Rufe kreuzten sich in wilder Hast, so daß die Besonneneren Mühe hatten, die Heißsporne von einem vorzeitigen Ausbruche ihrer Begeisterung, der Alles verderben konnte, zurück zu halten.

— „Das Unternehmen, Freunde“, — hub der Sprecher, nachdem es ihm endlich gelungen war, sich wieder Gehör zu verschaffen, ernst gemessen an, — „ist tollkühn und gefährlich! Aber, es kann gelingen, wenn Klugheit und Umsicht sich mit Tapferkeit paaren und

weise Ueberlegung alle Mittel vorbereitet, welche nothwendig sind, den Erfolg zu sichern!“ —

— „Erst müssen“, — fuhr er, einige Ungeduldige mit der Hand beschwichtigend, fort, — „die Geschütze, die Schanzkörbe und das Arbeitszeug unter der Felswand bereit liegen, ehe wir den Aufstieg unternehmen, der, erst begonnen, nicht mehr gehemmt werden darf, soll nicht das Ganze verrathen werden und mißlingen!“ —

— „Dazu aber benöthigen wir“, — nahm er das Wort wieder auf, da Alle schweigend zustimmten, — „da wir nur im Schutze der Nacht und auch da nur mit äußerster Vorsicht arbeiten dürfen, mindestens fünf Nächte!“ —

— „Ugy van! So ist es!“ — antwortete ein greiser Nachbar des Redners.

— „Auch müssen wir für eine genügende Anzahl auserlesener und entschlossener Genossen Sorge tragen, damit wir gleich im ersten Augenblicke über hinlängliche Streitkräfte verfügen können!“ —

— „Fünfhundert entschlossene Männer“, — fuhr er fort, da Alle zustimmten, — „dürften hinreichen, den ersten Ansturm zu wagen! Aber sie müssen entschlossen sein, Einer für Alle und Alle für Einen einzustehen, und lieber das Leben zu lassen, als von dem Platze zu weichen, sobald sie ihn erreicht haben!“ —

— „So ist es! — antwortete der Greis; — „Und

ich glaube, daß wir die vierfache Anzahl binnen vierundzwanzig Stunden beisammen haben können! Ich selbst mache mich anheischig, fünfzig auserlesene Jünglinge zu stellen! Nur — müßt Ihr mich selbst mit in den Kauf nehmen!" —

— „Ich zwanzig!" — rief ein Zweiter.

— „Ich dreißig!" — „Ich zehn!" — „Ich fünfzehn!" — rief es von rechts und links, von den Seiten und aus der Mitte.

Endlich wurde, nachdem Alle anerkannt hatten, daß eine zu große Schaar die Geheimhaltung des Unternehmens gefährde, die Zahl der Theilnehmer auf fünfhundert festgesetzt, zu denen von Promontor noch zweihundert auf demselben Wege stoßen sollten, wie die Geschütze, — durch die Luft nämlich, — und die zehnte Stunde der sechsten Nacht zum Beginne des Anstieges bestimmt, dessen Führung dem Jünglinge übertragen wurde, der denselben angeregt hatte, während der Sprecher der Versammlung einstimmig mit der obersten Leitung des ganzen Unternehmens betraut wurde.

Lautlos und einzeln, wie sie gekommen, verließen die Theilnehmer der Versammlung das alte Türkenbad, dessen Nachtruhe nicht weiter gestört wurde.

Lautlos auch vollzogen die Verschwor'nen in der sechsten Nacht den halsbrecherischen Aufstieg; und so sorgfältig war das Geheimniß des Unternehmens gewahrt

worden, so umsichtig hatten sie ihre Maßregeln getroffen, daß das Piket Soldaten, welches Hentzi vorläufig als Observationsposten am Blocksberge aufgestellt und flüchtig verschanzt hatte, sich am Morgen des folgenden Tages von überlegenen Streitkräften überfallen und angegriffen sah, ehe dessen Führer noch zum Bewußtsein der Gefahr kamen, die sie buchstäblich aus dem Abgrunde herauf beschlichen hatte!

Nach kurzem Scharmützel mußten sich die Angegriffenen in die Festung zurückziehen, und wenn auch die Geschütze der Letzteren sofort zu spielen begannen, so war das Feuer der tiefer liegenden Wälle gegen die steil ansteigende Kuppe doch von so geringer Wirkung, daß es den Vertheidigern nicht mehr gelang, die Angreifer von der Höhe zu vertreiben, oder den sofort in Angriff genommenen Bau der Batterien zu vereiteln, mit deren Vollendung, wie sie wußten, ihre letzte Stunde geschlagen hatte!

Sechsmal war die tapfere Garnison im Sturmlaufe bis hart an die rasch aufgeworfenen Brustwehren vorgedrungen, dreimal hatte sie dieselben im furchtbarsten Kugelregen erstiegen, und jedesmal war der Ansturm wieder abgeschlagen worden! Hatten die Truppen die bessere Disciplin, das im Dienste gestählte Pflichtgefühl, endlich das Bewußsein für sich, daß sie gleichzeitig für die Erhaltung der Armee und für ihre eigene Errettung aus

Untergang und Verderben kämpften, so beseelte ihre Gegner die Begeisterung des glühendsten Patriotismus, des Ringens um ihre nationale und politische Unabhängigkeit, welche den einsamen Rinderhirten der Puszta und den adelsstolzen Abkömmling der Magnaten zu gleich heroischer Tapferkeit entflammte: Aber, während die Zahl der Vertheidiger von Tag zu Tag kleiner wurde, nahm jene der Angreifer um das zehnfache zu; schon hatten sie die Gräben und Verhaue auf den aus der Raiczenstadt bergan führenden Wegen beseitigt, und Mannschaft, Geschütze und Munition konnten nun ungehindert, durch den breiten Rücken des Gebirges selbst gegen die Batterien der Festung geschützt, auf die Spitze des Blocksberges geschafft werden, während unausgesetzt und von allen Seiten unternommene Scheinangriffe die Aufmerksamkeit der Besatzung ablenkten, ihre Kräfte zersplitterten, ihre Widerstandsfähigkeit in unaufhörlichem Ringen erschöpften!

Endlich waren die Batterien am Blocksberge vollendet, die Positionsgeschütze eingeführt und gebettet, die Sturmcolonnen in Bereitschaft, und Görgey gab seinen ungeduldig harrenden Streitern am Abende des neunzehnten Mai das ersehnte Zeichen zum Angriffe!

Dem Aufflammen der Signalrakete, welche die Angriffscolonnen von Alt-Ofen, von Pest und von der Wasserstadt gegen die nördlichen Festungswerke in Bewegung setzte, um die Vertheidigung zu theilen und von

dem eigentlichen Angriffspunkte abzulenken, folgte das Aufblitzen der im selben Augenblicke demaskirten Batterien am Blocksberge, dröhnender Kanonendonner ließ den Boden erzittern und rollte in tausendfachem Echo von den Hängen des Schwabenberges zurück; Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, und dichte Wolken undurchdringlichen Pulverdampfes hüllten die Häuser und Wälle der Festung in nächtliche, todtbringende Finsterniß!

Schon die ersten Kugeln trafen, und je dichter dieselben in die unglückliche Stadt schlugen, um so grauenvoller wurde die allgemeine Verheerung!

Von allen Dächern prasselten Ziegel, Mauerschutt und zerborstene Sparren hernieder, feurige Kugeln sausten zischend durch die pulvergeschwärzte Nacht, glühende Bomben warfen Mauern und Thürme in Trümmer, oder trugen, auf den Boden auffallend und im Rücksprunge berstend, Tod und Verderben in die Reihen der Vertheidiger! Bald züngelten die Flammen aus den Trümmern hervor und warfen grelle Schlaglichter auf das Bild der grausigsten Zerstörung!

Schon waren die Geschütze der Vertheidiger, Ein's um's Andere, zerschossen, demontirt, zum Schweigen gebracht, schon klafften in den berstenden Mauern gähnende Risse und abstürzender Schutt begann die Gräben zu füllen, den Angreifern den Weg zu bahnen zum letzten, entscheidenden Sturme!

Aber noch stand die Besatzung!

Unerschüttert und unbeugsam sahen die todgeweihten Schaaren das Unheil über sich hereinbrechen, rechts und links stürzten die Genossen im letzten Todeskampfe zu Boden, sterbend noch hob der Kanonier die brennende Lunte an sein Geschütz, gab ihm der Vormeister mit brechendem Auge die Richtung! Kaum ein Officier, nicht der zehnte Theil der Mannschaft war unverwundet geblieben in dem entsetzlichen Ringen: aber ungebrochen verharrten die Helden auf dem Posten, den sie zu vertheidigen geschworen hatten, und keine Lippe fand sich, die es vermocht hätte, das erlösende, aber entehrende Wort: — „Uebergabe!“ — zu flüstern!

Der greise Commandant selbst, umgeben von seinem ganzen Stabe, hielt, aus mehreren Wunden blutend, unbeweglich auf seinem Streitrosse inmitten des flammenumgürteten Platzes vor der Königsburg, nicht mehr der unmöglichen Rettung, sondern des Schwures eingedenk, mit dem er das Commando übernommen hatte: — Die Festung zu halten bis auf den letzten Mann!

Da erdröhnte der Boden von einem nochmaligen, tausendfältig verstärkten Donnerschlage, dem fast unmittelbar Todtenstille folgte!

Die Geschütze der Belagerer waren alle concentrisch auf jenen Theil der Mauern gerichtet worden, welche den Zugang zur Einsattlung des Blocksberges, den Auf-

gang von der Christinenstadt, sperrten, und dem vereinten Anpralle von mehr als zwanzig Geschossen vermochten die zerrissenen Mauern nicht zu widerstehen: Prasselnd stürzten sie zur Tiefe nieder und eine breite, gangbare Bresche gähnte zu Füßen der wehrlosen Vertheidiger!

Wie zaubergebannt verstummten die Geschütze; die bereit gehaltenen Sturmcolonnen setzten sich in Bewegung und unter dem tausendstimmigen Jubelschreie: — „Éljen a haza!“ — pflanzten die Sieger die dreifarbige Fahne auf die Wälle der eroberten Festung!

Gleichzeitig brachen die Stürmer von unten her durch die verrammelten Thore und überflutheten von allen Seiten die Gassen der Festung.

Hentzi aber mit dem Reste seiner Getreuen hielt unbewegt auf seinem Posten! Kein Zeichen der Schwäche verrieth sich in den Zügen seiner Helden, ungebeugt, den Blick in übermenschlicher Begeisterung zum Himmel gehoben, harrten sie des Streiches, der ihrer irdischen Laufbahn ein Ziel setzen, sie aber zugleich verherrlichen sollte als unsterbliche Vorbilder unübertroffener, heldenmüthiger Aufopferung im Dienste des Vaterlandes, des Fürsten, der Pflicht!

* * *

Die Katastrophe des zwanzigsten Mai war vorüber!

Die nationale Regierung hatte Besitz genommen von den Trümmern der erstürmten Festung, die fanatisirte

Wuth des Pöbels sich abgekühlt im Blute der wehrlosen Opfer von Windischgrätz' folgenschwerer Verblendung und die Ruhe war wieder eingekehrt in die verödeten Gassen: die Ruhe des Grabes, das sich nicht blos über Jenen geschlossen hatte, die im offenen Kampfe gefallen waren, sondern auch über Jenen, welche, nach beendigtem Kampfe, von den entmenschten Siegern feige hingemordet worden waren zur ewigen Schändung des so glänzend errungenen Sieges, aber zugleich als furchtbare Drachensaat künftiger, tausendfacher, blutiger Wiedervergeltung an den Siegern von heute!

Wohl gab es auch in jenen ersten Stunden unmenschlichen Hinwürgens wehrloser, ja, verwundeter und kampfunfähiger Krieger einzelne Ausnahmen, wie ja die Geschichte uns neben jeder Ausschreitung zügellosesten Fanatismus Züge heroischer Selbstverleugung und Aufopferung aufbewahrt, damit der Menschengeist nicht verzweifeln müsse an seiner eigenen, menschlichen Würde: aber es war lebensgefährlich für die Samaritaner selbst, welche es unternahmen, den Schlächtern ihre Opfer zu entziehen, und mehr als Ein erbarmender Helfer sank neben dem Opfer, das er dem Henker entreißen wollte, von demselben Bajonnetstiche durchbohrt, zu Boden!

Um so größere Bewunderung verdiente eine schwarzverhüllte, dem äußeren Anscheine nach jugendliche Frauengestalt, welche fast zugleich mit den Stürmenden durch

das Wasserthor eingedrungen war, und, gefolgt von einem grauhaarigen, martialisch dreinblickenden Manne in der Tracht der nationalen Landesvertheidiger und dessen in die gleiche Tracht gehüllten, bejahrten Diener, spähend durch die Gassen eilte. Wo immer ihrem Blicke der brechende Strahl aus dem Auge eines sterbenden Kriegers begegnete, da bot sie den verschmachtenden Lippen ein linderndes Labsal, bettete das Haupt, mochte es eines Feindes, oder eines Freundes Haupt sein, zur letzten Ruhestätte, vor keiner Wunde, vor keiner noch so gräuelhaften Verstümmlung zurückschreckend.

Doch bei Keinem verweilte sie!

Unaufhaltsam, rastlos trieb es sie vorwärts, hinein in das Getümmel des ersterbenden Straßenkampfes, nach dem Mittelpunkte des entsetzlichen Blutbades! Nicht schreckte sie das Knattern des Gewehrfeuers, gleichgiltig hörte sie die Kugeln ihr eigenes Haupt umsausen, vergebens suchte ihr Begleiter sie zu warnen vor der mit jedem Schritte zunehmenden Gefahr! Vorwärts, immer und unaufhaltsam vorwärts strebte sie, als gälte es ihr Leben, dessen Quelle sie nur dort finden könne, wo sie tausend Anderen binnen wenigen Stunden versiegt war!

Endlich war sie am Ziele!

Ein Berg von Leichen, über dem zerfetzten, mißhandelten Körper des unglücklichen Commandanten aufgethürmt, bezeichnete den Ort, wo der Kampf am heftigsten ge-

wüthet, die heldenmüthige Tapferkeit seiner Opfer am herrlichsten geglänzt hatte.

Entsetzt hemmte die Fremde ihre Schritte! Ihre Hand fuhr krampfhaft nach dem Herzen, ihre Gestalt schwankte und fast schien es, als schreckte sie zurück vor dem Anblicke so namenloser Gräuel!

Doch nur einen Augenblick währte diese Schwäche; im nächsten schon hatte sie sich ermannt und mit dem leise gemurmelten Stoßgebete: — „Vorwärts, und Gott möge mir helfen!“ — trat sie an die ungeheuerliche Menschenpyramide heran!

Schaudernd, stöhnend vor Entsetzen und Kummer beim Anblicke so grenzenlosen Elends, aber unaufhaltsam eilte sie vorwärts, Leiche um Leiche, Kopf um Kopf wendend, betrachtend, um ihn dann tiefaufseufzend zurücksinken zu lassen in den entseelten Schoß seines Kameraden!

Endlich, endlich! — schon drohten sie ihre Kräfte zu verlassen, — war sie vorgedrungen bis zu den verstümmelten Ueberresten des Commandanten, an dessen Seite die tödtlichen Streiche am dichtesten niedergefallen waren auf seine Getreuen!

Da! Ein leiser Schrei entfuhr ihren bebenden Lippen! Mitten unter erstarrenden Leichen hatte ihr Auge den brechenden, aber noch lebenden Blick aus eines Kriegers Auge erhascht! In die Kniee sinkend, hob sie das Haupt des Gefallenen, eines trotz der entsetzlichen Verunstaltung

durch eigenes und fremdes Blut jugendliche Züge verrathenden Officiers, dessen goldgestickter Kragen ihn als einen der unmittelbaren Gefährten des Commandanten erkennen ließ.

Rasch flößte sie dem Verwundeten einige Tropfen aus der an ihrer Seite hängenden Feldflasche ein, und, ihren Begleiter stürmisch heranwinkend, legte sie das blutige Haupt des Kriegers in des Andern Schoß.

Sie selbst aber forschte angstvoll und zitternd weiter, bis sie, nur wenige Schritte später, mit einem lauten Weheschreie an der Seite eines Jünglings niedersank, auf dessen Stirne eine breite Wunde klaffte, während seine Hand noch den Griff des Säbels umspannte, mit dessen Spitze er selbst im Fallen den Gegner durchbohrt hatte.

Bebend tastete sie mit den Fingern nach den Lippen, den Augen, der blutenden Stirne; dann riß sie mit wilder Hast die zerfetzte Uniform auf und legte ihre Hand zagend und leise auf des Jünglings Herz. Lange ließ sie dieselbe darauf ruhen und regungslos haftete ihr Blick auf den erstarrten Zügen.

Da schoß ein Feuerstrom durch ihre erschauernden Glieder! War es der Gegendruck ihrer klopfenden Pulse, die Rückströmung ihrer eigenen Körperwärme, welche ihre bebenden Finger durchzuckte? War es der Reflex ihrer eigenen, irrenden Blicke, welcher schattengleich über das starre Gesicht huschte?

Nein! Die Wimpern zuckten, die Gesichtsmuskeln erzitterten wirklich, und leise, ganz leise! fühlte sie den wiedererwachenden Herzschlag unter der Fläche der Hand!

— „Er lebt! er lebt!“ — flüsterte sie in überströmender Bewegung; — „O Herr! Sei gepriesen!“ —

Und sachte, sachte, als fürchte sie, den verlöschenden Lebensfunken durch eine rasche Bewegung zu ersticken, senkte sie ihr Haupt auf die blutige Stirne, flößte einige Tropfen aus ihrer Feldflasche in den halb geöffneten Mund und harrte in athemloser Spannung auf die Wirkung des erquickenden Labsals!

Und wieder überlief ein leises Zittern die leblose Gestalt, die Brust hob sich unter einem kaum wahrnehmbaren Athemzuge, die Augenlider zogen sich langsam empor, die Augensterne gewannen Leben, und wie das Mädchen halb unbewußt den verhüllenden Schleier von ihrem Gesichte riß, da traf sie ein zitternder Strahl unendlichen Glückes!

— „Irma!“ — kam es in vergehendem Hauche von den blassen Lippen, und ein Ausdruck himmlischer Freude verklärte die Züge, während die Lider langsam das Auge wieder verhüllten!

Sie war es in der That!

Irma Álbony hatte es nach jener stürmischen Abschiedsscene nicht über sich vermocht, die freiwillig übernommene Rolle beim Fürsten zu Ende zu spielen.

Diese Eine Unterredung mit dem jungen Rittmeister hatte ihr die Augen geöffnet, hatte sie erkennen lassen, daß der patriotische Opfermuth, wenn er auch alle Schätze des Lebens, dieses selbst freudig hingeben mag zum Besten des Vaterlandes, doch vor der Aufopferung des Einen zurückschrecken müsse, für welches es keinen Ersatz, keine Vergeltung gab, weder diesseits, noch jenseits des Grabes: vor der Aufopferung der eigenen, persönlichen Ehre, des kostbarsten, aber auch des einzigen, unveräußerlichen Gutes, für dessen Preisgebung es keine Rechtfertigung, keine Entschuldigung gab!

Wie der Nachtwandler, wenn er im Traume dahinschreitet am Rande des Vernichtung drohenden Abgrundes, durch den warnenden Ruf des Mahners plötzlich erweckt, schaudernd die Gefahr erkennt, in die er sich, ahnungslos, zu stürzen im Begriffe war; er erbebt, steht stille, er taumelt und hascht, schon stürzend, nach der Hand, die sich ihm rettend entgegenstreckt: so hatte des ernsten Jünglings mahnendes Wort ihr schlummerndes Gewissen geweckt, ihr die Augen geöffnet über das Ungeheuerliche des Opfers, das weder ihr Volk, noch ihr Vaterland von ihr begehren durften, weil es keinen, gar keinen Ersatz, weder in diesem, noch in jenem Leben gab, den sie ihr bieten konnten für den Verlust ihrer Ehre! Sie taumelte in erstarrendem Entsetzen vor dem Abgrunde zurück, der sich geöffnet hatte, sie zu verschlingen! Schon hatte sie

den ersten Schritt gethan, schon fühlte sie sich hinabgezogen in den gähnenden Schlund des Verderbens: da hatte des Mahners bebendes Liebeswort an ihr verzweifelndes Ohr geklungen: es war die Freundeshand, die sie rettend zurückriß vom tödtlichen Absturze, das Bekenntniß seiner Liebe, das ihr die Kraft gab, seiner eigenen Lockung zu widerstehen, aber auch die unwürdige Fessel zu brechen, in die sie sich in sinnloser Verblendung selbst geschmiedet hatte!

Die erwachende Liebe des Weibes hatte zugleich das Bewußtsein seiner Würde geweckt; und wenn die Letztere sie zwang, den Retter zu fliehen, dessen Liebeswerben sie nicht länger hätte widerstehen können, so gab ihr die Erste die Kraft, dem Versucher zu trotzen, dessen Gewalt sie nicht mehr fürchtete, nachdem sie das Trugbild erkannt hatte, das Leidenschaft und Verblendung ihr vorgegaukelt!

Nicht, wie sie vorgab, in die Arme des Fürsten, um ihre Aufgabe zu vollbringen, war sie aus des Geliebten Nähe enteilt, sondern in die tiefste Einsamkeit eines sicheren Versteckes, wo sie, ferne von der Welt und deren ihr nicht länger gefährlichen Verlockungen, der Reue leben wollte über die Verirrung ihres mißleiteten Herzens, der Erinnerung an ihren Erretter, ihren, ach! für immer verlor'nen Geliebten!

Vergebens spähte der galante Feldherr, nachdem er die so zur Unzeit auf ihn eindringenden Geschäfte abge-

schüttelt hatte, nach seiner reizenden Genossin; vergebens durchforschte er alle Säle, die entlegensten Gemächer der weiten Festräume, fragte er den Grafen Álbony ängstlich nach seiner entschwundenen Tochter! Niemand hatte sie gesehen; Niemand wußte von ihr, Graf Álbony wollte oder konnte keinen Aufschluß geben über ihr Verbleiben und mißmuthig zog sich der Fürst, das Fest einem vorschnellen Abschlusse zuführend, in seine Privatgemächer zurück, entschlossen, Irma wieder zu finden, sie in seine Gewalt zu bringen, koste es, was es wolle!

Allein die Ereignisse waren stärker, als sein Wille, sein Stern war im Verlöschen, und mit dem Erbleichen seines Glanzes hatte er auch die Macht verloren, seiner sinnlichen Leidenschaft, — sei es mit Gewalt! — genug zu thun!

Irma aber war ihrem Vater, ihren Freunden, ebenso entschwunden, wie ihrem fürstlichen Verehrer, und wußte sich den Nachforschungen Jener so gut zu entziehen, wie dieses.

Und dennoch hatte sie es nicht vermocht, den Schauplatz ihrer bisherigen Thätigkeit zu verlassen!

Sie war mit den Plänen der Patrioten hinlänglich vertraut, in ihre Geheimnisse, wie wir wissen, genügend eingeweiht, um die Ereignisse der nächsten Zukunft vorauszusehen, um namentlich zu erkennen, daß Ofen das nächste, blutige Ziel der wieder erstarkenden Insurrection sein werde.

Sie hatte aber auch den Geist der österreichischen Truppen, namentlich ihrer Officiere, genügend kennen gelernt, um überzeugt zu sein, daß dieselben diesen Kernpunkt ihrer ganzen Position, mochten sie immerhin dessen rechtzeitige Sicherung in verblendetem Uebermuthe versäumt haben, nicht leichten Kaufes fahren lassen würden, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß der Jüngling, der ihr widerstrebendes Herz in Sturm gewonnen, nicht säumen werde, sein Heldenblut in der Vertheidigung dieses verlornen Postens zu verspritzen.

Dann aber mußte sie ihm nahe sein, über ihn wachen, ihn schirmen in der Stunde der Gefahr! Wie? Das wußte sie nicht, fragte sie auch nicht! Genug, daß sie in seiner Nähe weilen, für ihn beten konnte: für ihn, der ja doch auf ewig für sie verloren war — für die Verworfene, Entehrte! — —

In einer bescheidenen, entlegenen Hütte, knapp unter den Wällen der belagerten Festung, suchte und fand sie Unterkunft und Schutz bei einer alten Witwe, der sie einst, in besseren Tagen, helfend zur Seite gestanden. Durch sie gelang es ihr, von Zeit zu Zeit Kunde einzuziehen über den Verbleib und das Befinden des Rittmeisters und seines Freundes, und durch ihre Vermittlung trat sie in Verbindung mit dem alten, erprobten Freunde ihres mütterlichen Großvaters, dem Einzigen aus ihren Kreisen, dem die nationale Ueberreizung den Blick nicht verwirrt, die

Fähigkeit nicht geraubt hatte, menschlich zu fühlen auch mit dem politischen Gegner von heute, seinem langjährigen Waffenbruder von einst!

Stefan Jáncsy, oder wie er sich selbst in treuer Anhänglichkeit an seine Nation zu allen Zeiten genannt wissen wollte Jáncsy István, der alte Rittmeister, dem wir im zweiten Capitel unserer Erzählung bereits flüchtig begegnet sind, war dem Schicksale nicht entgangen, dessen Befürchtung er damals, in der Heumarkt-Kaserne, mit den Worten Ausdruck gegeben hatte, daß er Seiner Majestät dafür dankbar sei, daß er nicht nach Ungarn commandirt wurde.

Denn schon wenige Wochen nach jenem sechsundzwanzigsten Mai hatte sein Regiment Marschordre erhalten nach Pest, da die neu ernannte, ungarische Regierung eifrigst danach trachtete, allmälig sämmtliche ungarischen Regimenter mit einziger Ausnahme der bei der italienischen Armee stehenden Truppen unter ihren unmittelbaren Oberbefehl zu bringen und sie folgerichtig innerhalb der eigenen Landesgrenze zu dislociren.

Nach der Sanctionirung der 1848er Gesetz-Artikel, der neuen, demokratischen Verfassung, hatte auch sein Regiment den von der nationalen Regierung geforderten Verfassungseid geleistet, und wenn es den unter den Waffen ergrauten Veteranen auch hart ankam, neben dem vor vierzig Jahren geleisteten Fahneneide einen zweiten, mit Jenem denn doch nicht ganz im Einklange stehenden Eid

ablegen zu müssen, so half ihm über diese Gewissensscrupel die Erwägung hinweg, daß ja sein oberster Kriegsherr, der auch die neuen Gesetze sanctionirt hatte, es doch am besten verstehen müsse, ob der neue Eid neben dem alten bestehen könne oder nicht.

Doch war ihm eine schwere Last vom Herzen genommen, als er bald darauf aus den Reihen des stehenden Heeres ausgeschieden und bei Errichtung der Cadres der neuen Honvéd, der Landes-Vertheidigung, dem Pester Honvéd-Bataillon, — in Berücksichtigung seiner langjährigen, ausgezeichneten Dienste mit dem Range eines Oberst-Lieutenants, — zugetheilt, und dadurch, wie er hoffte, der Gefahr für immer entrückt war, entweder gegen seine Landsleute, oder gegen seine Waffengefährten kämpfen zu müssen.

Als daher beim Einbruche des Fürsten Windischgrätz nach Ungarn und dem hiemit entflammten, offenen Bürgerkriege auch an ihn die so lange gefürchtete Gefahr neuerlich herantrat, pries er es als eine besondere Gnade des Himmels, daß ihn das Wiederaufbrechen einer schlecht vernarbten Fußwunde aus der Zeit der Befreiungskriege dienstuntauglich machte; und so bitter es ihm unter anderen Umständen gewesen wäre, im Beginne eines Feldzuges aus dem activen Dienste zu scheiden: unter den obwaltenden Verhältnissen nahm er seine Pensionirung um so gelassener entgegen, da sie unter ausdrücklicher,

wiederholter Anerkennung seiner tadellosen Conduite und sogar unter Beifügung des Wunsches erfolgte, daß seine ausgezeichneten Dienste dem Vaterlande nicht für immer entzogen bleiben möchten!

Ein zweiter Umstand, der ihm den Uebertritt in den unfreiwilligen Ruhestand erleichterte, war die schwärmerische Liebe zu der eben erblühenden, reizenden Comtesse Irma Álbony.

Jáncsy István, — wir wollen dem Wunsche des biederen Veteranen auch hier Rechnung tragen, — hatte in jungen Jahren einen innigen Freundschaftsbund mit seinem damaligen Kameraden, dem liebenswürdigen und reichen Grafen Karl Barcsányi geschlossen, welcher trotz der bedeutenden Verschiedenheit des Ranges und Vermögens ihrer Familien, — Jáncsy war bürgerlicher Abkunft und ohne Vermögen, — fest und unwandelbar alle Wechselfälle des Lebens überdauerte und erst mit dem Tode Barcsányis endete.

Als Barcsányi nach Beendigung der Befreiungskriege seinen Abschied nahm, um sich an der Seite einer ebenbürtigen, schönen und liebenswürdigen Gattin der Bewirthschaftung seiner ausgebreiteten, während des Krieges arg vernachlässigten Güter zu widmen, da geleitete ihn Jáncsy als Beistand an den Traualtar, und als ihn seine Gattin ein Jahr später mit einem holden Töchterchen beschenkte, da mußte die kleine Heidin der Segnungen des Christen-

thums so lange entbehren, bis Freund Jánscy seinen Urlaub erhalten hatte, um das Kind seines Freundes über das Taufbecken halten zu können.

Die ritterliche Verehrung für des Freundes Gattin wurde naturgemäß auf deren Tochter ausgedehnt, und wir wollen der Fama nicht widersprechen, welche behauptete, das Herz des damals noch immer wohlconservirten Rittmeisters sei von gewissen Beklemmungen nicht frei geblieben, als die zu herrlicher Jungfräulichkeit herangeblühte Comtesse Ilona Barcsányi den Bewerbungen des stolzen Grafen Álbony Gehör, und demselben ihre Hand und ihr Herz zu eigen gab.

Wie dem übrigens auch gewesen sei, thatsächlich gewann der hagestolze Rittmeister das Vertrauen und die Freundschaft des jüngeren Grafen Álbony, wie er einst jene seines Jugendgefährten gewonnen hatte, und als Gräfin Ilona ihrem Gatten zu gehöriger Zeit und in nicht allzulangen Intervallen drei Kinder, erst zwei Knaben und dann ein Mädchen bescheerte, da mußten alle drei das Schicksal ihrer Mutter theilen, das heißt, auf die Heiligung durch das Sacrament der Taufe so lange warten, bis Jáncsy bácsi, — Onkel Jáncsy, — wie er nunmehr von aller Welt genannt wurde, von seinem Regimente ab und zu dem Freunde hinab kommen konnte.

Der Tod seines Freundes Barcsányi, dem nach kurzer Zeit der Hintritt seiner Gattin folgte, knüpfte das

Freundschaftsband zwischen Jáncsy und Gräfin Álbony wo möglich noch inniger und der nunmehr bereits grauhaarige Verehrer von Mutter und Tochter entbrannte in schwärmerischer Hingebung für der Letzteren jüngsten Sprößling, die liebliche Comtesse Irma, das, wie er schon bei ihrer Taufe beschworen hatte, — „náturgetraie Ebenbild" — ihrer — „süßen, vérehrten" — Großmutter.

Mit Gräfin Ilonas frühem Tode erkalteten zwar die Beziehungen des Rittmeisters zu dem aufbrausenden, leidenschaftlichen Grafen Álbony, nicht aber zu dessen lieblich heranwachsender Tochter, welche den ritterlichen Veteranen wie ihren Großvater liebte und sich mit um so innigerer Zärtlichkeit an ihn schmiegte, je mehr die Entfremdung zwischen diesem und ihrem Vater zunahm, die ihren hauptsächlichsten Grund in den tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten Beider über die das Land aufwühlenden, politischen Fragen hatte.

Damals schon, — lange vor Ausbruch der Märzrevolution, — hatte Graf Álbony die extremsten Forderungen betreffs der politischen Wiedergeburt seines Vaterlandes aufgestellt und sich offen zu dem Grundsatze bekannt, daß es Pflicht jedes Einzelnen sei, dem Wohle des Vaterlandes Alles, — Vermögen, Leben, Familie, ja, wenn es sein müsse, selbst die Ehre! — zu opfern, während der ruhigere Jáncsy zwar das Wohl des Vaterlandes gleichfalls als das höchste Ziel des Strebens jedes

Einzelnen anerkannte, das Maß der diesem Ziele zu bringenden Opfer aber dahin eingeschränkt wissen wollte, daß Niemand gehalten sein könne, dem Wohle des Vaterlandes sein eigenes Gewissen und seine Ehre, geschweige Leben und Ehre seiner Familienangehörigen aufzuopfern.

Irma pflegte wohl oft den feurigen Erörterungen der beiden Männer über diese, alle Geister erregenden Fragen zu lauschen; allein sie war damals noch zu sehr in den Fesseln der Kindheit befangen, um die hohen, sittlichen Argumente zu würdigen, welche Jáncsy für sich geltend machte; und da er zudem bald darauf zu seinem Regimente einrücken mußte, auch während der folgenden zwei Jahre keine Gelegenheit gefunden hatte, die Heimat und seine Freunde wiederzusehen, so hatte Irma ihr leicht empfängliches Gemüth den exaltirten Ansichten ihres Vaters widerstandslos geöffnet. Die Erregung des Augenblickes, die Begeisterung, welche in Folge des glücklichen Verlaufes der März-Revolution alle Herzen durchglühte, hatte auch ihre heißblütige Phantasie entflammt, und als ihr Vater ihr den Weg zeigte, auf dem auch sie dem Vaterlande dienen, zugleich den Tod ihrer Brüder an den gehaßten Feinden rächen konnte, da hatte sie sich mit Feuereifer der ihr gestellten, oder von ihr vielmehr freigewählten Aufgabe unterzogen, entschlossen, dem Wohle des Vaterlandes sich selbst und ihre Ehre zu opfern!

Umsonst hatte der mittlerweile heimgekehrte Onkel

Jáncsy sie gewarnt vor den unabwendbaren Folgen eines Schrittes, dessen Tragweite sie nicht ahnen, viel weniger beurtheilen konnte, ihr vorgestellt, daß der Zweck niemals verwerfliche Mittel zu rechtfertigen vermöge: Irmas leidenschaftliche Erregung machte sie taub gegen seine wohlgemeinten Rathschläge und Álbonys ironische Bemerkungen über Jáncsys mattherzigen Patriotismus, der wohl während seiner langjährigen „Knechtschaft“ im Dienste des Feindes „schwarzgelb“ geworden sei, scheuchten ihn vollends aus dem Kreise hinweg, welchen er durch mehr als dreißig Jahre als seine eigene Familie betrachtet und geliebt hatte.

Erst die plötzliche Umstimmung ihrer Ansichten, welche die Begegnung mit dem jungen Rittmeister in Irmas Seele hervorgerufen hatte, brachte ihr die väterlichen Warnungen Jáncsys wieder in Erinnerung und als sie sich nach ihrer Flucht aus des Feldmarschalls Armen verlassen und hilflos in die Welt hinausgestoßen sah, — von ihrem Vater und dessen Gesinnungsgenossen hatte sie, das wußte sie, fortan weder Hilfe, noch Theilnahme zu erwarten, — da war es der gute, alte Jáncsy bácsi, dessen ritterlichen Beistand sie anrief zu ihrer Unterstützung und zu ihrem Schutze.

Jubelnd war der alte Veteran auf den ersten Ruf seines „süßen Täubchens“ an ihre Seite geeilt; mit Thränen in den Augen hatte er dem gütigen Schöpfer

gedankt für die Errettung seines „holden Engels“ aus Schmach und Entehrung, und als ihm Irma mit kindlichem Vertrauen mitgetheilt hatte, durch wen und auf welche Weise ihre Umkehr bewirkt worden war, und was sie nun ihrerseits zu seiner möglichen Rettung zu thun beschlossen habe, da schwur er ihr in einer langen, innigen Umarmung, ihr beizustehen mit Gut und Blut, bei ihr auszuharren bis an's Ziel, -- wenn es sein müsse, mit ihr unterzugehen! — —

Stürmisch und doch leise rief sie ihn jetzt an die Seite des wiedergefundenen Geliebten und mit heroischem Aufbieten aller ihrer Kräfte gelang es ihr, in Gemeinschaft mit dem treuen Onkel Jáncsy und dessen nicht minder treuem, erprobtem Diener, erst den Rittmeister und dann, nachdem dieser geborgen war, auch den Major, der sich auch im Tode nicht von ihm hatte trennen wollen, in der bescheidenen Hütte, in der sie selbst Zuflucht gefunden hatte, in Sicherheit zu bringen.

Jáncsys Uniform und sein hoher, militärischer Rang, mehr noch seine imponirende, allbekannte Persönlichkeit, hatten ihnen dabei wesentliche Dienste geleistet, und da sie die Vorsicht gebraucht hatten, den Verwundeten vorher die Waffenröcke abzustreifen, so galten dieselben den Begegnenden als verwundete Freunde und Landsleute, und selbst ihre warmherzige Gastwirthin hatte keine Kenntniß davon, wer die beiden Fremden eigentlich

waren, deren Pflege sie sich nichts desto weniger, ihrer „süßen, kleinen Gräfin“ zu Liebe, mit mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit widmete.

Irma aber sank, nachdem die erste Gefahr glücklich überwunden, das Nöthigste zur Rettung des Geliebten gethan war, zwischen den Liegestätten der beiden, noch immer bewußtlosen Freunde in die Kniee und flüsterte aus überquellendem Herzen zum Himmel empor: — „Mein Gott, ich danke Dir!“ —

* * *

Woche um Woche, Tag und Nacht weilte Irma am Schmerzenslager der beiden Officiere, deren Wunden der Arzt, — ein vertrauter und verschwiegener Freund Jáncsys, — zwar als gefährlich, aber nicht tödtlich erklärt hatte, und wachte mit unermüdlicher Sorgfalt über Beiden, als hätte sie gefühlt, daß die Rettung ihres Geliebten nicht vollständig wäre, wenn es nicht gelänge, auch seinen Freund dem Leben wieder zu gewinnen! War er ja doch der Bräutigam von Jenes Schwester, die sie liebte, ohne sie zu kennen, weil sie seine Schwester war!

Stundenlang, wenn sie einsam am Bette der noch immer bewußtlosen Kranken wachte, war ihr Geist damit beschäftigt, sich das Wiedersehen der glücklich wieder Vereinigten auszumalen, die dann wohl freundlich der Unbekannten gedächten, der sie ihr Glück verdankten! Denn

unbekannt mußte sie den beiden Freunden bleiben, deren Achtung sie durch die vorausgegangenen Ereignisse verwirkt hatte, und so innig sie den Augenblick herbeisehnte, in welchem der Arzt die Gefahr für beseitigt erklären würde, eben so sehr fürchtete sie denselben! Denn ach! mit der Wiederkehr des Bewußtseins bei dem Einen oder dem Andern war ihr die süße Mühe ihrer ausschließlichen Pflege genommen, mußte sie aus ihrer unmitttelbaren Nähe entweichen und mochte höchstens heimlich und verstohlen ihren gesunden Schlaf belauschen! Der einzige Trost, der ihr dann blieb, war die Erinnerung an den Blick, den der Geliebte draußen auf der Wahlstatt auf sie geheftet, an den Klang seiner Stimme, als er ihren Namen gehaucht hatte! Aber auch diese Erinnerung wird ja in seinem Gedächtnisse nicht haften, verlöscht durch die tobenden Qualen des Wundfiebers, ihm nicht wiederkehren!

Sei's darum! Nicht ihret-, seinetwillen hat sie das Rettungswerk unternommen; gelingt es, so wird sie sich überreich belohnt fühlen durch das Bewußtsein, ihn dem Leben wiedergegeben zu haben, und dem Glücke!

Dem Glücke? War er denn glücklich? War es nicht gerade der Ausdruck tiefen Wehes, unnennbarer Schwermuth, welcher ihre Aufmerksamkeit zuerst geweckt, sie gleich bei ihrer ersten Begegnung überwältigt hatte? Ja, er war unglücklich, und die Quelle seines Unglücks lag nicht in äußerlichen, oberflächlichen Zufälligkeiten, auch nicht in

verletzter Eitelkeit oder gekränktem Ehrgeize; denn jung, von guter Familie und reich, war er umschwärmt von den Schönen des Hauptquartiers, geliebt von seinen Untergebenen, geehrt und geschätzt von seinen Kameraden und seinen Vorgesetzten, die seiner hervorragenden Tapferkeit die rückhaltloseste Anerkennung zollten! Sein Unglück wurzelte also in seinem Herzen, und da er sich der glücklichsten Familienbeziehungen erfreute, — Jáncsy bácsi kannte und schätzte seinen Vater und hatte ihr viel von Letzerem erzählt, — so konnte nur eine unglückliche Liebe es sein, die seinen Lebensfrühling vergiftet hatte!

O, wie sie die Unwürdige haßte, die es nicht verstand, welches Juwel sie von sich schleuderte! Und doch wieder hätte sie sie umarmen, ihr danken mögen, daß sie ihn zurückgewiesen! Denn niemals wäre ja der glücklich Liebende ihr nahe gekommen, ihr, der er in jener schrecklichen Stunde der Erkennung und Trennung und dann wieder im Augenblicke des leidvollen Wiederfindens am Schlachtfelde gestanden hatte, daß sie ihm nicht gleichgiltig sei!

Oh, wenn es ihr beschieden wäre, die Wunde seines Herzens zu heilen, wie sie die Wunden seines Leibes heilen sah unter ihren liebenden Händen! Wenn es ihr beschieden wäre, ihn die Freude, das Glück, die Liebe wiederfinden zu lassen an ihrer Seite, in ihren Armen! . . . .

In ihren Armen? In den Armen des Weibes, das er, — er hatte ihr's ja selbst gesagt! — im ver-

trautesten Umgang wähnte mit dem blutigen Fürsten? In den Armen der Verlornen, . . . Entehrten? . . .

Sie verhüllte schaudernd ihr Haupt und krampfhafte Schauer schüttelten ihren bebenden Körper!

— „Lieber sterben," — stöhnte sie, — „als mich gedemüthigt, verworfen sehen von ihm!" —

Nein! Ungesehen, wie bisher, ungekannt, wollte sie ihm nahe bleiben, so lange er ihrer bedurfte! Dann aber möge er zurückkehren in das Leben, dessen reichsten Segen sie über sein theures Haupt erflehen, während sie in tiefster Abgeschiedenheit büßen wollte für eine Schuld, die sie, ach! ohne es zu ahnen, auf sich geladen, einen Frevel sühnen, den sie, unwissend, an sich selbst begangen!

Der Eintritt des Arztes unterbrach ihre qualvollen Gedanken.

Leise trat er zu den Verwundeten, untersuchte erst den Einen, dann den Anderen, erneuerte den Verband ihrer Wunden, wobei ihm Irma in gewohnter Weise mit sicherer Hand Beihilfe leistete und nickte endlich, das schöne Mädchen mit einem theilnahmsvollen Blicke streifend, befriedigt mit dem Kopfe.

— „Ich darf wohl sagen, Fräulein," — hub er, nachdem Irma auf seinen Wink ihren Platz bei den Kranken der alten Witwe abgetreten hatte und ihm in das Nebenzimmer gefolgt war, wo sie sich ihm gegenüber niederließ, in ungarischer Sprache an, — „ich darf wohl

sagen, daß mir die Gefahr so ziemlich vorüber zu sein scheint!" —

— „Zwar der Major," — fuhr er fort, da Irma froh bewegt zu ihm aufsah, während sie die Hand fest auf ihr pochendes Herz preßte, — „hat mir vom Anfange an keine besondere Sorge verursacht, obwohl sie ihn gehörig zerfetzt haben! Aber — Fleischwunden, nichts als Fleischwunden, und da ist die Jugend an sich das beste und sicherste Heilmittel!" —

— „Aber der Andere, der Rittmeister", — nahm er nach einer kurzen Pause, während deren er verstohlen eine Prise in seine Nase eingeführt hatte, wieder das Wort, — „hat mir schon mehr zu schaffen gemacht! Doch hat der Bajonnetstich in die rechte Brust glücklicher Weise nicht die Lunge erreicht, sondern nur die Netzhaut gestreift, und auch der Säbelhieb über die Stirn hat zum Glücke keine edleren Theile verletzt! So wird er denn wohl auch wieder zu Kräften kommen, wenn er auch allerdings darauf verzichten muß, daß seine Stirn wieder so glatt werde, wie vor dem Zusammenstoße!" —

— „Indeß", — scherzte er, — „ein Lorbeerkranz verunziert keinen Krieger, und er insbesondere hat ihn, nach Allem, was mir Freund Jáncsy von ihm erzählt hat, reichlich verdient!" —

— „Danke, danke, Freund!" — hauchte Irma er=

röthend, als hätte das Lob ihr selbst gegolten, indem sie dem Arzte, halb unbewußt, warm die Hand drückte.

— „Nicht Ursache, liebes Kind!“ — lächelte der Arzt, der sich, Jáncsys Wunsche zu Folge, den Anschein gab, die schöne Krankenpflegerin nicht zu kennen; — „Freut mich selbst, ein paar so wackere Helden dem Leben wieder gegeben zu sehen; um so mehr, wenn ich bedenke, wie nutzlos die Tausende geopfert wurden, die die Gefilde unseres Vaterlandes mit ihrem Blute düngen!“ —

— „Und es mußte so kommen!“ — flüsterte er, während düsterer Ernst seine Züge umschattete; — „Wo in der Stunde der Gefahr Eifersucht, Neid und Mißgunst an die Stelle von patriotischer Opferwilligkeit und Treue treten, da kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein! Aber wehe Denen, die ihn verschuldet, und wehe dem unglücklichen Lande, das sie, gleichviel, ob mit oder ohne Absicht, dem Verderben überliefert haben!“ —

— „Ist es an dem?“ — fragte Irma, doppelt erschauernd unter der entsetzlichen Erkenntniß, daß also auch i h r Opfer ein vergebliches gewesen sei.

Der Arzt nickte ernst mit dem Kopfe.

— „Haynau hat“, — antwortete er, — „nachdem er das Commando der Armee übernommen, die Welden gerettet und reorganisirt hat, die Operationen im Westen bereits wieder eröffnet, während Lüders in Siebenbürgen, Paskewitsch in Galizien und der Bukowina eingerückt

sind, um die Insurrection zu umklammern und zu erdrücken unter der Uebermacht 200.000 russischer Bajonnette!" —

— „Und die . . . die Patrioten?" — flüsterte Irma, ihrer warmen Vaterlandsliebe trotz ihrer persönlichen Qualen und Sorgen Raum gebend.

— „Die „Patrioten"?" — fragte der Arzt, während ein verächtliches Lächeln bei Wiederholung dieses Wortes seine Oberlippe kräuselte; — „Nun, die „Patrioten" raufen im Felde um das Obercommando und in Debreczin um die Frage, ob Kossuth oder Görgey Präsident der Republick, oder — König werden soll!" —

— „Ja, mein Kind!" — fuhr er grollenden Tones fort, da Irma entsetzt den fragenden Blick zu ihm erhob; — „Es ist so, wie ich gesagt habe! Während der Feind von allen Seiten an die Thore pocht, unserem Vaterlande Tod und Verderben bereitend, streiten die Bem und Dembinszki, die Meszáros und Perczel, die Kossuth und Görgey unter einander um die ihnen Allen bereits entschwindende Macht, Jeder den Andern des Verrathes beschuldigend, den er selbst mit kaltem Blute begeht!" —

— „Die Verblendeten!" — murmelte Irma.

— „Die Schurken!" — grollte der Arzt; — „Die falschen, meineidigen Schurken, die die Befriedigung ihres erbärmlichen Ehrgeizes höher stellen, als das Wohl des Vaterlandes, das sie verrathen!" —

— „Aber", — fuhr er mit erhöhter Stimme fort, — „sie werden die Früchte ihres Verrathes nicht ernten! Gottes Strafgericht wird sie Alle treffen! Alle! Wohl dem, dem es dann wenigstens gegönnt sein wird, mit einem schnellen Tode die Schuld seines Verbrechens zu sühnen, sich um den Preis seines Lebens die Verzeihung der Nachwelt zu erringen! Wehe aber den Feiglingen, welche in schimpflicher Flucht ihren elenden Körper in Sicherheit bringen, um das bittere Brot der Verbannung mit den Thränen nutzloser Reue zu netzen, und dreimal wehe den verrätherischen Schurken, welche sich eine ehrlose Sicherheit zu erkaufen denken um den Preis ihrer Ehre und ihres Gewissens!" —

— „Um Gottes willen!" — stöhnte Irma; — „Das ist nicht möglich! Kein Ungar kann sich so weit vergessen!" —

— „Mein Kind", — antwortete der Arzt ernst und nachdenklich, — „ich habe achtundsechzig Jahre unter unserem Volke gelebt und Freude und Leid redlich mit ihm getheilt! Ich kenne meine Landsleute und weiß, was ich von ihren Führern zu halten habe; von einem Kossuth, der nur tapfer ist mit der Zunge, aber feige zurückweicht vor kühner Mannesthat; von einem Perczel, der den Muth des Löwen verleugnet, wenn er den Ruhm seines Heldenthums theilen soll mit einem Andern! Ich kenne die edle, aufopferungsfähige Begeisterung eines Ludwig

Bátthyány, der nicht zögern wird, sein eigenes Leben am Grabe des Vaterlandes zu opfern, dem aber, — zu seinem und des Vaterlandes Unglück! — die Fähigkeit fehlt, die widerstrebenden Elemente zu beherrschen, deren Eintracht allein uns zum Siege verhelfen konnte! Hätte er gekonnt, wie er gewollt, wir hätten vor den Mauern Wiens, im Bunde mit dessen tapferen Bürgern unsere Feinde vernichtet, anstatt daß Kossuth einen ganzen Monat in elendem Wortgeplänkel vertändelte und sich erst dann zu dem mattherzigen Scheingefechte bei Schwechat entschloß, als die verzweifelnde Kaiserstadt bereits gezwungen war, sich dem sie von allen Seiten umklammernden Feinde auf Gnade und Ungnade zu ergeben!" —

— „Die Thoren!" — hohnlachte er grimmig; — „Die elenden Thoren, die dem Volke weismachten, sie hätten den Banus unten an der Donau geschlagen, vernichtet, und die es, ihm angeblich den Rückzug nach Croatien verlegend, geschehen ließen, daß der „geschlagene" Banus seine „Flucht" mitten durch ihre Reihen fortsetzte, bis er — triumphirend vor den Mauern Wiens erschien an der Spitze von 30.000 wohlbewaffneten Streitern!" —

Irma, die uns das Geheimniß schon bei einer früheren Begegnung enthüllt hat, wie so es komme, daß die Töchter ihres Volkes den politischen Geschicken ihres Vaterlandes ein viel regeres Verständniß und Interesse entgegenbringen,

als dies bei unseren Landsleuten, in der Regel wenigstens, der Fall zu sein pflegt, — Irma lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des greisen Arztes, und mancher Seufzer entstieg bei seinen düster prophetischen Schilderungen ihrer mitfühlenden Brust! Umsonst also waren alle Anstrengungen ihres Volkes, vergeblich der Opfertod ihrer Brüder, die Aufopferung ihres Vaters, der noch jetzt sein greises Haupt den feindlichen Kugeln aussetzte, gleich jedem andern, jüngeren Bürger; vergeblich ihre eigene Selbstaufopferung!

Doch nein! Diese wenigstens war nicht ganz vergeblich! Denn ohne diese hätte sie niemals den herrlichen Jüngling geschaut, ihn nicht zu retten vermocht aus Tod und Verderben!

Wohl stand er auf der Seite der Feinde ihres Vaterlandes! Aber er erfüllte ja nur seine Pflicht und handelte, wie er mußte, aber offen und ehrlich! Ihn traf keine Schuld, und die schlimmsten Feinde, das waren ja Jene, die sich die Führung des Vaterlandes angemaßt hatten und es jetzt feige verriethen um ihres Lebens willen! Er aber, er hatte sein Leben freudig zum Opfer gebracht in Erfüllung seiner Pflicht, und nicht erröthen, nein, in stolzer Freude erglühen durfte sie, daß es ihr gelungen, den ritterlichen Helden dem Tode zu entreißen: den Feind ihres Volkes, ihres Vaterlandes — den Freund, ... den Geliebten ihres Herzens! ... —

Tieferregt waren Beide, der Greis und die Jungfrau, in ernstes Schweigen versunken.

Da öffnete Maruska, die alte Witwe, leise die Thür und meldete, daß der Eine der beiden Kranken erwacht sei und in einer ihr unverständlichen Sprache Fragen an sie gerichtet habe, die sie nicht zu beantworten vermöge.

Bei den ersten Worten der Alten war Irma mit einem freudigen Ausrufe aufgesprungen, um hinüberzueilen an das Krankenlager ihrer Schutzbefohlenen; doch eben so rasch hemmte sie ihre Schritte und tieferröthend flüsterte sie dem Arzte gesenkten Blickes zu:

— „Wollen Sie die Güte haben, mein edler Freund, nach den Verwundeten zu sehen und ihre Wünsche zu vernehmen?“ —

— „I ... ich ...“, — fügte sie stotternd hinzu, — „darf nicht ... ich will nicht von ihnen gesehen werden!“ —

Der Arzt blickte erstaunt auf das Mädchen, das die bewußtlosen Kranken seit Wochen ausschließlich gepflegt hatte, und sich nun scheute, den durch ihre Aufopferung Geretteten, — denn seine Kunst hatte das Wenigste dabei geleistet! — unter die Augen zu treten!

Doch ehrte er ihre jungfräuliche Zurückhaltung und wandte sich ruhig der Thür zu, als ihn Irma nochmals anrief.

— „Ich bitte“, — sagte sie, während ihre Wangen purpurn erglühten, — „die . . . die Fremden dürfen nicht ahnen, in wessen Pflege sie stehen! Sie, mein Freund, haben Sie gerettet, und — Maruska ist ihre Pflegerin!“ —

Irma hatte die letzten Worte in steigender Befangenheit herausgesprudelt, und noch ehe dieselben im Ohre des Arztes verklungen, war sie flüchtig, gleich dem gescheuchten Rehe, durch die entgegengesetzte Thür enteilt.

Der Arzt blickte ihr kopfschüttelnd nach.

— „Jáncsy, Jáncsy!“ — murmelte er, während er langsam der Krankenstube zuschritt; — „Mich dünkt, dieser Lebensrettung liegt ein tieferes Gefühl zu Grunde, als trockene — Nächstenliebe!“ —

* * *

Der Juni neigte sich seinem Ende zu und der Sommer breitete seine warmen Fittige über das Land, als die beiden Verwundeten, deren Genesung langsam, aber stetig fortschritt, an einem milden Sommermorgen am Fuße eines dunkelbelaubten Nußbaumes in dem kleinen Gärtchen lagerten, das sich um Maruskas Hütte knapp unter der Bastei hinzog. Sie waren noch blaß von dem starken Blutverluste und dem kaum überstandenen, heftigen Wundfieber; doch waren ihre Wunden nahezu verheilt und selbst des Rittmeisters Stirn zeigte sich weniger zerrissen, als nach der klaffenden Wunde erwartet werden

konnte. Nur ein schmaler, sägeförmig ausgezackter Streifen zog sich ihrer ganzen Länge nach quer darüber hin, einem Lorbeerkranze thatsächlich nicht unähnlich, wie der Arzt unlängst scherzend zu Irma bemerkt hatte.

Der Major reckte behaglich seine Glieder im weichen Grase und ließ seine Augen sinnend über das zu seinen Füßen liegende Bild des majestätischen Stromes und der dahinter sich weit hinaus dehnenden Stadt gleiten.

— „So sind wir", — sprach er leise zu seinem Freunde, — „dem Leben dennoch wiedergegeben, nachdem der Tod schon seine schwarzen Schatten über uns gebreitet hatte!" —

Der Rittmeister antwortete nicht. Stumm lehnte er sein Haupt an den Stamm des hinter ihm stehenden Baumes und tiefe Schwermuth lag auf seinen Zügen.

— „Wenn ich nur wüßte", — hub der Major wieder an, — „welchem Engel wir unsere Rettung zu danken haben! Denn ich erinnere mich ganz deutlich, wie ich unsern edlen Commandanten unter den Streichen der auf uns eindringenden Bestien zusammenbrechen sah und gleich darauf stürzte ich, von drei Säbelhieben zugleich getroffen, zu Boden, als ich eben einen nach Deiner Brust geführten Bajonnetstoß mit meinem Säbel parirte!" —

— „Hättest Du es nicht gethan!" — entgegnete der Rittmeister dumpf; — „Alles wäre vorüber gewesen und mir — wäre wohler!" —

— „Das ist Gotteslästerung, Freund!“ — entgegnete der Major lebhaft; — „Niemand hat das Recht, des Lebens kostbare Gabe gering zu achten, und magst Du noch so schwer gefehlt haben im wilden Taumel der Leidenschaft: Du hast Deine Schuld gesühnt in des Kriegers würdiger Weise! Deine, unsere Rettung selbst sollte Dir bezeugen, daß der Himmel versöhnt ist mit Deinem Verschulden, denn nur ein Wunder konnte uns dem Leben wiedergeben, und oft will mich's bedünken, als hätte der Herr wirklich seinen Engel ausgesandt, uns zu erretten!“ —

Der Rittmeister seufzte schwer und tief.

— „Ein Engel!“ — flüsterte er leise, während sein Auge heller aufleuchtete. — „Ob sie es denn wirklich war, die mein brechendes Auge schaute, ehe mir das Bewußtsein gänzlich entschwand?“ —

— „Wen meinst Du?“ — fragte der Major, froh, den Freund seiner düstern Schwermuth entreißen zu können.

— „Ein Wahngebilde!“ — seufzte der Jüngling; — „Wie käme sie, die glühende Patriotin, dazu, die Feinde ihres Volkes zu retten?“ —

— „Und dennoch“, — fuhr er nach einer Pause wie selbstverloren fort, da der Freund fragend zu ihm aufsah, — „dennoch kann ich das Bild nicht los werden!“ —

— „Ich lag“, — flüsterte er kaum hörbar, — „blutend und wehrlos am Boden, des so heiß ersehnten

Todes gewärtig! Da fühlte ich, wie ein Paar weicher Lippen meine blutige Stirn berührten, eine zarte Hand tastend nach dem Schlage meines Herzens suchte und ein köstliches Naß meine verschmachtenden Lippen netzte! Mühsam die schweren Augenlider hebend, sah ich ihr Engelsantlitz über mich gebeugt, eine Thräne in ihrem süßen Auge! Aufjauchzend wollte ich die Arme um ihren Nacken schlingen, ... da wurde es schwarze Nacht um mich und, erwachend, fand ich mich in dieser Hütte, den greisen Arzt als meinen Retter und die alte Maruska als meine Pflegerin!" —

— „Und doch", — nahm er nach einer kleinen Pause wieder das Wort, — „kann sich meine Seele nicht losreißen von jenem holden Bilde! Oft, wenn ich in wüsten Fieberträumen schmachtete, war es mir, als legte sich eine weiche Hand auf meine glühende Stirn! Ein milder Hauch kühlte meine klopfenden Pulse und sänftigende Ruhe schmeichelte die erschöpften Glieder in süßen Schlummer! Aber, wenn ich gestärkt erwachte, saß die alte Maruska an meinem Bette und ihre barmherzige, aber knöcherne Hand erneuerte den Umschlag auf meiner Wunde!" —

— „Auch mir, Freund", — entgegnete der Major, da der Andere seufzend verstummte, — „ist es ähnlich ergangen! Zwar weiß ich nicht, was mit mir geschehen, nachdem mich die feindlichen Streiche zu Boden gestreckt;

aber seither war es auch mir oft in meinen halbirren Fieberträumen, als wachte eine liebreizende Feengestalt sorglich über meinem Lager! Aber so oft ich auch ihre Züge zu erspähen suchte, stets entschwand sie meinen Augen und ich sah schließlich immer nur das Eine, süße Bild vor mir aufdämmern, das ich stets im Herzen trage! Und doch weiß ich, daß sie es nicht ist, nicht sein kann!" —

— „Und Du glaubst", — erwiderte der Rittmeister, der den Worten des Andern gespannt gelauscht hatte, — „daß nur ein Zufall uns Beiden die gleichen Visionen vorgespiegelt haben könne?" —

— „Wir Beide lieben!" — antwortete der Major lächelnd, indem er sich den Anschein gab, die glühende Röthe nicht zu bemerken, die bei diesen Worten in des Freundes blassem Gesichte aufflammte; — „Findest Du es so wunderbar, daß Jeder von uns in dem Engel, der uns rettete, die Züge Derjenigen wiederzufinden glaubte, der der letzte Gedanke seines entschwindenden Bewußtseins, der letzte Schlag des ersterbenden Herzens gehörte?" —

— „Wer aber war es, der uns gerettet?" — fragte der Rittmeister unmuthig; es schmerzte ihn, daß der Andere seine süße Illusion gestört; — „Denn, daß der alte Arzt es nicht gewe . . ." —

— „Und warum denn nicht, mein junger Held?" — fiel ihm der Arzt, der soeben aus der Hütte in den Garten getreten war und die letzten Worte gehört hatte,

lächelnd in's Wort; — „Sind Sie darum weniger dem sichern Tode entronnen, weil es nicht die Rosenfinger einer liebreizenden Fee, sondern die harte Hand eines grauhaarigen Greises gewesen, die Ihre Wunden vernäht und den enteilenden Lebensquell zurückgeleitet hat in den ersterbenden Körper?" —

— „Verzeihung, edler Freund!" — antwortete der Rittmeister herzlich; — „Wir beide wissen, wie viel Dank wir Ihnen schulden! Doppelt, weil es Ihre Feinde sind, die Sie gerettet!" —

— „Unsinn!" — lächelte der Arzt; — „Kein Leidender ist des Arztes Feind, außer, wenn er selbst die Heilung erschwert, die der Andere ihm bieten möchte!" —

— „Das aber," — fuhr er ernster fort, — „das thun Sie, mein junger Freund, wenn Sie, statt sich Ihrer fabelhaften Rettung zu freuen, fortwährend trüben Gedanken nachhängen und dadurch selbst die Genesung muthwillig verzögern! Lassen Sie sehen!" —

Damit lüftete er den Verband über der Brust des Rittmeisters, untersuchte sorgfältig die noch nicht vernarbte Wunde und widmete dann die gleiche Sorgfalt dem Major.

— „'s thut's!" — nickte er befriedigt, nachdem er beide Untersuchungen beendigt hatte; — „Obwohl ich constatiren muß, daß der Major hier Ihnen einen tüchtigen Vorsprung abgewonnen hat!" —

— „Wohl, weil er der Vernünftigere ist!" —

scherzte er heiter; — „Noch immer nicht geheilt von dem Feenglauben, he?“ —

— „Verzeihen Sie, verehrter Freund,“ — erwiderte der Major, während sich der Rittmeisters erröthend zur Seite wandte, — „wenn ich die Partei meines Kameraden nehme! Allein Ihre menschenfreundliche Aufopferung in Ehren, mit der Sie ein paar verlorne Opfer des Krieges seit Wochen pflegen und hegen: wollen Sie uns wirklich glauben machen, Sie, Sie allein hätten uns gerettet, und der Engel, den wir mehr als Einmal unser Lager umschweben sahen, sei — die alte Maruska gewesen?“ —

— „Gewiß,“ — antwortete der Arzt, indem er plötzlich ernst wurde, — „verdanken Sie Ihre Rettung einem Engel!“ —

— „Dem Engel der Barmherzigkeit und der Liebe!“ — setzte er mit warmer Innigkeit hinzu.

— „Aber,“ — brach er rasch ab, — „fühlen Sie sich stark genug, einen Freund zu begrüßen?“ —

— „Wenigstens,“ — fügte er hinzu, da Beide überrascht, froh erstaunt, zu ihm aufsahen, — „einen einstigen Kameraden, der Ihrem Vater, Herr Rittmeister, einst nahe befreundet gewesen?“ —

Damit wandte er sich, ehe die beiden Freunde antworten konnten, der Hütte zu, in deren Thür gleichzeitig die markige Gestalt Jáncsys sichtbar wurde, der, lebhaft bewegt, auf sie zutrat.

— „Isten áldjon! Gott grüße Aich!“ — sprach er mit zitternder Stimme, Beiden seine biedere Rechte entgegenstreckend.

— „Bélieben,“ — wandte er sich, da ihn Beide erstaunt, aber schweigend betrachteten, an den Rittmeister, — „olten Jáncsy nit mehr zu kennen? Rittmaister Jáncsy Istvan, vom dritten Husaren-Regiment?“ —

— „Jáncsy?“ — fragte der Rittmeister, indem er forschend die Züge des Fremden musterte und dann mit den Blicken an dessen ihm unbekannter Uniform herabglitt.

— „Bin ausrangirt worden von die Husaren,“ — erläuterte Jáncsy, der diesen Blick aufgefangen hatte, lächelnd, — „und übergesetzt zu neu organisirte Honvéd!“ —

— „Hob' ungern vérlossen,“ — fuhr er fort, — „main Regiment, bélieben! Obér, bin ich dennoch donkbar Sainer Majestät, tessék, daß ich nit hob' derfen ziehen Pallasch gegen Kameraden ainstige, bitte gefälligst!“ —

— „Jáncsy!“ — rief aber jetzt aufspringend Emerich, — der Leser hat unsere Freunde wohl längst schon erkannt, — „Rittmeister Jáncsy!“ —

Damit trat er rasch auf den Veteranen zu, blieb aber plötzlich stehen und senkte erröthend das Haupt.

— „Ich habe Sie,“ — sprach er dabei leise, — „schwer gekränkt, als ich das erste Mal mit Ihnen zusammentraf, und ich bitte Sie . . .“ —

Allein Jáncsy ließ ihn nicht weiter reden.

— „Hoben es nit bös gemaint, barátom," — unterbrach er ihn freundlich, — „und hoben saither béwiesen, daß hoben ehrliches Soldatenherz! Und dann hoben geglaubt zu hoben Recht mit unbeschränkter Gewalt von Kaiser . . ." —

— „Aber nicht," — unterbrach ihn Emerich seinerseits rasch, — „mit der unbeschränkten Gewalt des Königs von Ungarn!" —

— „Ich bin," — setzte er leise und wider Willen erröthend hinzu, — „seither eines Besseren belehrt worden über die constitutionellen Rechte des Königs von Ungarn!" —

— „König von Ungarn dagegen," — entgegnete der Veteran, dessen Züge sich plötzlich verdüsterten, — „hot inzwischen vérgessen vérfassungsmäßig beschworne Pflicht, und so hat auch Magyar ember vérgessen homagialen Géhorsam, und wenn nit bald kommt zur Erinnerung König und Volk, dann wird, tessék, bald schlagen bittere Schtund für König und Voterland, vélieben gefälligst!" —

— „Schon schmaichelt sich," — fuhr er erregt fort, während die Freunde seinen Worten aufmerksam lauschten, — „Kossuth Lájos, aufzusetzen auf sain ungesolbtes Haupt avitische Krone von hailigen Schtefan, und Ferencz Jozsef hot zu Hilfe gérufen russische Bárbaren, um unterzuwerfen aigenes Volk und zu bézahlen ungarische Königskrone mit Vérlust von Ehre und Unabhängigkait von Kaiser von Oesterraich!" —

— „Unmöglich!" — riefen Beide Freunde aus Einem Munde.

— „Und dennoch," — mischte sich der Arzt in das Gespräch, — „ist es, wie Freund Jáncsy sagt! Verrath auf der Einen, Verleugnung der angestammten Pflicht auf der andern Seite!" —

— „Aber," — unterbrach er sich, — „das ist kein Gespräch für kaum genesene Krieger!" —

„Wollen Sie mir erlauben, Herr Graf Schönstein," — wandte er sich an den Major, — „Sie mit unserm Freunde Jáncsy bekannt zu machen, Honvéd-Oberstlieutenant ...." —

— „In Pension!" — lächelte Jáncsy, während er die Hand Rudolfs herzlich schüttelte; — „Und wenn Londtag in Debreczin nit umkehrt und will aus Ungarn Republik machen, oder Königreich für Kossuth Lájos: — ohne Pension! Denn bevor Jáncsy Istvan wird tragen Uniform, was ist nit Uniform von vérfassungsmäßig gekrönten, avitischen König, ob er heißt Ferdinand oder Ferencz Jozsef, eher wird er herumgehen in Hemdärmel bai draizehn Grod Kälte, bélieben gefälligst!" —

— Obér hát," — unterbrach er sich auf einen lebhaften Wink des Arztes, der das aufregende Gebiet der politischen Discussion nicht wieder betreten lassen wollte, — „bélieben der Herr Grof zu sain ain Vérwandter von

Herbert Grof Schönstein, dem Bésitzer von Lilienwald in Schteiermark?" —

— „Das ist mein Vater!" — antwortete Rudolf.

— „Dann sain Sie mir herzlichst willkommen!" — rief Jáncsy, indem er des Majors Hand wiederholt ergriff; — „Grof Herbert ist mir géwesen ein lieber Fraind, wie ich bin gélegen in Garnison in Pettau drei Johr', kérem alásan!" —

— „Ja, wie ist mir denn?" —nahm er das Wort sogleich wieder auf; — „Dann sain . . . dann sain Sie ja," — sein Auge schweifte von Rudolf zu Emerich, — „dann sain Sie Bräutigam von édes Báronesse Ela . . ., von Baron Wellhaim sainer Tochter?" —

— „So ist es!" — entgegnete Rudolf; — „Und darum preise ich mich doppelt glücklich, daß ich nicht allein", — sein Blick senkte sich auf Emerich, — „dem Gemetzel entronnen bin!" —

— „Ohne ihn," — fügte er bewegt hinzu, — „hätte ich nur mit halbem Herzen für meine Rettung dan . . ." —

— „Wem aber," — unterbrach er sich, — „haben wir unsere Rettung zu verdanken, Herr Oberstlieutenant?" —

— „Die Herren glauben nämlich nicht," — fiel der Arzt mit einem vielsagenden Blicke ein, — „daß ich und die alte Maruska sie gerettet hätten, und wollen durchaus einen Engel an ihrem Bette gesehen haben!" —

— „Und warum, bitte gefälligst,“ — antwortete Jáncsy leuchtenden Auges, — „soll nit sain gewesen ain Engel, tessék? Ain Engel an Menschenfraindlichkait, der sich erbarmt hot um orme Eltern und junge, trauernde Braut, bitte?“ —

— „Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen!“ — fiel Emerich hier ein; — „O bitte, haben Sie Mitleid mit meiner Qual, und sagen Sie mir ....“ —

Er hielt betreten inne, während dunkle Röthe seine Stirn überzog.

Jáncsy blickte voll Rührung auf den bewegten Jüngling, und es kostete ihn Ueberwindung, sich nicht zu verrathen.

Doch, eingedenk seines Irma gegebenen Versprechens, beherrschte er sich und antwortete freundlich lächelnd:

— „Engel, main junger Fraind, konn Mensch nit sehen mit offene Augen, noch konn er ihnen Namen geben, wie onderen Mensch! Bélieben also gefälligst zu gédulden, bis Engel wird wiederkommen in Traum zu erschainen!“ —

— „Viellaicht,“ — setzte er lächelnd hinzu, — „wird Ihnen gélingen, ihn dann mit offene Augen ...“ —

— „Obér,“ — unterbrach er sich, da er sich bereits verrathen zu haben fürchtete, — „hoben Sie, bitte, schon lange kaine Nachricht békommen, tessék, von zu Haus?“ —

— „Seit ich im Felde stehe!“ — antwortete Emerich

dumpf; er gedachte der Ursache seiner plötzlichen Entfernung und düsterer Gram umnachtete seine Züge.

— „Ich seit Ostern!" — fügte Rudolf hinzu; — „Und ich fürchte, man beweint uns bereits für todt!" —

— „Aber warum fragen Sie?" — setzte er rasch hinzu, da Jáncsy und der Arzt bedeutungsvolle Blicke wechselten.

— „Es ist nur an dem," — antwortete Jáncsy, nachdem der Arzt zustimmend genickt hatte, — „wail ist haite gebracht worden ain junger Mann auf Wachstube, wos hot wollen absolut kommen zu Géneral Görgey und hot durchaus nit wollen glauben, daß Görgey schon längst nach Debreczin abgeraist ist! Er ist géwesen, sogt er, über vier Wochen auf Raise von Wien und will, daß ihm Géneral Görgey soll hérausgeben Bruder und Bräutigam von sainer Schwester, was sain géwesen, sogt er, bai Géneral-Major von Hentzi in Ofen!" —

Die beiden Jünglinge, welche im Anfange freudig aufgehorcht hatten, senkten bei den letzten Worten enttäuscht das Haupt! Der Mann suchte seinen Bruder und den Bräutigam seiner Schwester! Keiner von Beiden aber hatte einen Bruder!

— „Und donn," — fuhr Jáncsy jedoch unbeirrt fort, — „hot gesogt, bélieben zu bémerken, daß sind Baide géwesen kaiserliche Officiere, und daß er nit kann zu Haus kommen, wenn er sie nit findet, wail er hot

geschworen sainer Schwester, daß er wird wiederbringen Bruder und Bräutigam, und daß er . . hob' ich gor nit können vérschtehen," unterbrach er sich, — „obér hat gesagt, daß er nit konn hairaten andere Schwester, wenn er nit findet Milchbruder!" —

Emerich war todtenbleich geworden und mußte sich auf den Rasen niederlassen! Milchbruder? Christel??

Aber nein! Er sprach ja vom Bräutigam seiner Schwester, und Christels Schwester war ja . . . .

Er schauderte auf's Neue in ensetzlichen Qualen!

Wer aber war's sonst, und warum quälte ihn der Veteran mit Dingen, die ihn nichts angingen?

— „Den Namen!" — stieß er dumpf hervor; — „Den Namen! Um Gotteswillen, den Namen!" —

— „Hot er nit wollen nennen, tessék," — entgegnete der Veteran, — „wail er fürchtet, sogt er, zu schoden sainem Herrn und sainer Tochter, wenn er nennt früher, als vor Generalen Görgey!" —

— „Obér," — fuhr er fort, — „wail hot gesogt, daß is von Groben und daß er kennt, bitte, Baron Wellhaim, hob' ich gedenkt, wird Ihnen sain angenehm, zu hören von Herrn Vater, bélieben!" —

— „Wo, wo ist er?" — riefen Emerich und Rudolf zugleich, während Ersterer wie elektrisirt vom Boden aufsprang; — „O, führen Sie uns sogleich zu ihm!" —

— „Wird sain nit möglich, bitte!" — wehrte Jánscy

lächelnd ihren Ungestüm ab; — „Bélieben noch sein zu schwach zum Gehen und mechte nit sain gerathen, jetzt sich zaigen auf offener Straße!“ —

— „Wird obér auch nit sein nothwendig, tessék,“ — fügte er lächelnd hinzu, da beide Freunde enttäuscht zurücktraten, — „wail hob' ich Monn glaich mitgebrocht, bitte gefälligst!“ —

Und ehe die Freunde Zeit hatten, sich zu sammeln, war er bereits in der Hütte verschwunden, aus welcher er sogleich wieder heraustrat, gefolgt von einem sonnenverbrannten, stämmigen Manne in der Tracht der niederösterreichischen Slovaken aus dem Marchfelde, dessen ruppichtes, schwarzes Haar in langen Strähnen um sein Haupt hieng, während das Auge aus dem scheu zur Seite geneigten Kopfe spähend über seinen schwarzen, martialischen Schnautzbart herüber lugte.

Die beiden Verwundeten wandten sich enttäuscht von ihm ab! Ein Rastelbinder, ein Zwiebelkrämer, wie sie in den Gassen Wiens zu Dutzenden herumziehen, und der wohl nur zufällig den Namen aufgeschnappt haben mochte, mit dem er sich jetzt wichtig machen wollte! Seine sichtbare Aufregung mag wohl in der Angst wurzeln, sich jetzt seiner lächerlichen Prahlerei überführt zu sehen!

In der Aufregung, welche sich nichts desto weniger Beider bemächtigt hatte, bemerkten weder Emerich, noch Rudolf, daß sowohl Jáncsy, als der Arzt sich langsam aus dem Garten zurückgezogen hatten.

Der Fremde aber sah sich kaum mit den beiden Freunden allein, als er mit Blitzesschnelle Perrücke und Schnautzbart herabriß und mit dem Freudenschrei: — „Graf Schönstein, Baron Emerich!“ — auf sie zustürzte und sie, lachend und weinend zugleich, mit solchem Ungestüm an seine Brust preßte, daß den von ihren Wunden noch keineswegs Genesenen beinahe die Sinne schwanden.

— „Christel!“ — jubelte Graf Schönstein, als sie sich endlich freigemacht hatten, und — „Christel!“ — jubelte auch Emerich, taumelte aber im selben Augenblicke schreckensbleich zurück!

Es war ja Christel, sein Milchbruder, aber auch Resis Bruder, der nun wohl gekommen war, Rache zu nehmen für das Blut seiner Schwester!

Kalter Schweiß perlte bei diesem Gedanken auf Emerichs Stirn, sein Blick ward trübe, seine Sinne schwanden, und mit dem bebenden Angstrufe: — „Er kommt als Rächer seiner Schwe . . .“ — sank er besinnungslos in die Arme des entsetzt herbeispringenden Christel!

* * *

Drei Tage lang wand sich Emerich in rasenden Delirien auf seinem Lager, und der Arzt, der die ganze Zeit nicht von seinem Bette gewichen war, verwünschte hundertmal im Tage die Nachgiebigkeit, die ihn verleitet hatte, die vom alten Jáncsy in der besten Absicht eingeleitete

Ueberraschung zu gestatten. Freilich konnte weder er, noch jener die Wirkung ahnen, die Christels plötzliches Erscheinen auf den Verwundeten äußern mußte.

Emerich aber tobte in den wildesten Phantasien, in denen er sich selbst einen Mörder nannte, Christeln anflehte, die Rache nicht länger aufzuschieben, die er ja selbst schon seit Monaten auf sich herab beschworen! Dann wieder bat er mit rührender Klage, sein junges Leben nur so lange zu schonen, bis er seine Schwester mit dem Freunde vereint, damit ihr wenigstens die Schmach erspart werde, den Namen des Mörders zu tragen! Und wieder flehte er, ihn nur Ein Mal noch den holden, erbarmenden Engel schauen zu lassen, der allein seine Qualen tilgen, ihn erlösen könne von Tod und Verdammniß! Es sei ja eine Lüge, daß sie, die Reine, die Heilige, des Fürsten Freundin gewesen; nur sein eigenes, fluchbeladenes Gewissen habe sie dazu gemacht, sie sei rein, wie die Engel des Himmels, und sie werde auch seinem unglücklichen Opfer das Leben wiedergeben und die Schuld des blutigen Mordes von ihm nehmen!

Dann senkte sich wohl, — Graf Schönstein hatte schon am ersten Tage in einem andern Gemache untergebracht werden müssen, um nicht auch seine Genesung zu gefährden, — eine zarte Hand auf des Fiebernden glühende Stirn und eine langsam niedersinkende Thräne netzte seine klopfenden Pulse, worauf sich die furchtbare

Spannung löste und ein unruhiger Schlummer ihm kurzes Vergessen seiner Qualen brachte, während seine Lippen fast unhörbar den Namen „Irma!“ flüsterten.

Christel aber wich nicht von seinem Lager!

Die furchtbaren, nur ihm verständlichen Phantasien Emerichs hatten seinen Verdacht in der ersten Stunde zur Gewißheit gemacht, und es gab für ihn nun keinen Zweifel mehr, daß Emerich es gewesen, der das fluchwürdige Attentat an seinem Reserl verübt hatte!

Aber — und hier zeigte sich wieder die göttliche Wunderkraft des erbarmenden Gebotes: — „Thut Gutes denen, so Euch verfolgen!“ — er empfand keinen Groll mehr gegen den Unglücklichen! Er hatte ihm verziehen um seiner Mutter, um Claras willen, und er hatte sein Leben gewagt, um das des Uebelthäters zu retten! Und dieses Band, das Band der aufopfernden Liebe, das er selbst um sich und den Andern geschlungen, es hatte den Haß ausgetilgt aus seiner Seele, und in aufrichtiger, inniger Liebe vereinte er sein Gebet mit Irmas inbrünstigem Flehen, der Herr möge des Unglücklichen schonen, ihn dem Leben zurückgeben in seiner Gnade!

Ihr Flehen sollte nicht vergeblich sein!

Schon nach wenigen Tagen ließ die Heftigkeit des Fiebers nach, die Pulse beruhigten sich, und langsam, aber merklich begannen sich Emerichs Kräfte wieder zu heben.

Den ersten Augenblick aber, in welchem Emerichs volles Bewußtsein zurückgekehrt war, benützte Christel, ihm den Fluch vom Herzen zu nehmen, der allein noch seine Genesung hemmte.

Er brachte ihm die Segenswünsche des Vaters, Claras, der Großmutter, die doppelten und dreifachen Segenswünsche der Mutter, und endlich — Emerich hing mit steigender Spannung an seinen Lippen — einen herzlichen Gruß von — Resi.

Emerich heftete seine großen Augen in namenloser Angst auf seinen Milchbruder.

— „Resi?“ — flüsterte er scheu und unsicher; — „Resi läßt mich . . . grü . . . ßen?“ —

— „So . . . lebt sie?“ — fügte er fast unhörbar hinzu.

— „Na, warum sullt's denn net leben?“ — fragte Christel mit gutgespieltem Erstaunen.

Der wackere Bursche hatte nämlich erkannt, daß seine Verzeihung unvollständig wäre, wenn er Emerich ahnen ließe, daß er von seinem Vergehen Kenntniß habe, und daher beschlossen, jede Erinnerung daran zu vermeiden.

— „Na freili' lebt's“, — fügte er sogleich hinzu, — „und laßt in Herrn Baron recht schen grüaß'n!“ —

— „Und d' Mutter a'!“ — fuhr er fort, ehe Emerich seine Aufregung überwunden hatte; — „Und sie

wer'n alle Tag', haben's g'sagt, zu unsern Herrgott bitt'n, daß i' Ihna find' und unsern Herrn Grafen a'!" —

— „Christel!" — jauchzte aber endlich Emerich, da ihm die ganze Größe der ihm gewordenen Erlösung zum Bewußtsein gekommen war; — „Christel! Resi lebt, sagst Du, und sie läßt mich grüßen? Sie ... sie will für mich beten?" —

Und als Christel ihm freundlich bejahend zunickte, da jubelte er laut auf, schlang seine beiden Arme um Christel und schluchzte an seinem Halse:

— „Dank, tausend Dank ihr und Dir, Du guter, treuer Christel! Mein einziger, theurer Bruder!" —

— „Bruder!" — lispelte Christel seinerseits in seliger Bewegung.

— „Und der Gnä' Frail'n ihr Bruda bin i' a'", — setzte er in heiliger Rührung hinzu, — „und Gott soll mir hölf'n, daß i' Enk alle Zwa a treuer und redlicher Bruda sein wüll, so g'wiß i' amol hoff', seelig z' wer'n und mit'n Herrn Prälat'n seiner Hülf' mei' Reserl ..." —

Er vollendete nicht, sondern hauchte einen brüderlichen Kuß auf Emerichs bleiche Stirn, bettete den Ermattenden sorgfältig in die zurechtgelegten Kissen und schlich sich, als der Letztere mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen sanft entschlief, auf den Fußspitzen aus dem Zimmer, um draußen mit Jáncsy und Comtesse Irma zu berathen, was nun zu geschehen habe.

Irma war ihrem Vorsatze, den beiden Freunden unsichtbar zu bleiben, seit ihr Bewußtsein wiedergekehrt war, standhaft treu geblieben. Niemals kam sie in ihre Nähe, und wenn auch tausend kleine Anzeichen die liebende Sorgfalt einer zarten Frauenhand verriethen, so vermochten sich die beiden Freunde doch niemals darüber Gewißheit zu verschaffen! Nur in der Stille der Nacht, wenn Beide vom tiefsten Schlafe befangen waren, nahte sich hie und da eine liebliche Mädchengestalt leisen Schrittes ihren Ruhestätten und ein Strahl unendlicher Liebe senkte sich aus ihrem leuchtenden Auge auf den schlafenden Geliebten. Die geringste Bewegung aber scheuchte sie von hinnen, und wenn seine Lippen traumhaft ihren Namen lispelten, enteilte sie gleich einem flüchtigen Rehe aus dem Gemache.

Emerichs Rückfall in Folge der Erschütterung bei Christels Erscheinung brachte auch Irma Stunden der qualvollsten Angst, und mit Entsetzen vernahm sie, die nach Rudolfs Transferirung in ein anderes Gemach wieder die ausschließliche Pflege des Bewußtlosen übernommen hatte, die furchtbaren Selbstanklagen, die des Kranken erhitztes Gehirn zermarterten.

Und doch empfand sie eine Art selbstsüchtigen Trostes in dem Gedanken, daß sie, die sich selbst so schwerer Schuld anklagte, dem Schuldbeladenen näher gerückt, daß er ihr nicht so unerreichbar sei, als ihr der Schuldlose war.

Als ihr daher Christel, der des schönen Mädchens Gefühle mit dem allen Liebenden eigenen Scharfsinne in der Beurtheilung ähnlicher Gefühle Anderer sehr bald errathen hatte, um ihr Beruhigung zu gewähren, die Grundlosigkeit von Emerichs Selbstanklagen enthüllte, bedurfte es des ganzen Aufgebotes ihrer moralischen Kraft, ein Gefühl von Enttäuschung zu bannen, welches sie bei der Kunde von Emerichs, wie sie glaubte, Schuldlosigkeit beschleichen wollte.

Bald hatten jedoch die edleren Gefühle in ihr wieder die Oberhand gewonnen und mit selbstloser Freude sah sie dem Augenblicke entgegen, in welchem Emerich, von seinen Gewissensqualen befreit, sein Herz wieder dem Glücke werde öffnen können: dem Glücke, das sie ihm aus vollster Seele wünschte, und das ihn — für immer von ihr scheiden mußte!

Denn, daß der beiden Freunde Bleibens in ihrem jetzigen Zufluchtsorte nicht länger sein könne, sobald ihre fortschreitende Genesung ihre Entfernung ermöglichte, stand außer Zweifel.

Das Kriegsglück, das den Patrioten während der ersten Frühlingswochen gelächelt hatte, war, zum Theile wohl aus ihrem eigenen, bereits angedeuteten Verschulden, dann aber in Folge der energischesten Aufraffung der gesammten, durch die Niederwerfung Piemonts frei gewordenen Streitkräfte des Kaiserstaates und die demselben ge-

wissermaßen aufgezwungene Intervention Rußlands gar bald in sein Gegentheil verwandelt worden und die Erstürmung Ofens so ziemlich die letzte Siegesthat der Insurreetion gewesen.

Von allen Seiten zogen nun die feindlichen Streitkräfte heran und nicht Wochen, kaum Tage mochte es währen, bis sich die kaiserlichen Truppen der Hauptstadt zum zweiten Male näherten, die Festung Ofen, deren zerstörte Mauern nur nothdürftig hatten ausgebessert werden können, einem zweiten Sturmangriffe, — freilich diesmal mit verkehrten Rollen — ausgesetzt sein würde.

Durften aber die Verwundeten den Drangsalen einer zweiten Belagerung, den Ausbrüchen eines in solchen Katastrophen gänzlich unbezähmbaren Fanatismus preisgegeben werden? Welches mochte ihr Schicksal sein, wenn die fanatisirten Horden, denen Maruskas Hütte schon längst verdächtig schien und die nur das Ansehen Jáncsys von einer Durchsuchung derselben bisher abgehalten hatte, endlich dennoch eindrangen und die wehrlosen Freunde, in denen sie am Ende feindliche Spione witterten, aufstöberten?

Schon hatte ja, wie sich dies bei jeder kriegerischen Katastrophe zu wiederholen pflegt, die Spionenriecherei aller Orten begonnen und Christel hatte während seiner langwierigen Pilgerfahrt nach Pest haarsträubende Ausbrüche der Volkswuth gegen deren, überdieß meistens unschuldige

Opfer mit angesehen. Ja, er selbst war, obwohl augenscheinlich ein Fremder und auch nicht einer Silbe des magyarischen Idioms kundig, also zu irgend welchen Spionsdiensten ganz und gar untauglich, wiederholt aufgegriffen worden, und ganz zuletzt noch in Pest einem gewaltsamen Ende, mindestens einer langwierigen Haft nur durch die Intervention Jáncsys entronnen, welcher zufällig dem Transporte begegnete, der den Gefangenen einbrachte, von Letzterem, dem sein Gesicht von Wien aus erinnerlich gewesen, um seine Hilfe angerufen worden war, und sich nunmehr, nachdem sich Christel ihm gegenüber legitimirt, ihm auch im Vertrauen auf seine Ehrenhaftigkeit den Zweck seiner Mission enthüllt hatte, persönlich für ihn verbürgte.

Gerade diese Bürgschaft aber und die Anwesenheit eines der Spionage bereits verdächtig gewesenen Fremden in Maruskas Hütte mußte die Gefahr für ihre Schutzbefohlenen vermehren, abgesehen von der weiteren Gefahr, der sie durch ein allfälliges, abermaliges Bombardement nothwendig ausgesetzt wurden.

Aus allen diesen Gründen hatte sich für Irma die zwingende Nöthigung ergeben, die beiden Freunde sobald als möglich in Sicherheit, und zwar außer Landes zu bringen, und sowohl Jáncsy, als der Arzt hatten ihr lebhaft und hauptsächlich, wenn auch unausgesprochen, um ihrer — Irmas — eigener Sicherheit willen zugestimmt.

Als daher Christel nach seiner letzten Unterredung mit Emerich das schöne Mädchen, das ihm um Emerichs, noch mehr um der Rettung „seines Herrn Grafen" willen sogleich tief in's Herz gewachsen war, in ihrer Stube aufsuchte, vertieften sich Beide sofort auf's Eifrigste in die verschiedensten Pläne, die Heimkehr der Freunde zu ermöglichen, der jetzt, nach Emerichs voraussichtlich baldigster Genesung, wenigstens von dieser Seite kein Hinderniß entgegenstand.

Beide beseelte hiebei das gleiche, selbstlose Interesse für das Wohl ihrer Schützlinge, und nachdem auch Jáncsy, der die Veränderung in Emerichs Befinden mit freudigstem Erstaunen wahrgenommen hatte, in die Berathung eingetreten war, hatten die drei endlich einen Fluchtplan verabredet, der ihnen die besten Chancen sicheren Gelingens bot.

Die Vorposten von Haynaus Armee standen höchstens noch eine Tagreise im Westen; gelang es ihnen, dieselben zu erreichen, so waren sie geborgen, da sie sich nicht nur selbst leicht legitimiren konnten, sondern auch Christel im Zwischenfutter seiner hohen Wasserstiefel einen Wiener Paß und außerdem ein Circularschreiben des Kriegsministers barg, welches alle Corps- und Abtheilungs-Commandanten anwies, ihm und seinen Gefährten jeden möglichen Schutz und Vorschub angedeihen zu lassen.

Die kurze Strecke bis zu den Vorposten aber sollte in der Verkleidung deutscher Weinbauern aus dem Ofner-

Gebirge und unter der Führung des vertrauten Dieners des Oberstlieutenants, der demselben seit dreißig Jahren überallhin gefolgt und ihm blind ergeben war, zurückgelegt werden. Für den äußersten Nothfall bargen die Falten ihrer Röcke je zwei geladene Taschenpistolen, um sich, wenn alle anderen Mittel fehlschlügen, den Weg mit Gewalt bahnen zu können.

Nachdem alle Einzelheiten dieses Planes auf das Sorgfältigste erwogen und festgestellt worden waren, verfügte sich Jáncsy zu den beiden Freunden, um denselben die nothwendigen Instructionen zu ertheilen und Alles vorzubereiten, da die Flucht womöglich morgen, spätestens übermorgen in's Werk gesetzt werden mußte, sollte sie überhaupt gelingen können

Christel dagegen blieb zögernd hinter ihm zurück und wandte sich, nachdem sich die Thür hinter Jáncsy geschlossen hatte, fragend an Irma.

— „Nun, Freund“, — lächelte ihm Irma freundlich zu, — „ist noch etwas vergessen oder übersehen worden bei unserem Fluchtplane?“ —

Christel sah Irma voll und innig in's Auge und nickte langsam mit dem Kopfe.

— „Ja! — sagte er endlich kurz; — „Und zwar a Hauptsach'!“ —

— „Um Gottes willen, was meint Er?“ — fragte Irma erschrocken; — „Was fehlt uns noch?“ —

— „A Hauptsach'!“ — wiederholte Christel; — „Oder eigentli', daß i' 's richtig sag', a Hauptperson!“ —

— „Wer denn?“ — fragte Irma, während sie den Blick, unwillkürlich erröthend, zu Boden senkte.

— „Wer denn?“ — wiederholte sie in steigender Verwirrung, da sie Christels fest auf ihr ruhenden Blick fühlte.

— „I' bin nur an anfacher Fi-aker“, — nahm Christel ruhig das Wort, — „und waaß recht guat, was fir an Unterschied is zwischen mir und aner Gräfin!“ —

— „Aber derentweg'n“, — fuhr er fort, da Irma verwundert zu ihm aufblickte, — „derentweg'n hab' i' mit unserer Gnä' Frail'n, . . . der Schwester von Baron Emerich“, — erläuterte er, — „do' red'n derf'n, wie mir da Schnab'l g'wax'n is und sie hat mi' ihren Bruada g'haaß'n und hat mi' 'kißt, ehenter als i' ab'g'rast bin, in Baron Emerich z'such'n und unsern Herrn Grafen!“ —

— „Und da mecht' i' halt“, — hub er wieder an, während Irma vergeblich zu ergründen suchte, worauf seine Worte abzielten, — „die Gnä' Frail'n Gräfin a' bitt'n, daß S' m'r erlaub'n thaat', frei von der Leber weg red'n z'derf'n!“ —

— „Rede Er!“ — hauchte Irma, von der sonderbaren Einleitung mehr und mehr befangen; — „Er hat bewiesen, daß wir Ihm volles Vertrauen schenken dürfen!“ —

— „J' mecht' die Gnä' Frail'n Gräfin nur frag'n", — machte Christel sofort Gebrauch von der ihm ertheilten Erlaubniß, — „ob's moant, daß in Baron Emerich da dermit g'holf'n is, wan m'r eam sölber außi bring'n aus dera Pestbud'n, wann aber sei' Hirz drinnet bleib'n miß't?" —

— „Na ja natürli'", — wehrte er eine rasche Unterbrechung ab, — „wan i' von Wean furt miß't und misset mei' Reserl, . . . mei' Schwestern", — erklärte er, — „aber mit Gottes Hülf' 'leicht no' mei' Weib, ... allanig drinnet lass'n, nachher thaat' mi' halt 's Leb'n a' nimmer g'frei'n!" —

— „Und unser Herr Graf", — fuhr er eifrig fort, während Irma beide Hände auf ihr stürmisch pochendes Herz preßte, — „der thaat' si' a' schen bedank'n fir die Ehr', wan er unsere Gnä' Frail'n daham lass'n misset und allanig umazieg'n in der Welt!" —

— „Und a so is 's halt bei'm Baron Emerich a'", — schloß er, bevor Irma Worte finden konnte, ihn zu unterbrechen, — „und die Gnä' Frail' Gräfin derf net epper glaub'n, weg'n dem, was S' g'hert hat, wie er so lamentirt hat in seiner Raasch', daß der Baron Emerich a schlechter Kerl is! Er is nur jung g'wes't und a biss'l resch, und verzirtelt is er halt a' wor'n von seiner Großmamma, unserer Frau Fürschtin, daß er 'glaubt hat, er derf alles than, was eam einfallt!" —

— „Aber an Unrecht“, — setzte er nach einer kurzen Pause und mit einer energischen Achselbewegung, mit der er gleichsam die letzte Regung seines ersterbenden Hasses von sich abschüttelte, hinzu, — „an Unrecht is von eam nur aner anzigen Person g'scheg'n, und die — die hat eam's vazieg'n und hat g'sagt, sie wird fir eam bet'n, daß i' eam find'n kunnt', und unsern Herrn Grafen a'!“ —

— „Und so derf'n halt“, — wandte er sich bittend an das erglühende Mädchen, — „die Gnä' Frail'n in Baron Emerich a' net fir an' schlecht'n Kerl net anschau'n und derf'n eam net veracht'n und sein' Lieb' net g'ring schätz'n, denn die is, döß versicher' i' Ihna, echt und wahr!“ —

— „I' kenn' mi' aus, daderbei“, — fügte er treuherzig hinzu, — „denn i' waaß ja sölber, wie's ei'm is, wan m'r an Andres so recht aus'm Hirz'n 'rauß gern hab'n thuat!“ —

— „Und ... und ... d' Gnä' Frail'n“, — er trat Irma zutraulich näher, — „die Gnä' Frail'n Gräfin hat ja in Baron Emerich a' so recht aus 'm Hirz'n gern, gelt?“ —

Irma vermochte nicht zu antworten!

Die schlichte Einfachheit Christels hatte ihren aufsteigenden Zorn über seine, wie sie zuerst glaubte, anmaßende Zudringlichkeit längst entwaffnet, und seine rührende Schutzrede für Emerichs Charakter ihm ihre

volle Zuneigung wieder gewonnen. Aber sein eindringlicher Appell an ihr eigenes Herz war mehr, als ihre schon so schwer geprüfte Standhaftigkeit ertragen konnte, und mit dem Ausrufe: — „Emerich! Mein Emerich!“ — sank sie laut weinend auf ihren Sitz zurück und vergrub ihr Gesicht in beiden Händen.

Bald hatte sie aber ihre Fassung wieder erkämpft, und ihre immer noch hervordrängenden Thränen gewaltsam zurückpressend, hob sie ihren Kopf frei empor und antwortete mit leiser, aber fester Stimme:

— „Er meint es gut, Christel, und ich danke Ihm dafür! Er hat auch Recht, wenn Er glaubt, daß der Baron Wellheim meinem Herzen nahe steht! Aber, eben weil ich ihn liebe, ... aus vollem Herzen liebe“, — wiederholte sie, — „so darf er mich nicht sehen, darf nicht erfahren, wem er sein Leben dankt!“ —

— „Frage Er nicht, Christel!“ — bat sie dringend, da Christel verwundert zu ihr aufblickte; — „Er könnte es doch nicht verstehen, warum ich so handeln muß! Aber das wird Er verstehen, wenn es wahr ist, daß Er selbst treu und aus vollem Herzen liebt, daß die wahre Liebe Alles, auch sich selbst aufzuopfern vermag, wenn es nothwendig ist zu des Geliebten — Glück!“ —

— „Das aber“, — fuhr sie fort, als Christel sie in stummer Bewunderung anstarrte, — „das Glück, welches ich Baron Emerich aus vollem Herzen wünsche,

kann er nur finden, wenn er mich nicht mehr sieht, mich, je eher, desto besser für ihn“, — ihre Stimme schwankte, doch gewann sie ihre Fassung wieder und schloß fest und entschieden: — „vergißt!“ —

— „Und darum“, — fügte sie hinzu, da Christel unschlüssig den Kopf schüttelte, — „wird Er mein Geheimniß wahren und Alles aufbieten, die verabredete Flucht durchzuführen, wie wir es vereinbart haben, und — sobald als möglich!“ —

Mit diesen Worten erhob sie sich von ihrem Sitze, neigte ihr Haupt mit königlichem Anstande gegen Christel und war seinen Augen entschwunden, ehe er noch wußte, wie ihm geschehen war.

Kopfschüttelnd verließ er endlich das Zimmer, um den Oberstlieutenant Jáncsy, dessen Biederkeit sein Herz im Sturme gewonnen hatte, aufzusuchen und seinen Beistand aufzurufen zur Besiegung eines Widerstandes, der ihm vollkommen unverständlich war.

Zu seinem Staunen fand er aber bei diesem nicht nur keine Unterstützung, sondern volle Billigung von Irmas Entschluß.

— „Gott ist main Zaige“, — hatte ihm der Veteran geantwortet, — „daß ich liebe Baron Wellhaim wie Sohn und Comtesse Irma mehr als wie aigene Tochter, und daß ich mit Fraiden opfern würde rechte Hond für sain und Hond und Aug' für ihr Glück!“ —

— „Dessen ungeachtet“, — fuhr er jedoch sogleich fort, — „hot édes Irmám, süße Comtesse Irma Recht, so zu handeln, wie sie béschlossen hot, und wer ist wahrer Fraind von Comtesse, und auch von Baron Wellhaim, muß trachten, sie unterzuschtützen und nit sie békämpfen!“ —

— „Obér“, — fügte er mit erhöhter Stimme hinzu, da er sah, daß ihn Christel immer weniger verstand, — „es soll domit nit gesogt sain, daß Baron Wellhaim nit mehr soll wiedersehen Comtesse in sainem gonzen Leben! Nur jetzt soll er raisen ob, ohne sie zu wiedersehen! Obér, wenn er sie wirklich von gonzen Herzen liebt, dann wird er auch Mittel finden, sie wiederzusehen, und wenn er durch traie Béharrlichkeit in sainer Liebe gezaigt hoben wird, daß er ist würdig, zu bésitzen größten Schatz von Königreich Ungarn, dann, bélieben überzaigt sain, wird olter Jáncsy bácsi auch Mittel finden, zu überzaigen Comtesse Irma, daß auch sie ist würdig, zu werden Waib von ritterlichen Helden!“ —

Mit diesem Bescheide mußte sich Christel begnügen und auch alles Bitten und Drängen Emerichs, ihm das Geheimniß seiner wunderbaren Rettung zu enthüllen, vermochte den alten Veteranen von seinem Irma gegebenen Versprechen nicht abzubringen.

Da aber die, die Flüchtlinge bedrohenden Gefahren stündlich zunahmen und Emerich einsah, daß er durch

längeres Zögern nichts erreichen, wohl aber nicht nur sein, sondern auch seines Freundes und Christels Leben gefährden würde, willigte er endlich schweren Herzens in die verabredete Flucht und verließ am Morgen des dritten Tages, körperlich genesen, aber mit blutendem Herzen die stille Hütte, welche seine wildesten, aber auch seine süßesten Träume gehegt hatte.

Rückwärts aber, in einer dunklen Kammer, lauschte Irma auf ihren Knien den verhallenden Schritten der sich Entfernenden.

Als der letzte, leise Nachhall ihrer Tritte verklungen war, erhob sie sich lautlos von ihrem Platze, hüllte ihre erschauernden Glieder in eine unscheinbare, weite Bauernjacke und wandte sich leise und mit unhörbaren Schritten dem entgegengesetzten Ausgange des kleinen Gärtchens zu.

Als Jáncsy, welcher den Freunden bis vor die Christinenstadt das Geleite gegeben hatte, um sie wenigstens durch die ersten Wachposten sicher hindurchzubringen, zwei Stunden später zurückkehrte, fand er die Hütte verlassen, und die alte Maruska außer Standes, ihm die geringste Aufklärung zu geben über das unbegreifliche Verschwinden seiner „süßen“ Comtesse!

VII. Capitel.

Irrthum oder Betrug?

Motto: Wahrheit, gib mir Wahrheit!

. . .

Bange Sorge herrschte in den Gemächern und in den Herzen der Familie Wellheim.

Wochen waren seit Christels Abreise verstrichen und mit Ausnahme eines einzigen Zettels, den er durch Vermittlung eines slovakischen Rastelbinders von Preßburg aus an Baronesse Clara hatte gelangen lassen, war keine weitere Nachricht von ihm eingetroffen.

Man gab daher zu Hause nicht blos die beiden Verschollenen verloren, sondern auch Christel, und insbesondere in Claras warmfühlendem Herzen begannen sich bereits Zweifel darüber zu regen, ob es überhaupt recht gethan war, Christel von seinem tollkühnen Unternehmen nicht nur nicht zurückzuhalten, sondern ihn noch dazu zu ermuthigen und dadurch die Zahl der Opfer nutzlos um Eines zu vermehren.

Selbst die alte Gräfin Brunneck fühlte allmälig ihre stolze Zuversicht schwinden und begann einzusehen, daß

Christels Aufopferung denn doch etwas mehr gewesen, als das „natürliche Empressement eines guten Domestiken, die Wohlzufriedenheit seiner Herrschaft zu meritiren!“ Selbst der gewöhnliche Trost, den sie sich Anfangs noch zu spenden pflegte, „die göttliche Providence werde über ihrem Emérique, dem Sprößlinge der Fürsten Radziwill, in deren Adern königliches Blut floß, wachen, und es nicht permittiren, daß der abominable Pöbel an sein illustres Haupt Hand anlege“, wollte nicht mehr verfangen und sie begann sich bereits bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß sie Emerich den Eintritt in ein nach Ungarn bestimmtes Regiment nicht direct verboten habe! Allerdings bedachte sie nicht, daß sie Emerich längst daran gewöhnt hatte, ihre Befehle, wie ihre Verbote achtungsvoll — zu ignoriren!

Die Fürstin sowohl, als Clara, — Baron Wellheim war in einer besondern Mission zu den Züricher Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich und Sardinien entsendet worden, — zogen sich daher mehr und mehr von jedem Verkehr mit der Außenwelt zurück, und ihre Freunde, oder was man „in der Gesellschaft“ Freunde zu nennen pflegt, gaben es endlich auf, eine Theilnahme zur Schau zu tragen, welche ihnen bereits lästig zu werden begann und welche bei den Opfern derselben so wenig Anerkennung fand.

In diesen düsteren Zeiten war es einzig und allein

Resi, welche mit ihrem starken Glaubensmuth der in Angst vergehenden Clara Trost zu gewähren vermochte. Das einfache, natürliche Mädchen, welchem Christel eine getreue Schilderung seines Abschieds von Clara gegeben hatte, fühlte sich von aufrichtiger Liebe für die Jungfrau, die ihren Christel so hoch geehrt hatte, ergriffen und die gleiche Sorge, welche Beider Herzen erfüllte, verfehlte nicht, ein festes Band wahrer Freundschaft zwischen ihnen zu weben, welches fortan die Tochter des Edelmannes und das Mädchen aus dem Volke umschlang.

Resi aber vermochte trotz aller Sorge um das zeitweilige Befinden ihres geliebten Bruders und der beiden Vermißten absolut nicht daran zu zweifeln, daß Christeln deren Rettung schließlich gelingen werde! Wie hätte auch ein Unternehmen mißlingen können, das ihr Bruder in frommgläubiger Zuversicht begonnen und bei welchem ihn ihre, der Mutter und Claras inbrünstige Gebete stündlich begleiteten?!

Ihre unerschütterliche Zuversicht verfehlte denn auch auf Clara ihre wohlthuende Wirkung nicht, und diese gewöhnte sich bald daran, wenn ihr das Herz gar zu schwer werden wollte, die Freundin in ihrer bescheidenen Behausung aufzusuchen und ihren Kummer auszuweinen an ihrer mitfühlenden Brust!

Gräfin Brunneck dagegen mußte eines ähnlichen Trostes entbehren, da es ihrem Stolze widernatürlich

gewesen wäre, sich einer „ordinären Creatur“ vertrauend zu erschließen, ein ihr selbst unerklärliches Gefühl sie zudem jedes Mal mit unbestimmten Besorgnissen beschlich, so oft sie Sabinens schmerzverzerrter Gesichtszüge ansichtig wurde. Der Witwe ungemessener, verzweifelnder Kummer, — mehr über Emerichs Verschwinden fast, als über Christels Wagniß, — erschien der Fürstin wie der geheime Vorwurf eines Unrechtes, welches sie Sabinen, aber, — und hierin lag das Verblüffende, Unbegreifliche ihrer Beängstigungen! — auch Sabine ihr zugefügt hätte! So oft sie sich auch darüber hinweg spötteln wollte, wie es denn möglich gewesen wäre, daß Sabine, die vulgäre Plebejerin, auch nur in die Lage hätte kommen können, ihr, der Fürstin von königlichem Blute, Unrecht zu thun: es half Alles nichts! Das Gefühl kehrte jedes Mal wieder, sowie sie Sabinens ansichtig wurde und war endlich so stark geworden, daß sie der Dienerschaft den geheimen, aber bestimmten Befehl gab, die „larmoyante Witwe“ gar nicht mehr vorzulassen!

Die Fürstin pflegte daher, da auch Abt Leopold seine Abtei seit einiger Zeit nicht wieder verlassen hatte, mit gar Niemandem mehr Verkehr, ausgenommen mit — Pater Martin!

Dieser hatte nicht gezögert, den Plan, an seinem Prälaten für die von Letzterem angeblich erlittene Zurücksetzung Rache zu nehmen, ins Werk zu setzen.

Doch war er in einer zu guten Schule gewesen, das Gelingen seines Unternehmens durch die geringste Uebereilung zu gefährden.

Er beobachtete daher Abt Leopold gegenüber genau dasselbe Benehmen sanfter, willenloser Unterwerfung unter dessen höhere, erleuchtete Einsicht, wie früher, und eine so unwandelbare Ergebung in die ihm angewiesene Stellung, daß es ihm gelang, Abt Leopolds anläßlich der Beichtscene keimendes Mißtrauen um so vollkommener zu entkräften, als er den Muth hatte, den Meisterstreich zu wagen, sich im Beichtverhöre, das er sich zwei Tage später erbeten hatte, selbst der sträflichen Neugierde anzuklagen, welche eben jenes Mißtrauen hervorgerufen hatte, und den Abt um eine empfindliche Buße für sein Vergehen anzuflehen.

So vollständig hatte er seinen Vorgesetzten dadurch getäuscht, daß der Abt keinen Anstand nahm, ihn bald darauf, als ihn eine dringende Botschaft nach Heiligenkreuz abrief, selbst zu Gräfin Brunneck zu entsenden' um derselben seine Entschuldigung zu überbringen wegen Unterlassung eines geziemenden Abschiedsbesuches.

Das aber war es, was Pater Martin wollte!

Er zögerte nicht, sich des ihm gewordenen Auftrages zu entledigen; die Art aber, wie er dieß that, zeugte von der tiefen Menschenkenntniß des Mannes, der ein Menschenleben darauf verwendet hatte, die Fehler und Schwach-

heiten Anderer zu ergründen, um dieselben seinen Plänen dienstbar zu machen.

Fern von jeder unziemlichen Vertraulichkeit oder Aufdringlichkeit, welche die Fürstin augenblicklich gegen ihn eingenommen hätte, wußte er doch die Würde des Geistlichen, des Gesalbten des Herrn, welche alle Rangunterschiede irdischer Herkunft auslöschte, so sicher und dabei so bescheiden zur Geltung zu bringen, daß die Fürstin von ihm entzückt war, und ihn, als er seinen Besuch nach Erfüllung seines Auftrages rasch beendigte, auf das Dringendste aufforderte, denselben recht bald und aus eigener Initiative zu wiederholen; — „um so mehr“, — fügte sie hinzu, — „da sie in ihrer gegenwärtigen Misère geistlichen Soulagements dringend benöthige und die Absence des hochwürdigsten Herrn Prälaten, des Freundes ihrer ersten Kindheit, amèrement empfinde!“ —

Pater Martin lächelte nicht bei dem — „Freunde ihrer ersten Kindheit“, — obwohl ihm genau bekannt war, welcher Art jene „Freundschaft“ gewesen! Im Gegentheil sah er der Gräfin mit bewundernder Theilnahme starr ins Gesicht und sprach sich mit so salbungsvoller Innigkeit über die treue Pflege einer so seltenen Freundschaft „aus den Tagen der ersten Kindheit“ aus, daß die Fürstin Mühe hatte, ihrem Entzücken nicht allzulebhaften Ausdruck zu geben, und sich im Stillen vornahm, Abt Leopold darüber Vorwürfe zu machen, daß er seinen Mit-

conventualen nicht schon längst in ihrem Hause eingeführt hatte.

Bei jedem folgenden Besuche wußte Pater Martin sich fester in das Vertrauen der Fürstin einzunisten und dabei die Keime des Mißtrauens gegen Abt Leopold, — selbstverständlich immer unter dem Scheine seiner unbedingten Verehrung und Ergebenheit, — so geschickt in ihre nichts Arges ahnende Seele zu pflanzen, daß dieselben bald üppig in die Halme schossen und die Fürstin sich verwundert fragte, welcher Zauber sie verführt habe, einem Manne, wie Leopold von Kronau, den sie einst grundlos und tödtlich beleidigt hatte, ihr — Vertrauen zu schenken!

Nun hatte Bruder Martin gewonnenes Spiel!

Allmälig, aber immer vorsichtig und tastend, begann er den Ton zu ändern, in dem er von seinem geistlichen Oberhirten sprach. Nur „in officiis“, meinte er, in unmittelbarer Ausübung des göttlichen Amtes, heilige die priesterliche Salbung jeden Jünger des Herrn; außerhalb des Amtes seien sie Alle sterbliche, sündige Menschen, dem Irrthume so gut unterworfen, wie die Laien; namentlich jene, denen ihre Jugend einen andern Lebenspfad vorgezeichnet habe, die daher leicht geneigt seien, gewisse Dinge, über die sich zum Beispiele ein Officier, ein heißblütiger Cavalier, ohne Bedenken hinwegsetzen mochte, auch mit dem geistlichen Gewande ver-

einbarlich zu finden, sobald nur der äußere Anstand, die Dehors, gewahrt würden!

Er, Martin, sei zwar gerne geneigt, milde über derartige Verirrungen zu urtheilen, obschon er nicht leugnen könne, daß die allzu laxe Handhabung der geistlichen Disciplin Seitens des gegenwärtigen Oberhirten der Erzdiöcese, der mehr seinen Namen — Milde, — als sein Amt im Auge habe, wesentlich mit dazu beigetragen habe, die traurigen Wirrnisse des verflossenen Jahres hervorzurufen, — er erinnere an den ehr- und pflichtvergessenen Pater Füster, den „Vater der Studenten-Legion“; — aber bedauerlich, tief bedauerlich sei es, wenn ein Mann von so tadellosem Charakter, wie Abt Leopold, dessen ganze Vergangenheit so klar vor aller Welt offenliege, den Schein nicht vermeide, als billige er die allseits zunehmende Sittenverderbniß!

Denn sein Herz, davon fühle er, Pater Martin, sich überzeugt, sei untadelhaft und rein; gerade darum aber beklage er es doppelt, daß der Abt durch den fortdauernden, vertrauten Verkehr mit der Flammin und deren Sohne, dem schiefhalsigen Fiaker, dem schleichenden Argwohne stets neue Nahrung zuführe, der immer kühner sein Haupt erhebe und schon deutlich zu verstehen gebe, es müsse doch eine absonderliche Art von Nächstenliebe gewesen sein, welche den damals noch im rüstigsten Mannesalter stehenden Prior verleitet habe, ein dem Vaterhause

entlaufenes Geschöpf sammt ihrem Galan, dem angeblichen Gatten, dem doch sein eigener Vater das Haus verschlossen hatte, unter den Schutz des Klosters zu stellen!

Wenn auch er, Pater Martin, die Verleumdung entrüstet von sich weise, daß der Abt zur Flammin und deren Kindern in einem andern, als rein geistlichen Verhältnisse stehe, so müsse er doch zu seinem Schmerze gestehen, daß der Schein denjenigen Recht gebe, welche diesem Verhältnisse eine viel gröbere, sinnliche Unterlage vindiciren, in Abt Leopold kurzweg, — einmal müsse es die Fürstin ja doch erfahren, und besser, dieß geschehe durch einen ergebenen Freund des Beschuldigten, als durch dessen Feinde! — den Vater von Sabinens Kindern erkennen zu müssen behaupteten!

Nun war der erste, entscheidende Streich gefallen, und Pater Martin beobachtete gespannt die Wirkung desselben auf seine Zuhörerin.

Er konnte zufrieden sein!

Die Gräfin war zuerst in starrem Entsetzen verstummt bei der furchtbaren Beschuldigung. Bald aber gewann dieselbe Leben und Grund in ihrem Herzen! Wer wußte es denn, was Leopold von Kronau während der langen Jahre seines Verschollenseins getrieben hatte? War es denn wahrscheinlich, daß ein junger Cavalier aus gutem Hause, in den damaligen, leichten Grundsätzen der großen Welt erzogen, sein halbes Leben in unfrucht-

barem Grame über eine getäuschte Liebe, — wenn es Liebe, und nicht gar eine gemeine Speculation auf ihren Rang gewesen! — vertrauern und an den Freuden vorübergehen sollte, die ja alle Cavaliere in den Armen stets bereitwilliger Freundinnen aus dem Volke zu suchen und zu finden gewohnt waren? Und Er wäre der Erste, der den gewohnten Genüssen bei Annahme des klösterlichen Habits entsagt haben sollte? Woher denn aber dann die innige Vertrautheit mit der Flammin, auf die er ja auch damals, bei der Abholung ihres Enkelkindes — sie erinnerte sich dessen genau! — einen entscheidenden, geradezu dominirenden Einfluß geübt hatte? Woher der fortgesetzte, vertraute Verkehr mit der Witwe, deren Sohn mit wahrhaft kindlicher Verehrung zu dem Prälaten hinaufsah? — — Ja wohl, kindlich! . . . Der Sohn zu seinem Vater! — — —

O des Heuchlers! Des hinterlistigen, scheinheiligen Heuchlers, der ihr, — i h r! Vergebung und Vergessen anzutragen gewagt, während er wußte, daß ihr Enkelkind, der Sprößling königlicher Ahnen, zum Pflegekinde seiner ehebrecherischen Maîtresse, — denn noch lebte ja deren kirchlich angetrauter Gemal! — zum Milchbruder eines doppelt geschändeten Bastards herabgewürdigt worden war!

Ein tiefer, fast stöhnender Seufzer Pater Martins unterbrach das Selbstgespräch der Fürstin, die dasselbe

in gänzlicher Vergessenheit ihres Gesellschafters schon längst laut geführt hatte.

— „Sie seufzen, ehrwürdiger Vater?“ — fragte sie; — „Wohl haben Sie Recht, wenn Sie Ihr Haupt verhüllen Angesichts einer solchen gotteslästerlichen Versündigung!“ —

— „Aber was haben Sie?“ — fuhr sie erschreckt auf, da Pater Martin bei ihren letzten Worten noch schmerzlicher stöhnte, als zuvor, und seine Erregung mühsam, aber vergeblich zu verbergen suchte; — „Kann es etwas noch Abominableres geben, als was ich soeben erfahren habe?“ —

— „Eure Durchlaucht“, — antwortete Pater Martin, nachdem er seine Fassung mit äußerster Anstrengung wieder erkämpft hatte, wobei er die Fürstin aus seinen zu Boden gesenkten Augen lauernd beobachtete, — „Eure Durchlaucht sehen mich fassungslos gegenüber dem Bilde einer solchen Verworfenheit des Mannes, in dem ich“ — er verdrehte scheinheilig die Augen — „ein ganzes Leben lang das leuchtende Vorbild priesterlicher Würde verehrt habe!“ —

— „Und so entsetzlich“, — fügte er lauernd hinzu, während die Fürstin mit starken Schritten das Gemach durchmaß, — „ist dieser Sturz meines abgöttisch verehrten Oberhirten in den Sündenpfuhl, daß ich mich schaudernd fragen muß, ob es denn möglich sei, daß ein

solcher Mensch mit Einem Sprunge die ganze Tiefe des Abgrundes durchmessen habe, und ob nicht vielmehr diesem ersten Sturze ein zweiter, noch tieferer folgen müsse, gleichwie Adams Sündenfall Kains Brudermord gezeugt hat?" —

— „Um Gottes willen!" — schrie die Fürstin entsetzt; — „Was könnte es n o ch Schrecklicheres geben?" —

— „Fern sei es von mir", — antwortete der Mönch in salbungsvollem Tone, — „einen Stein zu werfen auf einen unglücklichen, sündigen Mitbruder, zumal derselbe mein mir von Gott und der heiligen Kirche gesetzter Oberhirt, den zu verehren meine erste Pflicht ist!" —

— „Auch ist es", — fuhr er, mehr mit sich selbst, als zu der angestrengt lauschenden Fürstin redend, fort, — „sicherlich nur eine Folge der entsetzlichen Erschütterung meines arglosen Gemüthes, die mich am hellichten Tage Gespenster sehen, mich Dinge befürchten läßt, die . ." —

— „Nein, nein!" — unterbrach er sich schaudernd; — „Das ist ja unmöglich! So tief k a n n mein unglücklicher Oberhirt nicht gesunken sein!" —

Abermals erschauernd, schlug er beide Hände vor das Gesicht, wobei er die Fürstin zwischen den Fingern unausgesetzt und scharf beobachtete.

— „Was wissen Sie noch? Reden Sie!" — herrschte ihn die Fürstin an; — „Ich habe ein Recht darauf, Alles zu erfahren!" —

— „Ja, Durchlaucht!“ — antwortete der Priester mit einem schweren Athemzuge, wobei er die Hände langsam vom Gesichte zog und Letzteres seinem Gegenüber voll zuwandte; — „Dieses Recht haben Sie!“ —

— „Um so mehr“, — fuhr er nach einer kurzen Pause lauernd fort, — „da es sich bei dem, was mir noch am Herzen lastet, weniger um die beklagenswerthen Verirrungen meines verehrten Oberhirten, als um das Wohl und Wehe, um die Ehre Ihres eigenen, durchlauchtigsten Hauses handelt!“ —

— „Sind Sie von Sinnen?“ — kreischte die Fürstin; — „Was hat mein Haus mit den Verirrungen eines gewissenlosen, gottvergessenen Priesters zu thun?“ —

— „Niemand wäre glücklicher als ich, Durchlaucht,“ — entgegnete der Mönch, — „wenn meine Befürchtung sich als grundlos erweisen sollte! Und nur die Hoffnung, daß Eure Durchlaucht diese Grundlosigkeit am sichersten darzuthun vermögen, gibt mir den Muth, meiner Befürchtung Worte zu leihen, indem ich zu Gott flehe, er möge Euer Durchlaucht erleuchten und mir die Angst um meinen verehrten Oberhirten in Gnaden vom Herzen nehmen!“ —

— „Was werd' ich hören müssen!“ — flüsterte die Fürstin, während Pater Martin in stiller Sammlung ein Gebet zu murmeln schien, nach dessen Beendigung er sein gebeugtes Haupt seufzend erhob und sein klagendes Auge voll auf die Fürstin richtete.

— „Nur Vermuthungen sind es“, — begann er endlich langsam und feierlich, — „die mein Gewissen beunruhigen; Vermuthungen, die durch die zufällige, unfreiwillige Kenntnißnahme von Umständen hervorgerufen wurden, deren Verschleierung vor meinem trauernden Auge ich als eine besondere Gnade des Himmels gepriesen hätte bis an das Ende meiner Tage!“ —

— „Auch war ich redlich bestrebt“, — fuhr er fort, während die Fürstin lauschend an seinen Lippen hing, — „diese, meines geistlichen Oberhirten und meiner selbst unwürdigen Vermuthungen aus meinem Gedächtnisse zu verbannen und niemals würden dieselben den Verschluß meiner durch das Gelübde des Gehorsams und des Schweigens versiegelten Lippen geöffnet haben, wenn nicht die entsetzlichen Enthüllungen, mit welchen Eure Durchlaucht mit Gottes gnädiger Zulassung die Nacht meiner irrenden Seele zu erleuchten geruhten, mir die gebieterische Pflicht auferlegt hätten, dieselben Eurer Durchlaucht zu Dero höchsteigener Beurtheilung vorzulegen!“ —

— „Aber ich bitte Eure Durchlaucht“, — setzte er hinzu, indem er die bereits zum Aeußersten gespannte Ungeduld der Fürstin mit einer salbungsvollen Hebung seiner Rechten beschwichtigte, — „zu bedenken, daß es nur Vermuthungen sind, die ich auszusprechen habe, und daß, wenn dieselben irrig sein sollten, wofür ich meinem Gotte bis zu meinem letzten Athemzuge danken würde,

der Irrthum nicht meinem redlichen Herzen, sondern nur meinem schwachen, sündigen Verstande angerechnet werden möge!“ —

— „Reden Sie, um Gottes Barmherzigkeit willen!“ — keuchte die Fürstin; — „Spannen Sie mich nicht länger auf die Folter!“ —

— „Eure Durchlaucht haben vorhin“, — entsprach der Mönch dem dringenden Befehle, — „der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Kinder der Flammin nicht in christlicher Ehe gezeugt, — sagen wir es geradezu, — daß sie Früchte der sündigen Liebe Abt Leopolds seien!“ —

— „Sie haben weiters“, — fuhr er fort, da die Fürstin längst nicht mehr daran dachte, daß nicht sie diesem Verdachte zuerst Worte geliehen hatte, — „Ihren berechtigten Schmerz darüber nicht verhehlt, daß in Folge einer höllischen Machination ... war denn die Frau Elscher“, — unterbrach er sich, — „nicht eine Nichte des früheren Klostermayers, an dessen Stelle der Flamm gesetzt wurde? ... die Ehebrecherin zur Nährmutter Ihres durchlauchtigsten Enkelkindes erwählt, das Letztere also zum Milchbruder eines doppelt geschändeten Bastards erniedrigt wurde?“ —

— „Und Sie hatten und haben noch Gelegenheit“, — begann er nach einer kurzen Pause von Neuem, — „zu beobachten, daß mein verehrter Oberhirte mit wahr-

haft väterlicher Liebe an seinen . . . an den Kindern dieser angeblichen Witwe Flammin hängt?“ —

— „Ja, ja!“ — drängte die Fürstin; — „Weiter! Weiter!“ —

— „Würde Sie es nun, Durchlaucht“, — hub der Mönch mit unzerstörbarem Gleichmuthe wieder an, — „wundern, wenn ein so zärtlicher — „Vater“ — er betonte das Wort, — „jede Möglichkeit ergriffe, das Los seines . . . seiner Kinder“, — verbesserte er sich, — „dauernd sicherzustellen, sie aus Dürftigkeit und Unehre emporzuheben zu Rang und Vermögen, ja noch mehr, ihnen den Weg zu bahnen zu — blutschänderischem Liebesgenusse?“ —

— „Horreur!“ — entsetzte sich die Fürstin; — „Das hätte Abt Leopold im Sinne?“ —

— „Ich war“, — antwortete Pater Martin, — „obzwar unfreiwilliger Augen- und Ohrenzeuge der Unterredung, in welcher Christel, . . . so heißt ja doch der männliche Sprosse der unseligen Verirrung meines verehrten Abtes? . . . dem Letzteren unumwunden bekannte, daß er in . . . — verzeihen Durchlaucht, aber ich darf Ihnen nichts verhehlen! — in verbotener, sündiger Liebe zu seiner Schwester entbrannt sei, daß diese sie erwiedere, und daß er, nachdem er von der verbotenen Frucht erst gekostet, von derselben nimmer lassen wolle, was immer daraus werden möge!“ —

— „Und der Abt?“ — flüsterte die Fürstin tonlos.

— „Der Abt“, — antwortete der Mönch, — „nannte den Verbrecher seinen lieben Sohn, gab ihm die heilige Absolution für das Vergangene und ermuthigte ihn, zu hoffen, und auf ihn, seinen Vater, zu vertrauen!“ —

— „Nachdem sich der Bursche froh entfernt hatte“, — fuhr der Mönch fort, während die Fürstin schaudernd ihr Gesicht verhüllte, — „verweilte der sündige Vater in ernstem Nachdenken, bis er in den jubelnden Ruf ausbrach: „So wird's gehen! So mache ich Dich, mein Sohn, zum Barone, Resi zu Deinem Weibe und räche mich zugleich an . . .“ —

— „Aber“, — unterbrach er sich plötzlich, — „verzeihen mir Durchlaucht eine Frage, deren Beantwortung allein das Folgende verständlich machen könnte!“ —

— „Haben Eure Durchlaucht“, — fragte er, nachdem ihm die Fürstin die Erlaubniß hiezu stillschweigend ertheilt hatte, — „jemals, in früheren Zeiten, in . . in . . unangenehmen Beziehungen gestanden zu . . . zu Leopold von Kronau?“ —

— „Warum fragen Sie?“ — stotterte die Fürstin erbleichend.

— „Und sind“, — fuhr der Mönch, der keiner Antwort auf seine erste Frage mehr bedurfte, ruhig fort, — „bei der Abholung Ihres Enkelkindes aus der unseligen Ammelschaft alle nöthigen Vorsichten beobachtet worden,

um“, — er betonte jedes einzelne Wort, — „eine Verwechslung, eine Unterschiebung eines fremden Kindes unmöglich zu machen?“ —

— „Herr!“ — preßte die Fürstin zwischen den erstarrenden Lippen hervor, während ihre Kniee schlotternd aneinanderschlugen; — „Was soll das? — Ich, ich selbst habe mein Enkelkind abgeholt!“ —

— „Und das, meine ich“, — setzte sie, in ihrem erwachenden Stolze auch die Kraft zur Zurückweisung des unwürdigen Verdachtes schöpfend, mit stärkerer Stimme hinzu, — „das sollte genügen, mein Haus vor Verunglimpfung zu schützen!“ —

— „Und wer“, — beharrte aber der Mönch hartnäckig, — „wer war Zeuge der Abholung?“ —

— „Zeuge?“ — fragte die Fürstin mit aufsteigendem Zorne; — „Was bedarf es da eines weiteren Zeugen? Ich selbst, Abt Kron . . .“ —

Sie verstummte plötzlich und starrte unbeweglich nach dem langsam mit dem Haupte nickenden Mönche.

— „Und hatten Durchlaucht“, — fragte er abermals, — „keine besonderen Kennzeichen, an denen Sie die Identität Ih . . .“ —

— „Herr!“ — unterbrach ihn aber die Gräfin ungestüm; — „Kommen wir zu Ende! Wer wäre verblendet genug, der Fürstin Radziwill einen Irrthum, eine Ver=

wechslung zuzumuthen zwischen einem Fürstensohne und einem gemeinen Bauerntölpel?“ —

— „Abt Leopold von Kronau!“ — antwortete Pater Martin langsam und feierlich.

— „Nicht“, — hub er sofort wieder an, während die Gräfin vernichtet auf ihren Sitz zurücksank, — „als ob er selbst an die Möglichkeit einer solchen Verwechslung glaubte! Aber — er benützt eben die Abwesenheit anderer Zeugen, den Widerstand, welchen“, — sein Auge bohrte sich lauernd in die erbleichenden Züge der Gräfin, — „die Flammin damals gegen die Auslieferung Emerichs erhoben haben soll, die frühere Kränklichkeit Ihres Enkels, ... und ..“ — schloß er mit ernstem Nachdrucke, — „das Halsgebrechen seines Bastardsohnes, um unter Mitwirkung seiner ehebrecherischen Concubine ein Lügengewebe zu construiren, das — seinem Sohne die Baronie verschaffen, beiden Kindern eine blutschänderische Ehe ermöglichen soll!“ —

Die Fürstin verharrte regungslos auf ihrem Stuhle! Zu gräßlich war das gegen sie und ihr Haus geschmiedete Complott, und — so widersinnig dasselbe im ersten Augenblicke erscheinen mochte, — zu viele zufällige Umstände unterstützten es heute, wo, nach vierundzwanzig Jahren, kein Zeuge der Geburt von Clementinens Sohne mehr vorhanden war, als sie allein! Und sie — sie war so durchdrungen von der Unfehlbarkeit ihres eigenen Ur-

theiles, daß sie nicht einen Augenblick daran gedacht hatte, nach etwaigen, besonderen Kennzeichen zu forschen, welche die Identität des Kindes gegen eine spätere, betrügerische Anfechtung derselben erproben konnten, der sie nun wehrlos gegenüberstand! Wehrlos gegenüber dem Manne, den sie tödtlich gekränkt, bei ihrer ersten Wiederbegegnung neuerlich mit Spott und Hohn von sich gewiesen, und der nun dreiundzwanzig Jahre lang unter der Maske heuchlerischer Freundschaft daran gearbeitet hatte, seiner Rache zu genügen, sie um Ehre, Ansehen und Glück zu betrügen!

Sie verhüllte schaudernd ihr Haupt und schien ihre Umgebung, die ganze Welt um sich her vergessen zu haben!

Da näherte sich ihr Pater Martin mit allen Zeichen ehrfürchtiger Theilnahme und berührte sie leise an der Schulter.

— „Durchlaucht! — sprach er, während sie unter seiner Berührung wild emporfuhr; — „Fassen Sie Muth! Noch ist nichts verloren! Damit, daß wir das höllische Complott kennen, dessen Enthüllung mir mit Gottes Hilfe gelungen ist, haben wir demselben auch schon die Spitze abgebrochen! Sie sind nun gerüstet, dem Angriffe zu begegnen, den Leopold von Kronau ohne Zweifel ehestens eröffnen wird, und haben Zeit und Muße, die Abwehr vorzubereiten! Wo immer aber Ihre eigene Kraft erlahmen, Ihre Mittel sich unzureichend erweisen sollten,

den Betrüger, — der Herr verzeihe mir, daß ich solche Worte gegen meinen eigenen Oberhirten gebrauchen muß! — zu entlarven: erinnern Sie sich, daß ihnen ein treu ergebener Mann, ein Freund zu Diensten steht, der nicht zögern wird, im Interesse des beleidigten Rechtes jede Waffe zu führen! Jede!" —

— „Selbst", — setzte er halblaut hinzu, — „denn der Zweck heiligt das Mittel, — die Waffe der Verleumdung und Lüge! —

Die Fürstin horchte erstaunt auf!

Was war das?

War ihre Lage so verzweifelt, daß sie zu Lüge und Verleumdung greifen mußte, um Lüge und Betrug von sich abzuweisen? Und ihr, die in ihrem ganzen Leben niemals gelogen, Niemand betrogen hattte, — ein heftiger Stich durchzuckte allerdings ihr Herz, denn sie dachte an Kronaus betrogene Liebe! — ihr wagte man mit solchen Vorschlägen zu nahen?!

Pater Martin erkannte sofort, daß er sich im ersten Siegestaumel zu weit hatte hinreißen lassen und bemühte sich, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, indem er rasch hinzusetzte:

— „Ich bin übrigens überzeugt, daß es derartiger Mittel gar nicht bedürfen und das bloße Erkennen, daß sein höllischer Plan durchschaut wurde, genügen wird, den Abt von der Verfolgung seines sträflichen Zieles

zurückzuhalten, und ich wollte Eure Durchlaucht nur in Demuth daran erinnern, daß Ihr bescheidener Diener bereit ist, Alles aufzubieten, was in seinen Kräften steht, der guten Sache zum Siege zu verhelfen!" —

— „Ich danke Ihnen", — sagte die Gräfin, indem sie sich zum Zeichen, daß sie die Unterredung zu beendigen wünsche, erhob und einen Schritt gegen die Thür machte, — „und werde nicht ermangeln, im Bedarfsfalle Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen!" —

— „Die Ihnen jederzeit", — antwortete der Mönch mit einer tiefen Verbeugung, — „auf den ersten Wink zur Verfügung steht!" —

Die Gräfin verneigte sich schweigend und Pater Martin verließ das Gemach, innerlich seine Thorheit verfluchend, die ihn durch ein einziges, übereiltes Wort beinahe um alle Früchte seines so klug ersonnenen und so schlau in Scene gesetzten Planes gebracht hätte!

Die Gräfin aber sank, sobald sich die Thür hinter dem Abgehenden geschlossen hatte, aufstöhnend auf ihren Sitz zurück und flüsterte unter schmerzhaftem Händeringen:

— „Mein Gott, mein Gott! Wie furchtbar strafst Du den einzigen Treubruch, wie entsetzlich die einzige, leichtsinnige Voreingenommenheit meines Lebens!" —

* * *

Abt Leopold war, wenige Tage nach der soeben geschilderten Unterredung Pater Martins mit der Gräfin Brunneck, wieder nach der Stadt gekommen und saß im ernsten Gespräche mit Sabinen, die er schon von Heiligenkreuz aus zu sich beschieden hatte, in seinem Gemache in der Prälatenwohnung; dießmal unbelauscht, da Pater Martin keine Kenntniß von Sabinens unmittelbar folgendem Besuche hatte und daher unbesorgt eine schon früher beabsichtigte Inspectionsfahrt nach Thallern unternommen hatte, von der er nicht vor Einbruch der Nacht zurückkehren konnte.

Der Abt lehnte nachdenklich in dem Armsessel, in welchem er Christels überraschende Beichte vernommen hatte und blickte ernst und theilnehmend auf die Witwe, welche gebeugten Hauptes ihm gegenüber saß und schweigend den Worten lauschte, mit denen er ihrem gequälten Herzen Trost zuzusprechen suchte.

Sie war seit der furchtbaren Scene zwischen Emerich und Resi, die sie eben noch zu rechter Zeit unterbrochen hatte, um die Vollendung eines himmelschreienden Verbrechens zu vereiteln, um Jahrzehnte gealtert.

Schon die Erkenntniß der eigentlichen Natur der zwischen Resi und Christel bestehenden Neigung hatte ihr Gemüth lebhaft ergriffen; der schamlose Angriff Emerichs auf ihre wehrlose Tochter hatte sie mit namenlosem Entsetzen erfüllt und in der ersten Betäubung war ihren

Lippen der gräßliche Fluch entströmt, mit dem sie Emerich von seinem Opfer hinweggescheucht, und, wie sie nunmehr fest überzeugt war, in den Tod, in den unbußfertigen, sündigen Tod gejagt hatte!

Der Trost, den sie aus Christels weihevoller Verständigung mit Resi über ihre beiderseitigen, künftigen Beziehungen zu einander geschöpft hatte, vermochte nicht Stand zu halten gegenüber der fluchtartigen Entfernung Emerichs aus dem Vaterhause und die Kunde von seiner freiwilligen Einschließung in der dem Untergange geweihten Festung Ofen war ihr gleichbedeutend mit der Botschaft seines vorbedachten, unbußfertigen, ewige Verdammniß zeugenden Todes!

Das Ausbleiben aller ferneren Nachrichten, auch nachdem Ofen längst gefallen war, bestärkte sie nur in ihrem Wahne, und die froh erstaunende Hoffnung, mit der sie Christels Entschluß, den Verschollenen selbst aufsuchen zu wollen, erfüllt hatte, erstarb mit dem Ausbleiben aller weiteren Mittheilungen über den Fortgang von Christels Wagniß, ohne in ihrem kummerüberlasteten Gemüthe ein anderes Gefühl zu hinterlassen, als den nagenden Vorwurf, daß sie nunmehr auch den zweiten, ihrem Herzen nahe stehenden Jüngling hinausgetrieben habe in Tod und Verderben, und daß ihre Resi, das einzige Kind, das ihr von Dreien, — denn Emerich und Christel waren ja doch Beide ihre Kinder, die sie

Beide mit gleicher Sorgfalt aufgezogen hatte an ihrer Mutterbrust! — geblieben, nun völlig verwaist sein werde, wenn die Mutter an das hoffentlich baldige Ende ihrer fluchbeladenen Pilgerfahrt gelange!

Sie vermochte daher die ruhige Zuversicht, welche die Züge des ihr gegenübersitzenden Abtes trotz des beängstigenden Mangels jedweder Kunde von den Verschollenen zur Schau trugen, um so weniger zu begreifen, da sie wußte, welche innige Zuneigung derselbe zu Christeln im Herzen trug.

— „Er ist halt“, — sagte sie sich im Stillen, — „kein Vater, kann also noch viel weniger die Gefühle verstehen, welche das Herz der Mutter zerreißen, die in banger Sorge um das zeitliche und ewige Leben ihres Kindes zittert!“ —

Der Abt jedoch schien Sabinens Gedanken von ihrer Stirn zu lesen; denn er lächelte kaum merklich, erhob sich etwas aus seiner zurücklehnenden Stellung und legte seine Hand sanft, aber fest auf Sabinens Achsel.

— „Sabine!“ — sprach er, als sie ihr thränenschweres Auge fragend zu ihm erhob; — „Glaubst Du an meine aufrichtige Freundschaft?“ —

— „Wie könnt' ich anders, Euer Gnaden!“ — entgegnete Sabine; — „Wie hätte ich's überhaupt aushalten können alle die Jahre her ohne Ihren gnädigen Schutz und Ihren trostreichen Zuspruch?“ —

— „Nun denn!“ — fragte der Abt; — „Warum zweifelst Du jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, an der Wahrheit meiner Worte?“ —

— „Drei Monate sind es, Euer Gnaden“, — entgegnete Sabine ausweichend, — „daß Emerich in der Festung eingeschlossen worden is, vier Wochen wird's am Montag, seit die letzte Nachricht von Christel aus Preßburg 'kommen is, und seitdem is Alles still von Einem, wie vom Andern!“ —

— „Still, wie das Grab“, — setzte sie stöhnend hinzu, — „in dem sie wohl alle Beide bereits modern sammt dem Grafen Schönstein!“ —

— „Glaubst Du nicht, daß gerade das Fehlen jeder Nachricht ein Beweis ist gegen ihren Tod?“ — fragte der Abt.

— „Wie nun“, — fuhr er fort, da Sabine ungläubig den Kopf schüttelte, — „wenn sie, ich meine zunächst Emerich und Graf Schönstein, verwundet, in fremder Pflege, und, der Landessprache nicht kundig, unfähig sind, uns Nachrichten zukommen zu lassen?“ —

— „Und Christel?“ — entgegnete Sabine ungläubig.

— „Christel?“ — antwortete der Abt; — „Nun wer sagt Dir denn, ob er schreiben durfte, ohne sich selbst und den Zweck seiner Reise zu verrathen, und ob seine Briefe, wenn er welche geschrieben, auch befördert worden sind?“ —

— „Bedenke doch“, — setzte er hinzu, da Sabine in ihrer ungläubigen Haltung beharrte, — „daß ihn sein Weg mitten durch zwei feindliche, in fortwährender Bewegung befindliche Heere führt und er daher nie wissen kann, ob ein Brief, wenn er die Eine Vorpostenkette glücklich passirt hat, nicht auf der Andern zurückgehalten wird?“ —

— „Darum, Sabine“, — fuhr er fort, während Letztere noch immer zweifelnd den Kopf schüttelte, — — „mäßige Deine Sorge! Vertraue auf die göttliche Gnade!“ —

— „Der Herr“, — antwortete Sabine dumpf, — „erweist seine Gnade nur den Gerechten, nicht den Sündern!“ —

— „Auch den Bereuenden, Bußfertigen nicht?“ — fragte der Abt.

— „Die Reue ohne Gutmachung ist werthlos!“ — lautete die Antwort; — „Und gutmachen kann ich nicht mehr!“ —

— „Und warum nicht, Sabine?“ —

— „Wer wird mir glauben, wenn ich heute reden wollte, nachdem ich dreiundzwanzig Jahre geschwiegen?“ —

— „Warum“, — fuhr sie erregt, leidenschaftlich fort, — „warum haben mich Euer Gnaden damals zu reden verhindert, als . . .“ —

— „Du vergissest, Sabine", — unterbrach sie der Abt ernst, aber bestimmt, — „daß Du damals kein Gehör, keinen Glauben gefunden hättest!" —

— „Damals", — erwiederte Sabine halb trotzend, halb klagend, — „war die Madam' und der Doctor am Leben!" —

— „Heute sind Beide todt!" — fügte sie dumpf hinzu.

— „Und das Glück Deines Kindes?" — fragte lauernd der Abt.

— „Ist sein Unglück geworden!" — antwortete Sabine schluchzend; — „Sein Glück hat ihn zum Frevler gemacht an seiner eigenen Schwester, hat ihn", — stöhnte sie laut jammernd, — „hinausgejagt in einen vorzeitigen, unbußfertigen Tod!" —

— „Noch haben wir", — erwiederte Abt Leopold, der seine eigene Bewegung nur mit Mühe beherrschte, — „keine Gewißheit darüber!" —

— „Das aber ist gewiß", — fuhr er mit festerer Stimme fort, — „daß der . . . der Andere kaum mit dem Leben davongekommen wäre, wenn Du ihn damals ausgeliefert hättest! Sein Leben allein schon entschuldigt, ja, rechtfertigt Dein Schweigen!" —

— „Und dann", — setzte er mit Stolz hinzu, während Sabine immer heftiger schluchzte, — „haben wir

einen braven, tüchtigen Menschen aus ihm gemacht, was er dort ...“ —

— „Und haben ihn“, — unterbrach ihn Sabine, leidenschaftlich, — „um Geburt und Vermögen gebracht, ihn unglücklich gemacht, und mein Reserl mit ihm!“ —

— „Im Gegentheil!“ — antwortete der Abt mit Festigkeit; — „Seine reine Liebe ist sein Glück, und an uns ist es, dasselbe vollständig zu machen!“ —

— „Wie können wir das?“ — fragte Sabine ungläubig; — „Sind sie nicht Geschwister?“ —

— „Nur, so lange wir schweigen!“ —

— „Aber wie kann ich reden?“ — klagte Sabine leidenschaftlich; — „Wer wird mir glauben, heute, nach dreiundzwanzig Jahren?“ —

— „Hast Du die Beweise nicht mehr?“ —

— „Alle!“ — antwortete das Weib; — „Das Attest der Madam', des Arztes, über die Verletzung am Halse, die Wahrscheinlichkeit einer dauernden Verkrümmung des Halses, das Medaillon, die Kleider! Aber was nützt das Alles? Das Medaillon, die Kleider beweisen nichts und die Verletzung am Halse kann eben so gut verheilt sein. als der Andere bei dem Sturze von der Leiter, mit drei Jahren, Schaden genommen haben kann!“ —

— „Und hast Du keine anderen Beweise?“ — fragte Abt Leopold, der zum ersten Male des Gewichtes

der Einwendungen inne wurde, die Sabine geltend machte; — „Keine besonderen, persönlichen Kennzeichen?“ —

— „Nichts, als die drei Sterne, das Muttermal an der linken Schulter!“ — antwortete Sabine; — „Wer aber kennt das? Wer weiß davon?“ —

— „In dem Zeugnisse“, — fuhr sie fort, während der Abt nachdenklich schwieg, — „das ich ja blos zu dem Zwecke begehrte, um mich gegen etwaige Beschuldigungen einer mir zur Last fallenden Nachlässigkeit zu schützen, geschieht davon keine Erwähnung, und die Fürstin — — — — die hat das Neugeborne sicherlich nicht untersucht! Sie würde den Betrug sonst längst aufgedeckt haben, nach der Rücknahme des Kindes!“ —

— „Und wer sagt Dir denn“, — fragte der Abt scharf, — „daß sie ihn aufdecken wollte? Daß sie den gesunden Enkel hergeben wollte für den Kranken?“ —

— „Die eigene Großmutter“, — erwiderte Sabine ungläubig, — „sollte ihr Enkelkind verleugnen wegen eines körperlichen Gebrechens?“ —

— „Oh mein Gott!“ — fuhr sie jedoch sogleich jammernd auf; — „Warum denn nicht? Habe doch ich, die Mutter, mein eigenes Blut verleugnet um irdischen Vortheiles willen!“ —

— „Oh“, — stöhnte sie, — „dann ist aber auch Alles verloren, jede Gutmachung unmöglich!“ —

Sie brach weinend auf ihrem Sitze zusammen und vergrub das Gesicht in den krampfhaft verschlungenen Händen.

— „Noch nicht!" — entgegnete Abt Leopold, der allmälig selbst unsicher zu werden begann; — „Noch nicht! Du vergissest, daß die Fürstin selbst die Verwechslung bewirkte, und der Leichtsinn, die Verblendung, mit der sie dabei zu Werke ging, muß uns an's Ziel verhelfen!" —

— „Und dann ist Emerich", — klagte die Witwe in plötzlichem Umschlage ihres ganzen Ideenganges, — „entehrt, unglücklich für sein ganzes Leben!" —

— „Aber", — jammerte sie in Erinnerung an Emerichs muthmaßliches Schicksal, — „sein Leben ist wohl schon längst verloren, sie haben ihn erschlagen und den Christel auch, und ich, ich habe sie Beide in den Tod gejagt und kann nun verzweifeln in Elend und Jammer!" —

— „Beruhige Dich, Sabine!" — mahnte der Abt die Verzweifelnde eindringlich.

— „Sie sind nicht todt!" — setzte er mit Nachdruck hinzu; — „Ich ... ich ... w e i ß es!" —

Sabine fuhr erstaunt in die Höhe!

— „Sie", — sagte sie, — „Euer Gnaden w i s s e n, daß Em .... daß meine Kinder nicht todt sind? Woher wissen Sie es?" —

— „O reden Sie! Reden Sie, um Gottes Barmherzigkeit willen!“ — drängte sie stürmisch; — „Geben Sie mir die Gewißheit, daß meine armen Buben .... ach! sie sind ja Beide meine Kinder!“ — unterbrach sie sich, — „daß sie leben, und ich will Alles, Alles thun, was Sie verlangen!“ —

Der Abt nickte befriedigt mit dem Kopfe.

Er war wiederholt auf Widerstand gestoßen, als er Sabinen zur Enthüllung des von ihr bewirkten, oder vielmehr zugelassenen Betruges aufforderte und war entschlossen, diesen Widerstand zu brechen um jeden Preis. Deßhalb hatte er ihr verschwiegen, daß er Christel befohlen hatte, ihr und Clara keine Nachrichten mehr zukommen zu lassen, sobald er Preßburg im Rücken hätte, und sich fernerhin ausschließlich nur an ihn allein zu wenden. Christel, der seinem väterlichen Freunde gegenüber ohnehin kein Arg hatte, war darauf um so bereitwilliger eingegangen, da ihm der Abt begreiflich machte, daß directe Briefe an die Mutter oder Baronesse Wellheim das Geheimniß und damit den Erfolg des Wagnisses gefährden könnten, während sein, des Abtes, Name keinen Verdacht erregen, sein Stand den etwa entstandenen sofort entkräften würde.

Er kannte daher Christels gegenwärtigen Aufenthaltsort und den derzeitigen Stand des Befreiungswerkes und hatte nur so lange geschwiegen, um Sabine durch die

Qualen des Schmerzes mürbe und seinen Absichten gefügig zu machen.

— „Schwöre mir, Sabine“, — antwortete er ihr daher mit feierlichem Ernste, — „daß Du Dich fortan willenlos meiner Führung unterwerfen, daß Du Alles thun willst, was ich Dir befehlen werde!“ —

— „Du weißt, Sabine“, — fügte er rasch hinzu, ehe Sabine antworten konnte, — „daß ich nichts will, als Dein und Deiner Kinder Bestes!“ —

— „Ich schwöre!“ — rief Sabine hastig und dringend; — „Alles, was Sie wollen, sowahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde!“ —

— „Nun aber, reden, o reden Sie!“ — flehte sie von Neuem mit aufgehobenen Händen.

— „Ich habe“, — antwortete der Abt langsam, als wollte er Sabine vor einem allzujähen Umschlage ihrer Stimmung bewahren, — „sichere, und — — — gute Nachrichten erhalten!“ —

— „Der Herr“, — fuhr er fort, während Sabinens Augen an seinem Munde hingen, — „ist gnädig gewesen und hat sich Deiner erbarmt! Christel lebt, ist frei, und wird bald in Deine Arme zurückkehren!“ —

— „Und mein ... und Emerich?“ — kam es bebend von Sabinens Lippen, während kalter Angstschweiß auf ihrer Stirn perlte.

— „Emerich“, — entgegnete der Abt, — „kehrt mit ihm zurück!“ —

Ein lauter, unarticulirter Schrei entrang sich Sabinens Lippen! Zugleich sank sie besinnungslos zu Boden.

— „Armes Weib!“ — murmelte der Abt, während er die Ohnmächtige mit einer rasch herbeigeholten Essenz labte; — „Ich hätte Dir diese Erschütterung gerne erspart! Aber es mußte sein, sollte meine Rache nicht im letzten Augenblicke scheitern an Deinem Widerspruche!“ —

— „Du bist mir nun sicher“, -- fuhr er fort, während er in seinen Bemühungen um Sabinen mit Erfolg beharrte, — „und nichts steht der Erfüllung meiner Rache mehr im Wege! An's Werk denn!“ --

* * *

Zur selben Zeit, als Abt Leopold das Herz der Witwe Flamm auf die Folter spannte, um ihren Widerstand gegen die endliche Enthüllung der Betruges zu brechen, zu dem sie einst, in unseliger Verblendung und in dem thörichten Verlangen, ihrem Kinde ein demselben nicht gebührendes, glänzendes Los zu verschaffen, ihre, wie wir wissen, allerdings nur passive Zustimmung gegeben hatte, zur selben Zeit war die stolze Fürstin Leonie nahe daran, den Qualen zu erliegen, welche Pater Martins aus Wahrheit und Trug gewobene Erzählung in ihrer Seele erregt hatte.

Das gläubige Vertrauen, mit dem sie den Worten des heiligen Mannes anfänglich gelauscht hatte, war durch die Uebereilung, mit der er seine letzten Ziele verrathen hatte, auf das Aergste erschüttert worden; sie fühlte, daß sie den Worten des Mannes nicht unbedingt Glauben schenken dürfe, der ihr selbst erklärt hatte, zur Erreichung seiner Zwecke jedes Mittel anwenden zu wollen, selbst — Lüge und Verleumdung!

Mit dem durch diese Aeßerung hervorgerufenen Argwohne war aber auch ihr Verstand wieder zur Herrschaft gelangt, und sie erkannte sofort, daß der Pater, der sie vor kaum fünf Wochen zum ersten Male gesehen, nicht deßhalb seit dreißig Jahren seinen Oberhirten überwacht, sein Thun und Lassen ausspionirt habe, um ihr gefällig sein zu können.

Dann war also nicht ihre Ehre, nicht die Reinhaltung ihrer Familie von der Einschmuggelung plebejischen Blutes das Ziel seiner Sorge, sondern die Demüthigung seines Vorgesetzten, und sie, — ihr Stolz empörte sich bei diesem Gedanken, aber ihr Verstand bestätigte denselben, — sie diente ihm blos als Mittel, als Puppe zur Erreichung seines Zweckes!

Hatte er selbst aber Lüge und Verleumdung als hiezu taugliche Mittel bezeichnet, wer bürgte ihr dafür, daß er dieselben nicht auch ihr gegenüber angewandt?

Hatte denn Leopold von Kronau wirklich die Hand

im Spiele gehabt bei der Auswahl von Emerichs Amme? Nein, das war nicht möglich! Sein Erstaunen bei ihrem ersten Besuche in Heiligenkreuz, sein ganzes Verhalten bei jener Begegnung bewies das Gegentheil! Fiel aber diese Voraussetzung, dann sank auch das ganze, darauf basirte Gebäude in sich zusammen, und nichts berechtigte sie, die Flammin, die sie stets als ein ehrenhaftes Weib erfunden hatte, eines ehebrecherischen Umganges mit dem Abte, der zudem den Jahren nach reichlich ihr Vater hätte sein können, zu beschuldigen!

Damit entfiel aber auch jedes Motiv für den Letzteren, das Kind der Flammin ihrem Enkelkinde zu unterschieben, und thatsächlich hatte Leopold von Kronau sich bei der Abholung ihres Enkels durchaus passiv ver . . .

— „Heiliger Gott!“ — flüsterte sie in jähem Erschrecken; — „Wie ist mir denn? Habe ich nicht selbst . . .“ —

Sie versank in ernstes, angestrengtes Sinnen.

Sie vergegenwärtigte sich den ganzen Vorgang bei ihrem ersten Besuche, dann bei Abholung des Kindes, und sie schlug schaudernd die Hände vor's Gesicht!

Sie, sie selbst hatte, ihrem ersten Impulse folgend, das Kräftigere von den beiden Kindern als ihrer Tochter Kind reclamirt, hatte jeden Widerspruch der Flammin gegen dessen sofortige Heimkehr mit barscher Ungeduld zurückgewiesen, ja sogar Kronau Vorwürfe darüber ge-

macht, daß er seine Untergebenen nicht besser in Zucht und Gehorsam halte, hatte ihn dadurch selbst veranlaßt, sich auf ihre Seite zu stellen, Sabinens Widerstand durch sein Machtwort zu brechen!

Wenn also eine Verwechslung stattfand, dann war sie, sie selbst, deren Urheberin! Sie traf die Verantwortung hiefür in erster Linie, und die Anderen, die hatten nur passiv geschehen lassen, was sie in ihrem dünkelhaften Ungestüm verbrochen! . . .

Aber nein! Das war ja unmöglich!

So wenig die Natur eines solchen Mißgriffes fähig wäre, daß sie ein Fürsten- und ein Bauernkind aus gleichem Stoffe werden ließe, so wenig könnte eine Mutter jemals im Stande sein, ihr eigenes Kind zu verleugnen, sich desselben zu entäußern um irdischer Vortheile willen!

Nein, nein! Das ist nicht, das kann nicht sein! Sie war selbst Mutter, und zwar, sie hatte es sich nie verhehlt, keine besonders zärtliche Mutter, und sie hatte es Clementinen niemals verzeihen können, daß sie alle ihre stolzen, auf der Tochter Hand gebauten Pläne vernichtet hatte; aber niemals, selbst nicht um den Preis eines Königsthrones, wäre sie im Stande gewesen, sich ihres eigenen Kindes zu entäußern!

Und Sabine war eine um so viel zärtlichere Mutter! Das bewies nicht nur ihre Sorgfalt für Resi, die unleugbar ihre leibliche Tochter war, sondern auch die wahr-

haft rührende Sorge, mit der sie den armen Christel erzogen, und — das mußte man ihr lassen! — zu einem braven, tüchtigen Burschen herangebildet hatte, dessen sich keine Mutter zu schämen brauchte!

Es kann also nicht wahr sein, was Pater Martin ihr eingeflüstert hatte, und seine Erzählung war nichts, als eine plumpe, lächerliche Falle, um sie seinen Plänen dienstbar zu machen!

Bei diesem Schlusse angelangt, athmete die Fürstin erleichtert auf und klammerte sich an denselben um so fester an, je unabweislicher die von Pater Martin angeregten Zweifel immer wieder ihren Geist bestürmten. Wenn sie selbst die Untrüglichkeit der Mutterliebe hätte in Frage ziehen können, die Untrüglichkeit des aristokratischen Instinctes, der das Kind ebenso zu ihr, wie sie zum Kinde hingezogen hatte, konnte nicht bestritten werden, man müßte denn das ganze Wesen, die göttliche Institution des Adels selbst negiren!

So hatte denn die Fürstin nach langen, heftigen Seelenkämpfen ihre Gemüthsruhe so ziemlich wiedererrungen und vermochte daher auch den Abt Leopold, dessen Besuch ihr soeben angekündigt worden war, wenn auch nicht mit der alten, seit Jahren gewohnten Herzlichkeit, so doch mit offener Freundlichkeit zu begrüßen.

Abt Leopolds scharfem Auge entging zwar die kaum merkliche Abtönung ihrer Begrüßung keineswegs; doch

schrieb er dieselbe auf Rechnung ihrer Sorge um das Schicksal Emerichs und des Grafen Schönstein, von denen sie, wie natürlich, ganz ohne Nachrichten war.

— „Es ist lange her, mein ehrwürdiger Freund“, — hub die Fürstin an, nachdem sie dem Abte die Hand zum Gruße geboten hatte, die er galant zum Munde führte, — „daß ich nicht so glücklich war, Sie bei mir zu begrüßen!“ —

— „Länger“, — antwortete Abt Leopold, während er sich auf der Fürstin Einladung auf einem Fauteuil an ihrer Seite niederließ, — „als es mit meinen eigenen Wünschen vereinbarlich gewesen wäre, wenn mich nicht ..“ — er hielt inne und heftete den Blick fest auf die Gräfin, — „die Pflicht beseelt hätte, den Interessen meiner fürstlichen Freundin meine persönlichen Wünsche zum Opfer zu bringen!“ —

Die Fürstin horchte gespannt auf! Was war das? Seit wann bestimmten ihre Interessen Leopold von Kronaus Handlungsweise? Was wußte er von Jenen??

Oder — — — sollte Pater Martin dennoch Recht haben, und kam er, den höllischen Betrug in Scene zu setzen?

Nun, er komme! Er soll sie gewappnet finden!

— „Sie sehen mich erstaunt!“ — entgegnete sie daher, ihr rasch aufsteigendes Mißtrauen unter einem glatten Lächeln verbergend; — „Welches Interesse wäre das?“ —

— „Danach fragen Sie?“ — antwortete der Abt, dem die Bewegung der Fürstin nicht entgangen war, obwohl er sich dieselbe nicht erklären konnte.

— „Haben Sie Nachrichten“, — setzte er rasch hinzu, — „von Eme . . . von Ihrem Enkel?“ —

— „Nein!“ — antwortete die Fürstin, deren Mißtrauen durch die plötzliche Erwähnung Emerichs geradeso angefacht wurde, als es der Fall gewesen wäre, wenn der Abt von ihm nicht gesprochen hätte.

— „Weder von ihm, noch von Graf Rudolf!“ — fügte sie trauernd hinzu.

— „Auch nicht“, — ihr Auge richtete sich plötzlich voll und fest auf ihr Gegenüber, — „auch nicht von — Christel!“ —

— „Dann schätze ich mich doppelt glücklich“, — entgegnete Abt Leopold, der diesen Blick aufgefangen hatte, ohne ihn zu verstehen, — „Ihnen mit solchen dienen zu können!“ —

— „Von Emerich?“ — fragte die Fürstin rasch und lebhaft.

— „Von Ihrem Enkel!“ — antwortete der Abt, indem er den Blick fest auf die Fürstin richtete; — „Ich komme soeben von ihm!“ —

— „Von Emerich?“ — rief die Fürstin aufspringend; — „Wo, wo ist . . .?“ —

— „Von Ihrem Enkel!“ — unterbrach sie der Abt, indem er sie zugleich sanft, aber bestimmt auf ihren Sitz zurück zwang; — „Ich habe Christel gesprochen!“ —

— „Christel!“ — antwortete die Fürstin scharf; — „Wer spricht von Christel? Ich dachte, Sie kämen von meinem Enkel?“ —

Ihr ganzes Mißtrauen war wieder erwacht, und sie harrte gespannt dessen, was nun kommen sollte.

Abt Leopold sah in ihrer Aufregung ein Zeichen jener oft wahrnehmbaren, prophetischen Emanationen des Menschengeistes, welche schon häufig Verbrecher verrathen haben, die noch von Niemandem beargwohnt wurden, und steuerte daher unbeirrt auf sein Ziel los.

— „Die Wege des Herrn sind wunderbar“, — entgegnete er mit Salbung, — „und verschlungen die Pfade, auf denen er uns aus Irrthum und Betrug hinausführt auf die lichten Höhen der ewigen Wahrheit!“ —

— „Ich verstehe Sie nicht!“ — antwortete die Fürstin mit einem leisen Anfluge von Ungeduld; — „Was hat das mit mir und mit Emerich zu thun?“ —

— „Das Alter“, — fuhr Leopold von Kronau fort, ohne die Frage zu beachten, — „liebt es, den Blick häufig in die Vergangenheit zurückzulenken, als wollte es an der Länge des zurückgelegten Weges ermessen, wie viel Zeit ihm noch bleibe, etwaige Irrthümer der Jugend gutzumachen, bevor es zu spät ist!“ —

Er hielt inne, die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Allein Gräfin Brunneck rührte sich nicht! Sie wußte, die Stunde des Kampfes war gekommen, Pater Martin hatte Recht gehabt mit seinen Anschuldigungen gegen seinen Vorgesetzten, und sie war bereit, den unverschämten Angriff abzuwehren mit ihrer vollen Kraft!

— „Insbesondere", — hub der Abt, nachdem er vergebens auf eine Antwort gewartet hatte, wieder an, — „mußte ich während der letzten Wochen, Angesichts des stillen Kummers meiner verehrten Freundin", — er verbeugte sich leicht gegen die Fürstin, welche die Artigkeit in gleicher Weise erwiederte, — „sowie des lauten Schmerzes der armen Flammin", — er heftete einen durchdringenden Blick auf das unbewegliche, kalte Gesicht der Fürstin, — „häufiger als sonst der Zeiten gedenken, in denen die beiden Jünglinge, deren Schicksal jetzt das Herz der Mutter und Großmutter bewegt, das Licht der Welt erblickten!" —

Die Fürstin warf unwillig die Oberlippe auf! Wie wagte es der Abt, der doch selbst ein Cavalier von altem Adel, sie und das Weib aus dem Volke in Eine Linie zu stellen?! Mutter und Großmutter! Als ob sie die Großmutter von der Flammin Bastardkinde, oder diese die Mutter von ihrem Enkelkinde wäre! Wahrlich, eine solche Geschmacklosigkeit war nur möglich, wenn .... Wahrhaftig, Pater Martin hatte Recht!

— „Zwar die Geburt von Sabinens Kinde“, — fuhr der Abt fort, — „vollzog sich, wie alle derartigen Ereignisse im Volke sich zu vollziehen pflegen! Der Vater, die Wehemutter assistiren, nach ein paar Stunden ist Alles vorüber, und am anderen Morgen bekundet das pfarramtliche Taufregister, daß der Welt ein neuer Bürger, der Kirche ein neuer Jünger geboren worden!“ —

— „Wie anders dagegen“, — sein Auge streifte verstohlen sein Gegenüber, — „in den Kreisen der Gesellschaft! Da drängen sich Vater und Großvater, Verwandte und Freunde in den Antichambres, und drinnen weilet der Arzt, der Accoucheur und seine Gehilfin, und waltet, gefolgt von dem liebenden Auge der Mutter der Wöchnerin, seines heiligen Amtes!“ —

— „Gewiß“, — er heftete sein Auge mit einer raschen Hebung auf die Fürstin, — „gewiß war es bei der Geburt von Baron Wellheims Kinde nicht anders, und Sie, verehrte Freundin, sind Ihrer Tochter treu zur Seite gestanden in der Stunde der Gefahr?“ —

— „I . . ich“, — stammelte die Fürstin, durch den plötzlichen Angriff überrascht, verlegen, — „ich . . . war im Momente der Geburt nicht im Zimmer!“ —

— „So waren“, — fuhr der Abt fort, — „andere Zeugen bei der Geburt zugegen?“ —

— „Wo denken Sie hin?“, — erwiderte die Gräfin scharf; — „Der Vater war abwesend, wie Sie wissen, und

der Arzt bedurfte keiner anderen Beihilfe, als Frau Elschers!“ —

— „Und diese Beiden“, — machte der Abt im Tone der Frage, — „die einzigen Zeugen der Geburt, sind todt?“ —

— „Was aber veranlaßte Ihre Frau Tochter“, — fuhr er fort, bevor die Gräfin zu antworten vermochte, — „das neugeborne Kind von sich zu lassen?“ —

— „Das Kind“, — antwortete die Gräfin, durch die Erinnerung an jene Momente von der Gegenwart abgezogen, — „war schwer leidend in Folge einer bei der Geburt erlittenen Verletzung, und Clementine lag bewußtlos im Kindbettfieber!“ —

— „Und jene Wunde“, — forschte der Abt, während er leise mit dem Kopfe nickte, — „war vollständig geheilt, als Sie das Kind reclamirten? — Ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen?“ —

— „Herr Abt“, — fuhr die Gräfin, durch diese Frage plötzlich wieder in die Gegenwart versetzt, scharf auf, — „was kümmert das Sie? Warum fragen Sie?“ —

— „Weil“, — antwortete Abt Leopold langsam und mit scharfer Betonung jedes Wortes, — „Sabine behauptet, oder richtiger, im Beichtstuhle gestanden hat, daß jene Wunde nicht verheilt war, als Sie das Kind abholten, daß sie vielmehr sichtbare Folgen nach sich zog! Folgen,

die auch heute noch bestehen und für Jedermann erkennbar sind!“ —

Die Gräfin war erblaßt! Nun war sie da, die entsetzliche Anklage!

Aber noch gab sie sich nicht gefangen!

— „Eine späte Reue!“ — lachte sie krampfhaft, aber verächtlich; — „Nach mehr als dreiundzwanzig Jahren!“ —

— „Sie irren, Durchlaucht!“ — replicirte Abt Leopold scharf. Die Fürstin war hartnäckiger, als er voraussetzen durfte, es galt also einen scharfen Kampf!

— „Sie irren!“ — wiederholte er; — „Sabine hat ihren Fehler, der übrigens nur im Unterlassen längeren Widerstrebens gegen Ihre Befehle bestand, unmittelbar nach Ihrer Abreise gebeichtet, aber erst heute gelang es meinen Bemühungen, ihre Einwilligung zur Enthüllung des Beichtgeheimnisses zu erlangen!“ —

Die Fürstin hatte inzwischen Zeit gefunden, sich zu sammeln, und der aufsteigende Zorn über den nun offen vor ihr liegenden, frechen Betrug des Abtes stählte ihre Nerven.

— „Und welches Interesse, Herr Abt“, — fragte sie mit gleicher Schärfe zurück, — „hatten denn Sie, sich um diese Einwilligung zu bemühen?“ —

Der Abt fuhr betroffen zurück! Er war bei seinem Plane von der Voraussetzung ausgegangen, Leonie Rad-

zitwill sei an der Verwechslung der Kinder nicht ganz so unschuldig gewesen, als es den Anschein hatte, es würde daher die erste Andeutung genügen, ihr Schuldbewußtsein zu wecken, sie in Verwirrung zu bringen. Statt dessen widerstand sie nicht nur seinem scharfen, unvermutheten Angriffe, sondern sie erkühnte sich sogar, den Spieß umzukehren, ihrerseits ihn anzugreifen?

Durchschaute sie seine Absichten, oder . . . war sie auf seinen Angriff vorbereitet worden?

Unsinn! Niemand wußte um das Geheimniß, außer ihm und Sabinen, und von Letzterer ging die Warnung sicherlich nicht aus!

Abt Leopold beschloß daher, da er jetzt auf keinen Fall mehr zurück konnte, ohne sich für immer geschlagen zu bekennen, alle Minen springen zu lassen, und antwortete salbungsvoll und mit sanfter Stimme:

— „Bedarf es für den Gesalbten des Herrn eines anderen Beweggrundes, als seiner priesterlich christlichen Pflicht, dem Rechte zum Siege zu verhelfen?“ —

— „Und dennoch“, — fuhr er mildlächelnd fort, — „bekenne ich, daß mich noch ein zweites, mit jedem Jahre steigendes Interesse bewegte, freilich ein natürlicher Ausfluß, aber auch die wirksamste Verstärkung jenes ersten Motives: Die Rücksicht auf des Beraubten Wohl!“ —

— „Ah so!“ — machte die Fürstin mit einem

höhnischen Lächeln, setzte aber sogleich vollkommen ernst hinzu:

— „Und wer wäre denn, nach Ihrer „priesterlich christlichen“ Meinung, der also — Beraubte?“ —

— „Das fragen Sie noch, Durchlaucht? — entgegnete Leopold von Kronau, über dem kalten Hohne seiner Gegnerin alle Vorsicht hintansetzend; — „Wer sonst, als Christel, der biedere, wackere Christel, den Sie wissentlich seiner Geburtsrechte beraubt, in Armuth und Dürftigkeit hinausgestoßen haben, um nicht — — — einen Krüppel als Ihren Enkel anerkennen zu müssen!“ —

Die Fürstin fühlte einen stechenden Schmerz ihr Herz durchzucken! Dieser Vorwurf traf sie zwar nicht voll, aber er streifte sie insoferne, als sie sich des Schauders entsann, der sie bei dem Gedanken überlaufen hatte, Clementinens Kind könnte dereinst — ein Krüppel werden!

Doch überwand sie diese Schwäche ebenso rasch, als dieselbe gekommen war. Jedenfalls fühlte sie sich von diesem Vorwurfe, insoferne er ihrer Haltung bei der Uebernahme des Kindes in Heiligenkreuz galt, frei, und der Abt vermochte am allerwenigsten zu ergründen, welche Gefühle sie bei der Geburt des Kindes bewegt hatten. Zugleich aber gewann die Beschuldigung Pater Martins mit jedem Worte des Abtes mehr Wahrscheinlichkeit und Gewicht, und die Fürstin fühlte, wie die zornige Röthe

des Hasses und der — — Verachtung ihr aus dem Herzen zu Kopfe stieg.

— „Mein Herr Abt von Kronau", — begann sie daher mit eisiger Kälte und vernichtendem Hohne in Miene und Geberden, während sie sich gleichzeitig von ihrem Sitze erhob und dem Abte, der ihrem Beispiele nothwendig gefolgt war, in stolzer Haltung gegenübertrat, — „ich habe Ihren Worten Gehör gegeben, weil ich glaubte, diese Rücksicht unserer Vergangenheit und — dem Rocke, den Sie tragen, schuldig zu sein; wohl auch, weil ich mich durch Ihre Geburt ... und", — setzte sie beißend hinzu, — „durch Ihre weißen Haare geschützt wähnte vor pöbelhafter Verunglimpfung!" —

— „Ich sehe", — fuhr sie mit erhobener Stimme fort, ohne Jenen zum Worte kommen zu lassen, — „daß ich mich in beiden Richtungen getäuscht habe! Sie werden es daher begreiflich finden, daß ich von meinem Hausrechte Gebrauch mache, indem ich Sie ersuche, eine Erörterung abzubrechen, die Sie besser niemals begonnen haben würden!" —

— „Nicht doch, Durchlaucht!" — entgegnete Kronau, durch den kalten Hohn seiner Gegnerin gänzlich außer Fassung gebracht; — „Zwingen Sie mich nicht zum Aeßersten! Ich habe Beweise, die ..." —

— „Kein Wort weiter!" — fiel ihm die Fürstin in's Wort; — „Ich habe oft gehört von verächtlichen

Ausschreitungen unwürdiger Priester und von verbrecherischen Bemäntelungen der Folgen ihrer Ausschweifungen! Sie, Herr von Kronau, zwingen mich, trotz Ihrer weißen Haare das Schlimmste, das ich hätte vernehmen können, für wahr zu halten! Aber Sie irren, wenn Sie glauben, mich zum Werkzeuge Ihrer Absichten machen zu können! Die Fürstin Radziwill wird sich niemals dazu hergeben, dem ehebrecherischen Sprossen eines unwürdigen Priesters als Deckmantel zur Verhüllung seiner blutschänderischen Gelüste zu dienen!" —

Der Abt fuhr betäubt zurück! Welche höllische Hallucination narrte die Fürstin? Konnte sie wirklich glauben, er — er sei Sabinens . . .

Ah! Jetzt durchschaute er die Kriegslist! Die Fürstin w o l l t e ihr Enkelkind nicht anerkennen, und darum kehrte sie die Waffe gegen ihn, benützte seine niemals verhehlten Gefühle für den Betrogenen, ihm den schwärzesten Vorwurf in's Gesicht zu schleudern, den sein bitterster Feind nur hätte ersinnen können?

Ah, sie soll sich verrechnet haben! So leicht läßt sich Leopold von Kronau nicht aus dem Sattel heben, um seine seit dreiundzwanzig Jahren vorbereitete Rache betrügen!

Ein leises Lächeln stahl sich über Kronaus Lippen; langsam hob er das Haupt, das er unter der leidenschaftlichen Anklage der Fürstin tief auf die Brust hatte sinken lassen, und richtete sein Auge voll auf die . . .

Er prallte erschrocken zurück! Er war allein! Die Fürstin hatte das Gemach während seines Nachsinnens verlassen!

— „Um so besser!“ — murmelte er, nachdem er sich von der Ueberraschung des ersten Augenblickes erholt hatte; — „So möge die Sache ihren Lauf nehmen, und die Angelegenheit, die jetzt noch, bei kluger Umsicht, im Stillen geordnet werden konnte, öffentlich verhandelt werden! Je größer der Scandal, um so tiefer die Demüthigung des stolzen Weibes und ihres heuchlerischen Schwiegersohnes!“ —

Abermals kräuselte ein flüchtiges Lächeln die Lippen des Abtes und in stolzer Haltung, des nahen Sieges sicher, verließ er die Gemächer der Fürstin.

* * *

Die Flüchtlinge hatten unterdessen glücklich die Grenze überschritten und harrten in einem kleinen, fern von der großen Heerstraße gelegenen Flecken des Fuhrwerkes, das sie nach der lange entbehrten Heimat bringen sollte.

Christel hatte nämlich, getreu den ihm von Abt Leopold gegebenen Weisungen, das Incognito der Reisenden auch nach Erreichung der kaiserlichen Vorposten beibehalten und sich zu ihrer Weiterbeförderung ausschließlich der Mitwirkung der Klöster und Pfarren bedient, deren reiche Mittel dem Agenten und Schutzbefohlenen des

Abtes von Heiligenkreuz allenthalben bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden.

Die beiden Freunde hatten ihrerseits gegen diese Art der Beförderung nichts einzuwenden, da sie dadurch allen etwaigen Aufenthalten seitens der verschiedenen Regimentscommanden wegen Identificirung ihrer Persönlichkeiten, durch festliche Begehung ihrer glücklichen Rettung u. s. w. entgingen. Rudolf überdieß sich schon im Stillen darauf freute, seine Braut überraschen zu können, Emerich aber eine so vollständige Gleichgiltigkeit gegen Alles, was um ihn vorging, an den Tag legte, daß seine Freunde gar oft seufzend die Köpfe schüttelten.

So lagen sie — unter dem von Christel geltend gemachten Vorwande der nothwendigen Schonung von Emerichs noch immer nicht befestigter Gesundheit — seit drei Tagen in dem keine Tagreise von Wien entfernten Dorfe, als Christel Rudolfs allmälig aufsteigende Ungeduld mit der Ankündigung beschwichtigte, daß die Reisekalesche zu ihrer letzten Fahrt herannahe und sie sich zur Abreise bereit halten möchten.

Kaum hatten die Flüchtlinge ihre wenigen Habseligkeiten, — bestehend aus den allernothwendigsten Wäsche- und Kleidungsstücken, — zusammengepackt, als auch schon ein gedeckter, vierspänniger Reisewagen vor ihrer Schwelle hielt und sie alsbald in schnellem Laufe der Residenz zuführte.

Wenige Stunden später lag Clara sprachlos in den Armen ihres todtgeglaubten Bräutigams, Christel am Herzen seiner jubelnden Schwester, während Sabine sein Haupt unter strömenden Thränen mit Küssen überschüttete!

Und Emerich?

Emerich saß in scheuer Haltung seiner alten Großmutter gegenüber, unsicher, wie sie das Bekenntniß seiner überwältigenden Liebe zu der — Geliebten des Fürsten Windischgrätz aufnehmen werde, zugleich aber empfindlich berührt durch den jähen Wechsel von leidenschaftlicher Zärtlichkeit und zurückstoßender Kälte in dem Benehmen der Matrone, die sonst, obwohl gegen Jedermann stolz und zurückhaltend, doch ihn mit immer gleicher, zärtlicher Innigkeit behandelt hatte.

Die directen Anklagen, die ihr Leopold von Kronau kühn in's Gesicht geschleudert, hatten nämlich, trotz der scharfen Abwehr, mit der sie dieselben von sich gewiesen, nicht verfehlt, sie auf das Tiefste zu erschüttern!

Es war ja wahr, was er ihr vorgehalten hatte! Sie wußte um die verhängnißvolle Verletzung des neugebornen Kindes, sie mußte voraussetzen, wenigstens die Möglichkeit annehmen, daß dieselbe binnen der kurzen Frist Eines Jahres kaum verheilt sein könne, ja, sie selbst hatte dieser Möglichkeit in dem der unmittelbaren Aufsuchung ihres Enkels vorausgegangenen Gespräche mit dem Abte, wenn auch nur in einer leisen, kaum verständ-

lichen Andeutung Ausdruck gegeben! Endlich hatte sie auch nicht übersehen, daß das andere Kind bei ihrer Annäherung das Haupt scheu zur Seite geneigt hatte!

Und dennoch ... dennoch, trotz des Widerstrebens Sabinens, der auffallenden Befangenheit des Abtes, hatte sie keinen Augenblick an die Möglichkeit gedacht, daß ihr Urtheil irren, der Instinct ihrer Rasse, dem sie blindlings vertraute, sie betrogen haben könne!

Oh, daß sie damals nur die allernothwendigsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, sich wenigstens von Sabinen die Identität ihres Enkelkindes ausdrücklich hätte bestätigen lassen! Wie viel Qual und Sorge, wie viele Bitterkeit wäre ihr erspart worden, die ihr jetzt die Machination ihres grimmigsten Feindes bereitete, der sie wehrlos gegenüberstand!

Wehrlos?

Was konnte er beweisen, da, wie er selbst sagte, die einzigen Geburtszeugen gestorben waren? Wer würde den Beschuldigungen des einstigen, von ihr selbst verschmähten Bewerbers, der Amme, die ihr eigenes Kind an die Stelle ihres Enkels setzen wollte, um der sträflichen Leidenschaft der Geschwister Raum zu schaffen, Glauben schenken? Namentlich im Hinblicke auf das offenkundig vertraute Verhältniß ihrer Ankläger unter einander, zu dessen Erweisung sie nicht einmal zu den von Pater Martin empfohlenen, verdammenswerthen Mitteln der Lüge und Verleumdung zu greifen brauchte?

❖

Trotzdem sah sie sich diesen Angriffen gegenüber wehrlos!

Nicht nach außen, für die Welt, in der sie ihre Ehre und die Rechte ihres Enkels zu wahren wissen wird, allen lügnerischen Anschuldigungen und Verleumdungen zum Trotze! Aber wehrlos vor ihrem Gewissen, welches ihr Schuld gab, die Ehre ihres Hauses nicht damals gewahrt zu haben, als es an der Zeit war!

Und dennoch fühlte sie sich nicht schuldig!

Die Natur konnte ja nicht trügen, nicht gleichzeitig sie dem Kinde, das Kind ihr entgegentreiben, wenn es nicht in Wahrheit die untrügliche Stimme des Blutes war, welche aus der Matrone sprach, wie aus dem Säuglinge! . . .

So wälzte sie sich drei Tage, — so lange hatte Abt Leopold die Reisenden zurückgehalten, um seinen Anklagen Zeit zu geben, die stolze Fürstin mürbe zu machen, — ruhelos auf ihrem Pfühl, eine Beute der bittersten Zweifel, des Zornes, der Reue!

Doch endlich gelang es ihr, wenigstens äußerlich ihre Ruhe wieder zu gewinnen.

Nach außen, — darüber war sie nie im Unklaren, wird sie die Ehre ihres Hauses, die Rechte ihres Enkels zu wahren wissen!

Und vor ihrem Gewissen?

Vor dem soll Emerich selbst sie schützen! Seine Er-

scheinung, seine Gesichtszüge sollen, wenn schon nicht die Abstammung von den Radziwills — sie hatte ja oft geklagt, daß kein Zug seines Gesichtes an seine fürstlichen Ahnen gemahne, — so doch die Echtheit seiner Abstammung von Hugo von Wellheim darthun, die sie allerdings bisher in stolzer Gleichgiltigkeit unbeachtet gelassen hatte, die sie aber jetzt, wo der Argwohn ihren Blick geschärft, mit Leichtigkeit würde feststellen können!

So harrte sie, — sie erinnerte sich dunkel, daß Leopold von Kronau davon gesprochen, — mit Ungeduld der bevorstehenden Rückkehr des Vermißten und zu ihrer Ehre müssen wir gestehen, daß sie den so lange Todtgeglaubten mit einer Innigkeit, einer Glut an ihr stürmisch pochendes Herz preßte, welche keinem andern Gefühle Raum ließ, als der Freude über die Wiederkehr des Enkels, dessen Heldenruhm alle Schlachtberichte des Generalcommando und der Zeitungen hundertmal der Welt und — dem entzückten Ohre der Großmutter verkündet hatten!

Allein, nachdem die ersten, stürmischen Wallungen ihres Gefühles sich beruhigt hatten, machten sich die quälenden Zweifel, die ihr am Herzen nagten, mit verstärkter Gewalt geltend, und spähend versenkte sie ihr Auge in die Züge des Heimgekehrten.

Heiliger Gott! Kann denn die Eine Stirnnarbe das ganze Gesicht, können die Strapazen des Feldzuges und

des Wundfiebers die ganze Gestalt so verändern, daß auch nicht Ein Zug, nicht Eine Bewegung mehr an den Vater zu erinnern vermöchte?!

Nein, nein! Das kann ja nicht sein! Ihr Auge ist nur getrübt durch die Thränen des Wiedersehens, ihr Gedächtniß geschwächt durch den langen Kummer um den Vermißten! Aber Gott sei Dank! Noch lebt ja Hugo von Wellheim! Erst gestern hat er ihr seine nahe bevorstehende Rückkehr angekündigt und dann — dann wird die unmittelbare Vergleichung von Vater und Sohn den letzten Zweifel aus ihrem zagenden Herzen bannen!

So gewann die Fürstin allmälig ihre Ruhe wieder und überhäufte Emerich mit all' den tausend Zärtlichkeiten, die sie während eines langen, — ach! aus ihrem Verschulden! — liebeleeren Lebens aufgespeichert hatte, um nun ihn, den Einzigen damit zu überschütten, den sie fest und innig in ihr Herz geschlossen hatte, und der jetzt ihre Liebkosungen scheu und befangen hinnahm!

Ah! Wie konnte sie darauf vergessen! Er war ja müde von der Reise, geschwächt von langem Leiden, er bedurfte der Pflege, der Ruhe!

— „Va, mon Emérique!" — nickte sie ihm freundlich zu, indem sie ihn — zum grenzenlosen Erstaunen des Kammerdieners — persönlich bis an die Schwelle seines Schlafgemaches geleitete; — „Reposire Dich von den horriblen Strapatzen der langen Campagne und mögen

die Grazien der Liebe und die Genien des Glückes Deinen Schlummer fürveilliren!" —

Mit diesem Wunsche wandte sie sich langsam nach ihren Gemächern zurück; nicht, um auch ihrerseits der langentbehrten Ruhe zu pflegen, sondern um auf's Neue von den furchtbarsten Zweifeln gefoltert zu werden, die durch den Mangel jeder augenfälligen Aehnlichkeit zwischen Hugo und Emerich mit verdoppelter Stärke wieder hervorgerufen worden waren und gegen die sie Stunde um Stunde — vergeblich ankämpfte!

Endlich, — der Zeiger der alterthümlichen Pendule wies bereits über Mitternacht! — endlich dämmerte ihrem schier verzweifelnden Herzen ein letzter Hoffnungsstrahl auf!

Sie glaubte sich zu erinnern, von Frau Elscher etwas gehört zu haben, ja, sie hatte es ihr sogar vorgewiesen und sie hatte nur nicht darauf geachtet, aber sie erinnerte sich heute ganz genau, es gesehen zu haben; jenes leise, kaum wahrnehmbare Muttermal, drei Sterne auf der linken Schulter des Neugebornen!

Ein tiefer, erlösender Seufzer entrang sich ihrer Brust!

— „Mon Dieu", — flüsterte sie, — „ich danke Dir!" —

Und mit einer mit ihren Jahren und ihrer sonstigen, gewöhnlichen Gemessenheit grell contrastirenden Raschheit erhob sie sich aus dem Lehnstuhle, in dem sie bis dahin

geruht hatte, hüllte ihre Glieder in ein leichtes Nachtkleid, — ihre Kammerfrau hatte sie längst entlassen, um in ihren trüben Reflexionen nicht gestört zu werden, — und schritt mit sicheren, leisen Schritten auf Emerichs Schlafgemach zu.

Lauschend hielt sie an der Thür; seine regelmäßigen Athemzüge gaben ihr Kunde von seinem tiefen Schlafe, und, — ein unausgesprochenes, aber inbrünstiges Gebet im Herzen, — trat sie an des Jünglings Schlafstelle.

Ein Strahl inniger Liebe brach aus ihrem Auge, während sie den Schlafenden betrachtete.

Den rechten Arm leicht unter das Haupt gedrückt, ruht das Letztere auf dem weichen Kissen, so, daß die matten Strahlen der durch einen Schirm gedämpften Nachtlampe die von der wiederkehrenden Gesundheit und der Ruhe des Schlafes leicht gerötheten Backen und die über den nun geschlossenen Augen thronende, mächtige Stirn erkennen lassen, deren in ihrer ganzen Breite quer darüber laufende Narbe Zeugniß ablegt von dem kühnen Heldenmuthe ihres Trägers.

Auch die männliche Brust, von der der Schlafende die wärmende Hülle unbewußt zurückgestreift hat, trägt die noch sichtbaren Spuren des letzten Verzweiflungskampfes, und höher schwillt das Herz der Matrone beim Anblicke dieser glänzenden Beweise des alten Heldenblutes in den Adern des Enkels!

Da entsinnt sie sich des Zweckes ihrer nächtlichen Wanderung!

Sie erbebt, zittert, und muß sich krampfhaft an den Bettpfosten halten, um nicht umzufallen!

Aber kein Stöhnen ihrer Brust, kein Zittern ihrer Glieder stört den Schläfer in seiner erquickenden Ruhe!

Und wieder versenkt sich das Auge der Greisin in das liebliche Bild des schlafenden Jünglings, dessen Pulse sich allmälig beleben, dessen Brust sich in rascheren Stößen hebt, während ein seliges Lächeln die Lippen umspielt, die, — unhörbar! — einen süßen Namen lispeln.

Die Matrone neigt lächelnd ihr lauschendes Ohr, und leise, kaum vernehmbar, hauchen die Lippen des Schlafenden den Namen seiner entschwundenen Geliebten.

— „Irma?“ — wiederholt die Fürstin halb unbewußt; — „Wer mag das sein? Ist sie auch würdig des Enkels der . . .“ —

— „Ah!“ — unterbrach sie sich mit einer energischen Bewegung; — „Wozu noch länger zögern? Es muß sein, und je eher ich mir die Gewißheit verschaffe, die ja nicht fehlen kann, desto besser!“ —

Damit trat die Fürstin dicht an den Jüngling heran, der im selben Augenblicke, als hätte er die Absichten der Matrone gefühlt, eine brüske Wendung nach rechts machte, während er den linken Arm der Länge nach ausstreckte, und die rasche Wendung zugleich den Knopf ab-

sprengte, der den Halskragen seines Nachthemdes zusammengehalten hatte.

— „Quel ange!“ — lächelte die Fürstin; — „Er selbst soutenirt meine dessins und devancirt meine Démarches!“ —

Mit diesen Worten faßte sie den obern Rand des den Jüngling umhüllenden Hemdes und streifte dasselbe vorsichtig, aber rasch von dessen linker Schulter.

Spähend senkte sie ihren Blick hernieder: aber immer starrer wurden ihre Augen, immer gläserner der Blick, ihre Pulse flogen, ihr Athem keuchte, und mit dem wilden, entsetzten Aufschreie: — „Nichts!“ — stürzte sie bewußtlos zu den Füßen der Bettstätte nieder!

Emerichs Schulter war blank und rein!

* *
*

Als Gräfin Brunneck zu ziemlich vorgerückter Stunde erwachte, war sie erstaunt, sich in ihrem Bette und Clara an ihrer Seite damit beschäftigt zu finden, eine auf ihrem Vorhaupte angebrachte, nasse Compresse in einem neben dem Bette befindlichen Eiskübel zu erneuern.

Sie wußte ganz genau, daß sie, wie sie glaubte, am Abende nicht zu Bette gegangen war; alles Uebrige aber war ihrem Gedächtnisse entschwunden, und sie begriff vollends nicht, was Claras Anwesenheit und der Eiskübel neben ihr zu bedeuten hätten.

Auch die äußere Haltung des Mädchens wollte ihr nicht einleuchten!

Zwar schien sie zärtlich besorgt um ihre, wie es schien, schwer leidende Grandmamman; aber nichts desto weniger strahlte aus ihren Mienen eine solche Fülle des reinsten Glückes, daß sich die Gräfin verwundert fragte, ob denn dies dasselbe Mädchen sei, welches sie seit länger als zwei Monaten nicht anders, als mit verweinten Augen und gramvollen Zügen um sich gesehen hatte!

— „Claire!“ — rief sie sie mit matter Stimme an; — „Was ist arrivirt, daß Du ...“ —

— „Grandmamman, chère grandmamman!“ — fiel ihr jedoch Clara jubelnd in's Wort; — „Gott sei gepriesen, daß Du wieder erwacht bist!“ —

Und ihrer Gefühle nicht länger Meisterin, sank Clara an dem Bette der Großmutter in die Kniee und bedeckte deren Hände mit glühenden Küssen.

— „Was hast Du, chère enfant?“ — fragte die Gräfin verwundert; — „Und was ist ... warum applicirst Du mir diese Compressen?“ —

— „Oh, Grandmamman!“ — schluchzte Clara; — „Hast Du denn complètement vergessen, daß ....“ —

— „Oh“, — unterbrach sie sich, — „es war nicht recht, Dich so unvorbereitet zu überfallen! Sie hätten bedenken sollen, daß Deine Nerven ...“ —

— „Wer hätte mich nicht überfallen sollen?“ — fragte die Gräfin mit steigender Verwunderung dazwischen.

— „Hast Du denn vergessen, theuerste Grandmamman“, — antwortete Clara, — „daß unsere theuern . .“ —

— „Was ist das?“ — unterbrach sie die Gräfin, die plötzlich einen stechenden Schmerz in der rechten Schläfe empfand und mit der Hand danach zuckte; — „Eine Wunde? Wie komme ich dazu?“ —

— „Ich wußte ja“, — schluchzte Clara von Neuem, — „daß es zu viel für Dich wäre, und als wir auf sein Geschrei herbeieilten und Dich bewußtlos, mit blutendem Haupte am Boden liegen sahen neben seinem Bette, da . . .“ —

— „Von wem sprichst Du?“ — unterbrach sie die Gräfin ungeduldig; — „Neben wessen Bette soll ich gelegen sein?“ —

— „Oh, Grandmamman!“ — rief Clara verwundert; — „Ist es denn möglich, daß Du Alles vergessen hast? — Sie sind ja da, sind zurückgekehrt aus Tod und Verderben, und nun ist Alles, Alles gut!“ —

— „Rudolf ist wieder da“, — flüsterte das Mädchen erröthend, — „und Emerich, und sie leben, sind gesund, und Christel, der gute, treue Christel ist es, der sie uns wiedergebracht hat!“ —

— „Emerich! Christel!“ — schrie die Gräfin, zum ersten Male dem Enkel seinen deutschen Namen gebend

so kreischend auf, daß Clara erschrocken zurückprallte; — „Christel, sagst Du, hat Emerich gerettet und zurückgebracht?“ —

— „Ja freilich, Grandmamman!“ — entgegnete Clara und fuhr dann in erregter Hast fort:

— „Heute vor acht Tagen war's, als eine gedeckte, vierspännige Reisekalesche plötzlich vor unserem Hause hielt, und ehe ich noch wußte, wie mir geschah, stürmten rasche Schritte die Treppe herauf und im nächsten Augenblicke lag ich“, — sie erröthete bis an die Stirn, — „in Rudolfs, Du in Emerichs Armen! Christel aber entzog sich unseren Dankesbezeugungen! Auch ihn drängte es, die Mutter, die Schwester zu umarmen!“

— „Den ganzen Abend“, — plauderte das glückliche Mädchen weiter, während die Gräfin sich vergeblich bemühte, ihre verworrenen Ideen zu ordnen, — „bin ich nicht von Rudolfs Seite gekommen! Immer und immer wieder mußte ich seine Hände, seine Arme, seine Stirn betasten, um mich zu überzeugen, daß er es wirklich, daß kein trügerischer Traum mich berückt! Oh, Grandmamman, er hat furchtbar viel ausgestanden, aber er hat sich als Held gezeigt!“ —

— „Und Du, Grandmamman“, — fuhr sie in glühendem Eifer fort, — „Du hast es mit Emerich geradeso gemacht! Und, hätte ich Rudolf nicht gehabt, mich zu trösten, ich hätte können eifersüchtig werden!

So ausschließlich nahmst Du Emerich für Dich in Beschlag!“ —

— „Ja, ja, chère Grandmamman“, — lächelte sie mit scherzend drohendem Finger, — „nicht einmal bei Nacht vermochtest Du ihn, wie es scheint, in Ruhe zu lassen!“ —

— „Das aber“, — fuhr sie, plötzlich wieder ernst werdend fort, — „war jedenfalls zu viel für Deine armen Nerven! Denn seit vollen acht Tagen ist es heute zum ersten Male, daß Du mich erkannt hast, daß Du höreſt, was ich Dir vorschwätze!“ —

— „Oh, es war schrecklich!“ — setzte sie schaudernd hinzu; — „Und alle unsere Freunde überhäuften uns mit den rührendsten Beweisen ihrer aufrichtigen Theilnahme! Täglich erneuern sie, meistens persönlich, ihre Anfragen und insbesondere . . .“ —

— „Insbesondere“, — fügte sie wieder scherzenden Tones bei, — „Dein alter Verehrer, der liebe Abt Kronau versäu . . .“ —

— „Kronau!“ — schrie die Gräfin gellend auf und schlug beide Hände vor's Gesicht.

— „Kronau!“ — wiederholte sie stöhnend, während Clara bis in's Mark hinein erschauerte bei diesem furchtbaren, ihr gänzlich unverständlichen Aufschreie.

— „Oh! Nun wird mir Alles klar!“ — murmelte

die Gräfin, während ihre Kiefern bebend aneinander schlugen.

— „Emerich!“ — schrie sie, wobei sie mit den Händen wild durch die Luft fuhr und die Augen zu rollen begannen; — „Wer ist Emerich? Mein Enkel? Und wer ist Christel? Ist Emerich Christel, oder ist Christel Emerich? Welcher ist denn mein Enkel und welcher Kronaus . . .“ —

— „Und welcher“, — unterbrach sie sich, — „hat denn dem Andern das Muttermal gestohlen?“ —

— „Gestohlen, ja, ja, gestohlen!“ — gellte sie mit wildem Lachen; — „Um den Andern um seine Grandmamman zu betrügen und seine eigene Schwe . . .“ —

— „Horreur, horreur!“ — stöhnte sie; — „Und der scheinheilige Schurke ist es, der das Alles ange . .“ —

Die hereinstürzende Kammerfrau, die Clara, nachdem sie sich der Erstarrung des ersten, grausigen Schrecks entrafft, durch krampfhaftes Schellen herbeigerufen hatte, unterbrach die ferneren Wuthausbrüche der Kranken, während sie gleichzeitig das an allen Gliedern zitternde, schreckensbleiche Mädchen sanft, aber entschieden zur Thür hinausdrängte.

— „Gehen Sie, Baronesse!“ — sprach sie mit jener schmeichelnden Autorität, welche langjährige, erprobte Diener den Kindern ihrer Herrschaft gegenüber so gerne anschlagen, auch wenn diese den Kinderschuhen schon längst

entwachsen sind; — „Das ist kein Anblick für junge Mädchen! Lassen Sie nur mich machen, es geht schon wieder vorüber, und dann, ich verspreche es Ihnen, werde ich Sie sogleich wieder hereinrufen!“ —

Damit schob sie Clara ohne weitere Umstände zur Thür hinaus und wandte sich sodann der kranken Herrin zu, die ihre Besinnung vollständig wieder verloren hatte, obwohl ihr Mund noch fortwährend heftige, aber unarticulirte und selbst für das erfahrne Ohr der Kammerfrau unverständliche Laute ausstieß.

Nur ganz allmälig schwanden auch diese Zeichen der Erregung und die Gräfin verfiel wieder in denselben Zustand apathischer Erschlaffung, in dem sie nun schon seit acht Tagen befangen war und der sowohl ihren Angehörigen, als dem behandelnden Arzte so schwere Sorgen bereitete.

Doch schien es, als ob die gewaltige Erschütterung der eben geschilderten Scene denn doch von günstigem Einflusse auf das erregte Nervensystem der Fürstin gewesen wäre; denn an die Stelle der bisherigen, an Starrsucht grenzenden Erschlaffung trat ein erst kurzer, oft unterbrochener und unruhiger Schlaf, der sich jedoch von Tag zu Tage besserte, und auch die Besinnung, ja, selbst die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit schien in dem Maße an Klarheit zu gewinnen, als die Heilung der übrigens an und für sich nicht bedeutenden Stirnwunde

fortschritt, während das in ihren Adern schleichende Fieber im selben Verhältnisse abnahm.

Je deutlicher aber die jüngste Vergangenheit in ihrem Gedächtnisse wieder auflebte, eine um so düsterere Schwermuth bemächtigte sich des Gemüthes der Fürstin und der Arzt schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als er jedes Mittel versagen sah, das er zu deren Behebung in Anwendung brachte!

Die Fürstin wies jede Aufheiterung, jede Zerstreuung hartnäckig von sich, sie wollte Niemanden sehen und duldete selbst Clara nur zeitweilig um sich, die ihr dann wohl von ihrer Liebe, ihrem wiedergewonnenen Bräutigam erzählen durfte, die sie aber jedesmal mit Ungestüm von sich scheuchte, sobald ihr Emerichs Name auf die Lippen trat!

Und doch liebte die Matrone ihren Enkel heute inniger, leidenschaftlicher als je, und würde seinem Glücke mit Freuden jedes Opfer gebracht haben!

Jedes — nur nicht das ihres Gewissens!

Niemals während der langen Jahre, seit sie ihn in das Vaterhaus zurückgebracht hatte, wäre es ihr auch nur im Entferntesten in den Sinn gekommen, an der Echtheit ihres Tochtersohnes zu zweifeln, und der Zorn und Abscheu, mit dem sie Pater Martins Enthüllung der verbrecherischen Absichten des Abtes erfüllte, wurzelte in ihrem trotz aller Vorurtheile, welche ihr sonst so klares

Urtheil trübten, streng rechtlichen Charakter, dem Alles widerstrebte, was nur im Entferntesten an Lüge und Hinterlist gemahnte.

Die Zweifel, welche Abt Leopold mit solcher Bestimmtheit in Betreff dieser Echtheit ausgesprochen hatte, mußten daher naturgemäß eine schroffe Zurückweisung erfahren, und das um so mehr, als sie in deren Anregung nur die Einleitung zur Durchführung des frechen Betruges zu erkennen vermochte, welchen der Abt im Schilde führte.

Erst die positive Anschuldigung einer effectiven, ja, absichtlichen Unterschiebung, zu welcher sich Leopold von Kronau durch ihren energischen Widerstand hatte fortreißen lassen, die Drohung mit Beweisen, die er am Schlusse der stürmischen Unterredung ausgestoßen hatte, erschütterten ihre Ueberzeugung, zumal denselben der Mangel jedweder Aehnlichkeit Emerichs mit seinen Verwandten väterlicher= wie mütterlicherseits mächtigen Vorschub leistete.

Darum die furchtbare Erschütterung, als sie das einzige, positive Kennzeichen der Echtheit ihres Enkels, das Muttermal auf Emerichs Schulter, vermißte und blitzartig die Erkenntniß in ihr aufdämmerte, sie könnte sich dennoch geirrt und, — aus ihrem eigenen und alleinigen Verschulden! — Clementinens Sohn seiner Geburtsrechte beraubt, an dessen Stelle ein plebejisches

Bauerngeschöpf in ihre erlauchte Familie eingeführt haben!

Nun quälte sie ihr Gewissen mit den bittersten Vorwürfen, sowohl wegen des grenzenlosen Leichtsinns, ja, selbst der sträflichen Voreingenommenheit, mit der sie den gesunden Knaben vorweg als ihren Enkel reclamirt hatte, als auch wegen der Frage, auf welchem Wege sie das begangene Unrecht gut machen konnte, — — wenn ihr ein Solches zur Last falle!

Wie aber, wenn sie dennoch nicht geirrt, wenn die Stimme des Herzens, der Natur, sie dennoch richtig geleitet hatte, wenn sie nur ihr Gedächtniß trügte rücksichtlich des vermeintlichen Erkennungszeichens, welches ja auch, wenn vorhanden, auf natürlichem Wege verlöscht worden sein konnte? Wenn es sich also dennoch um nichts anders handelte, als um einen höllischen Betrug des scheinheiligen Abtes??

Oh, wie verwünschte sie nun ihre Heftigkeit, die sie verleitet hatte, dem lügnerischen Heuchler in dem Augenblicke das Wort abzuschneiden, in dem er ihr die Beweise ankündigte, die er für seine frechen Behauptungen besitzen wollte!

Gewiß, dieselben hätten ihrem scharfen Verstande, ihrem prüfenden Urtheile nicht Stand gehalten, und sie hätte das ganze Lügengewebe mit Einem Griffe zerrissen, die Wahrheit wäre strahlend Siegerin geblieben, und ihr

wären alle die entsetzlichen Qualen erspart worden, die sie nun marterten und um ihren Verstand zu bringen drohten!

Wahrheit, nichts als Wahrheit, aber die ganze, volle Wahrheit mußte sie haben, und diese konnte ihr Niemand schaffen, als ihr grimmigster Feind, Leopold von Kronau!

Er mußte ihr die Beweise vorlegen, mit denen er geprahlt hatte, und wenn sie ihm dann das Lügnerische seines ganzen Complottes an der Hand seiner eigenen Behelfe nachgewiesen haben wird, dann wird nicht nur ihr gequältes Gewissen seine Ruhe wiederfinden, sondern sie wird auch noch den Triumph genießen, den Mann, der ihr das einstmals erlittene Unrecht tausendfältig vergolten hat, beschämt, gedemüthigt, entlarvt von ihrer Schwelle weisen zu können!

So sehr sie daher anfänglich davor gezittert hatte, dem Furchtbaren wieder begegnen zu müssen, um so mehr sehnte sie sich nun danach, ihn wiederzusehen!

Oh, sie wollte klug sein!

Unter dem Scheine, sich dem Gewichte der von ihm geltend gemachten Gründe zu beugen, wollte sie ihn um Entschuldigung bitten wegen des barschen Abbruches ihrer letzten Unterredung, ihn einladen, das Gespräch wieder aufzunehmen, ihn sicher machen, damit er endlich mit den angeblichen Beweisen herausrücke, um sich rettungslos in seiner eigenen Schlinge zu fangen!

Mit Ungeduld harrte sie daher seines nächsten Besuches, der ja nicht lange ausstehen konnte, da Clara den Abt ausdrücklich unter Denjenigen genannt hatte, welche gekommen waren, persönlich über ihr Befinden Erkundigungen einzuziehen!

Täglich ließ sie sich die Besuchslisten vorlegen, stündlich fragte sie, ob denn Abt Leopold noch nicht wiedergekommen war; in den langen, schlaflosen Nächten harrte sie ungeduldig des Morgens, vom Morgen zum Abende des so sehnlich erwarteten Besuches!

Allein, — die Tage kamen und gingen, — aber Leopold von Kronau kam nicht!

VIII. Capitel.

Entsagung und Gewährung.

Motto: Doch nahte sich ein glücklich liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste, der Blumen schönste dar!
Schiller.

Leopold von Kronau hatte Christel die Freude des Wiedersehens von Mutter und Schwester ungestört genießen lassen wollen und denselben schon früher, als er mit ihm in seiner letzten Reisestation — von den anderen Reisenden ungesehen — zusammengetroffen war, angewiesen, Sabinen davon zu verständigen, daß er sie an dem drittfolgenden Morgen in der Prälatenwohnung im Heiligenkreuzerhofe erwarte, um sich, wie er bedeutungsvoll hinzusetzte, zunächst mit ihr über die Ordnung ihrer künftigen Lebensverhältnisse, sowie darüber zu berathen, in welcher Weise er sein Versprechen, Christel zur Erreichung seines Lebensszieles behilflich sein zu wollen, einzulösen vermöchte.

Während daher Christel — durch den glücklichen

Erfolg seines kühnen Unternehmens, durch das Wiedersehen Resis und durch die glückverheißenden Andeutungen des Abtes in dreifach gehobener Stimmung — sich mit Resi in kosendem Gespräche über tausend Kleinigkeiten erging, die für jeden Anderen bedeutungslos gewesen wären, für die Liebenden aber ebensoviele Quellen reinsten Glückes bildeten, rüstete sich Sabine schon am frühen Morgen des ihr vom Abte bezeichneten Tages zu der bevorstehenden, wie sie wußte, die Kinder aber nicht ahnen konnten, entscheidenden Unterredung, indem sie mit einer an Aengstlichkeit streifenden Sorgfalt, die selbst Resi nicht entgehen konnte, alle Schubfächer ihrer Commode, die geheimsten Winkel ihres einfachen Schreibkastens — eines Erbstückes und des einzigen Andenkens an ihren Vater — durchstöberte und sodann einen Pack vergilbter, sorgfältig zusammengebundener Schriftstücke in der weiten Tasche verschwinden ließ, welche sie — der Sicherheit halber, sagte sie, da man vor Taschendieben nie genug auf der Hut sein könne — nicht im Schoße ihres Ueberkleides, sondern in ihrem Unterrocke angebracht hatte, so daß sie, da die Ueberschoß an der entsprechenden Stelle keine Oeffnung hatte, diese jedesmal erst mit der Hand aufheben mußte, um zu der geheimnißvollen Tasche gelangen zu können.

So gerüstet, machte sie sich bei Herannahen der vom Abte bestimmten Stunde endlich auf den Weg, kehrte aber

plötzlich wieder um, um eine nochmalige, sorgfältige Umschau zu halten. Sie mußte offenbar etwas vergessen haben! Denn, als sie zum zweiten Male von den Geschwistern Abschied nahm, konnten die Letzteren an der straffen, vierkantigen Aufbauschung des Rockschoßes unschwer erkennen, daß der Inhalt des mütterlichen Geheimfaches um ein ziemlich voluminöses Ding, mochte es nun ein Schriftstück oder ein Buch sein, bereichert worden war.

Leopold von Kronau, dessen Verdacht, daß die Gräfin Brunneck dennoch vor ihm gewarnt worden sein müsse, mittlerweile, als er aus zufälligen Aeußerungen Pater Martins dessen wiederholte Besuche bei der Gräfin erfuhr, sich verdichtet und unwillkürlich, wohl auch Mangels jedes anderen Objectes, auf Letzteren gerichtet hatte, hatte dafür Sorge getragen, daß er diesmal von Niemandem belauscht werden könne und harrte bereits seit einer Viertelstunde der ersehnten Ankunft der Witwe entgegen, die ihm zufolge der ihr ertheilten Weisungen alle Behelfe übergeben sollte, welche geeignet sein konnten, den zwischen ihm und der Gräfin entbrannten Kampf zu seinen, beziehungsweise Christels Gunsten zu entscheiden.

— „Du siehst, Sabine“, — nahm er daher das Wort während Sabine nach einem ehrfurchtsvollen Handkusse sich auf einem ihr angewiesenen Sessel dem Abte gegenüber niederließ, — „daß ich mein Versprechen,

Christel und Emerich in Deine Arme zurückzuführen, gehalten habe!“ —

— „Ich hoffe nun“, — fuhr er fort, während Sabine ihre Hände im Schoße faltete, — „daß auch Du auf das Deinige nicht vergessen habest!“ —

— „Hast Du“, — fragte er, da Sabine seinen letzten Worten schweigend zunickte, — „hast Du die bewußten Schriftstücke mitgebracht?“ —

— „Hier sind sie!“ — antwortete Sabine leise und zog aus der geheimen Tasche ein Packet Schriften heraus, welches sie sofort dem Abte überreichte.

Der Abt nahm das ihm dargereichte Päckchen, löste die darum geschlungene Schnur und las die darin enthaltenen Schriftstücke aufmerksam durch. Es war ein Zeugniß des Arztes über Clementinens Entbindung von einem Knaben, über die Ursache und Art der von demselben bei der Geburt erlittenen Verletzungen, über deren muthmaßliche Folgen und die Unwahrscheinlichkeit ihrer völligen Heilung, ein ähnliches Zeugniß der Hebamme, dann ein paar Briefe der Gräfin Brunneck in Beantwortung von Sabinens Berichten über den Gesundheitszustand ihres Pflegekindes.

Außerdem besaß Sabine, wie sie wiederholt bestätigte, noch ein Medaillon, das sie dem Kinde wegen seiner Halswunde nicht umgehängt hatte, ein paar Kleidchen, die sie demselben wegen seiner Kränklichkeit, später mit Rücksicht

auf dessen Bequemlichkeit nicht hatte anziehen können, und einige unbedeutende Kleinigkeiten, welche sie als persönliche Andenken zurückbehalten hatte.

Nachdem Leopold von Kronau die vorgelegten Schriftstücke auf das Aufmerksamste durchgelesen hatte, vergrub er das Haupt in beide Hände und verharrte einige Minuten in regungslosem Schweigen.

— „Das sind wohl Anhaltspunkte", — hub er endlich an, indem er auf die beiden Atteste hinwies, — „aber keine Beweise! Es fehlt eben jede Beschreibung der Person des Neugebornen, etwaiger, besonderer, an seinem Körper wahrnehmbarer Merkmale und Kennzeichen!" —

— „Auch die Briefe der Gräfin", — fuhr er nachdenklich fort, — „sind so unbestimmt, fast möchte ich sagen, vorsichtig abgefaßt, als hätte sich ihre Urheberin schon damals mit dem Vorhaben der Vertauschung getragen, die sie später wirklich durchgeführt hat. Wenigstens ist es auffallend, daß in keinem dieser Briefe des besonderen Leidens Erwähnung geschieht, dessen Verlauf doch gewiß den Hauptinhalt Deiner Berichte gebildet haben wird!" —

— „Jawohl, Euer Gnaden!" — erwiderte Sabine; — „Es is mir auch immer curios vorkommen, daß die Frau Gräfin Durchlaucht darüber immer so hinweg geglitten is, als ob sie nichts davon hören wollt'!" —

— „Und sonst“, — forschte der Abt weiter, — „hast Du gar nichts Schriftliches mehr?“ —

— „Nichts!“ — antwortete Sabine.

— „Nichts“, — wiederholte sie, — „bis auf das Notizbuch der verstorbenen, fremden Frau, welche ich damals, gleich nachdem uns Euer Gnaden in der Meierei Unterkunft gewährt haben, im Auftrag von Euer Gnaden gepflegt habe, bis sie g'schtorben is!“ —

— „Es wär' möglich“, — setzte sie hinzu, indem sie das Notizbuch aus der Versenkung ihres Rockes heraufholte und dem Abte anbot, — „daß sich doch die eine oder andere Bemerkung darin fände, da ich mich erinnere, daß die Frau Elscher darin geblättert und gekritzelt hat, wie sie mit mir und dem Kinde hinauskommen is. Ich hab' sie noch auszankt, daß sie ein fremdes Buch verkritzelt, von dem man nicht wissen kann, ob sich nicht doch noch Jemand darum meldet!“ —

Der Abt griff nachlässig nach dem ihm dargereichten Notizbuche und begann mechanisch darin zu blättern. Was kümmerte ihn heute, wo so Wichtiges am Spiele stand, jene Unglückliche und deren Notizbuch?

Doch plötzlich belebten sich seine Züge! Er richtete sich in seinem Lehnstuhle stramm empor und heftete sein Auge aufmerksam auf eine unbedruckte, aber dicht beschriebene Seite des Büchleins.

— „Das thut's!“ — rief er plötzlich triumphirend aus.

Zugleich warf er die früher untersuchten Schriften hastig durcheinander, riß endlich das Attest der Frau Elscher aus dem Haufen heraus und begann dasselbe sorgfältig mit der Stelle des Notizbuches zu vergleichen, welche seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

— „Das wird's thun!“ — wiederholte er lebhaft; — „Zwar sind die Bleistiftzeichen theilweise verwischt, wohl auch im Zeitenlaufe verblaßt; auch fehlt das Datum des Tages, an welchem diese Aufzeichnungen gemacht wurden. Aber jeder Sachverständige wird an der Hand dieses Attestes die Echtheit der Schrift und Unterschrift, ja, selbst die Gleichzeitigkeit beider Schriftstücke bestätigen, und zudem fehlt in dieser Aufschreibung auch der Name des Kindes nicht!“

— „Was aber,“ — fuhr er mit steigender Lebhaftigkeit fort, — „von besonderem Werthe ist, das sind, nebst der Wiederholung der Hauptkennzeichen des Halsleidens, die besonderen Merkmale, namentlich die Erwähnung jenes Muttermales, von dem Du neulich gesprochen hast!“ —

— „Triumph!“ — stieß er mit funkelnden Augen hervor, indem er sich lebhaft von seinem Sitze erhob; — „Nun, meine stolze Fürstin, was sagen Sie dazu? Werden Sie mich nochmals mit den schamlosesten Schmähungen überhäufen, weil ich für das Recht Ihres von Ihnen selbst betrogenen und beraubten Enkelkindes eintrete?

Werden Sie mir nochmals Ehrlosigkeit und blutschänderische Gelüste vorwerfen Angesichts ...“ — er schlug während dieser Apostrophe an die Abwesende wiederholt mit der Rechten auf den Umschlagdeckel des in der Linken hocherhobenen Notizbuches — „Angesichts dieses unumstößlichen Bewei ....“ —

— „Halt! Was ist das?“ — unterbrach er sich plötzlich.

In Folge des heftigen Aufklopfens auf den Umschlagdeckel des Notizbuches hatte sich eine an demselben befindliche Klappe, welche Sabinens, wie der Aufmerksamkeit des Abtes entgangen war, geöffnet, und aus dem dadurch frei gewordenen Fache war ein zusammengefaltetes, vergilbtes Blatt Papier herausgefallen, welches nun langsam zu Sabinens Füßen zu Boden glitt.

— „Was gibt es noch?“ — fragte der Abt mit gespannter Neugierde und griff nach dem Blatte, das Sabine vom Boden aufgelesen und ihm überreicht hatte.

Vorsichtig und doch rasch entfaltete er das Papier, glättete dessen scharfe Büge und überflog hastig dessen Inhalt.

Allein schon nach den ersten Zeilen verlängerten sich seine Züge, der Ausdruck seines Gesichtes wurde immer ernster und drohender, bis er, lange bevor er zu Ende gelesen, mit dem Ausrufe: — „Hölle und Teufel!“ — vernichtet in seinen Armstuhl zurücksank.

Sabine war bei diesem Kernfluche, — dem ersten, den sie jemals von den geweihten Lippen des Prälaten vernommen! — entsetzt aufgesprungen und blickte rathlos bald auf den Prälaten, bald auf den verhängnißvollen Zettel, den er noch immer zwischen den Fingern der kraftlos herabhängenden Hand hielt.

— „Da lies!“ — keuchte der Abt, indem er den Zettel Sabinen reichte und, nachdem sie denselben in Empfang genommen hatte, den Arm schlaff herabfallen ließ.

Wohl hatte er Ursache über den Inhalt des Zettels in Aufregung zu gerathen!

Die Unglückliche, der er einst hilfreich beigesprungen war, hatte nämlich, da sie aus den Worten ihres Beschützers dessen festen Vorsatz erkannt hatte, ihren Verführer zur Verantwortung zu ziehen und in der Angst, daß die Strafe einen Unschuldigen treffe, noch in der letzten Stunde eine kurze, aber genaue Aufzeichnung ihrer Schicksale zu Papier gebracht, in welcher Zeit und Ort ihres kurzen Liebesglückes, sowie der Name ihres Verführers angegeben, zum Schlusse aber ihre Bitte, — die letzte Bitte einer Sterbenden! — ausgesprochen war, ihr Geheimniß, dessen Enthüllung nach ihres Kindes und ihrem eigenen Tode Niemandem mehr nützen könne, zu wahren und ihrem Verführer zu verzeihen, so wie sie ihm verziehen habe. Der Name aber, welchen sie genau und

deutlich ausgeschrieben hatte, — war nicht der Hugo von Wellheims! —

Nur, wer jemals einen Lieblingsplan, an dessen Verwirklichung er sein halbes Leben gewendet, im Augenblicke seines Gelingens scheitern gesehen hat, nur der kann sich eine Vorstellung machen von der Erschütterung des Abtes, als er jetzt, nach dreißig Jahren, im Begriffe, den letzten, vernichtenden Schlag nach seinem Feinde zu führen, sich nicht nur plötzlich die todbringende Waffe entwunden sah, sondern zugleich erkannte, daß er den Mann, der ihm persönlich niemals nahegetreten war, fälschlich einer Ehrlosigkeit geziehen, dessen beschimpfende Abwehr daher selbst provocirt hatte.

Wäre der Abt weniger aufgeregt gewesen, er würde sich nicht verhehlt haben, daß er dem unschuldig Verleumdeten Genugthuung, mindestens, da die Beschimpfung keine Zeugen hatte, offene Abbitte schulde. Denn Leopold von Kronau war ein Mann von ehrenhaften Grundsätzen und nur der Groll, den er von Alters her gegen seine einstige Geliebte hegte, — ein Groll, der durch ihre schroffe Zurückweisung der ihr angebotenen Versöhnung auf's Neue angefacht worden war, — und der Haß, der ihn gegen seinen Beleidiger erfüllte, hatten ihn damals verleitet, den von der Gräfin provocirten Irrthum sich vollziehen zu lassen, um aus demselben das Instrument für die Rache zu gewinnen, die er nach seiner Ueberzeugung an Beiden zu nehmen hatte.

Allein in seiner gegenwärtigen, leidenschaftlichen Erregung war er gänzlich unfähig, Erwägungen des Rechtes und der Ehrenhaftigkeit Raum zu geben! Er sah in Hugo von Wellheim nicht den von ihm widerrechtlich Verunglimpften, sondern nur den glühend gehaßten Feind, der dem nach ihm geführten Todesstreiche zu entrinnen drohte!

Seine furchtbare Erschütterung galt daher nicht der Erkenntniß des eigenen, seit dreißig Jahren geübten Unrechtes, sondern nur der Gefährdung seiner Rache, und mit wilder Energie concentrirte er seine gesammte Geistesthätigkeit ausschließlich auf die Möglichkeit, Letztere dennoch zum Vollzuge zu bringen!

Nachdem er seine Gedanken erst wieder so weit gesammelt hatte, um dieselben ungetheilt diesem Ziele zuwenden zu können, kam er auch bald zu dem Schlusse, daß der unerwartete Zwischenfall, so sehr derselbe ihn zuerst erschüttert hatte, gar keinen hemmenden Einfluß auf seine Pläne zu üben vermöge! Wohl wird der Streich einen Unschuldigen treffen: allein, ist die Gräfin deßhalb weniger schuldig, ist Christel darum weniger um seine Geburtsrechte betrogen, und ist er, Kronau, darum weniger schimpflich mißhandelt worden, weil er selbst seinen Gegner irrthümlich provocirt hatte?

Was zögerte er also noch, die Lunte an die Mine zu legen, deren vernichtender Wirkung er jetzt, im Besitze

der von Frau Elscher hinterlassenen, genauen Daten vollkommen sicher war?

Rasch, und bevor Sabine zu erfassen vermochte, was in seinem Geiste vorgegangen war, erhob er sich daher von seinem Sitze, raffte die sämmtlichen, zerstreut umher liegenden Schriftstücke zusammen, überprüfte deren Inhalt nochmals auf das Genaueste, und forderte Sabine auf, sich bereit zu machen, um ihn zu Gräfin Brunneck zu begleiten, deren plötzliche Erkrankung ihn eilen hieß, wollte er nicht Gefahr laufen, alle seine Pläne scheitern zu sehen.

Schon schritt er, von Sabine gefolgt, der Ausgangsthür des weitläufigen Gemaches zu, als diese sich von außen öffnete und Christel auf der Schwelle erschien.

— „Christel!“ — rief der Abt überrascht; — „Was führt Dich her?“ —

— „Verzeih'n E'r Gnaden, Herr Prälat!“ — antwortete Christel ebenso überrascht; — „E'r Gnaden hab'n m'r ja sölber befohlen, daß i' in aner Sschtund' nach der Mutter a' herkumma sullt'!“—

— „I' bitt',“ — setzte er, abwechselnd bald den Abt und bald die Mutter betrachtend, hinzu, — „wan i' ung'leg'n kumm', nachher wir i' halt wieda geh'n!“ —

— „Bleib', Christel!“ — antwortete jedoch der Abt, der in seiner leidenschaftlichen Erregung vergessen hatte, daß Letzterer von ihm thatsächlich herbeschieden worden war; — „Es ist am besten, wenn Du gleich mitgehst!“ —

— „Dazu aber,“ — fügte er hinzu, während Christel verwundert, Sabine erschreckt zu ihm aufsahen, — „dazu ist es nothwendig, daß ich Dich erst über dasjenige informire, was zu erfahren Du ohnehin das unbestreitbare Recht hast!“ —

Mit diesen Worten trat der Abt in die Stube zurück, legte Hut und Stock, sowie das Packet mit den bewußten Schriftstücken ab und ließ sich auf seinem Lehnstuhle nieder, während er Sabine bedeutete, ihren früheren Platz wieder einzunehmen.

— „Sag', Christel!“ — hub der Abt an, nachdem er seine Gedanken gesammelt hatte, indem er sein Auge dem vor ihm stehenden Jünglinge voll zuwandte; — „Hast Du nie etwas gehört von Kindern, die in der ersten Kindheit ausgetauscht wurden?“ —

— „Oft g'nue'!“ — antwortete Christel treuherzig, da er keine Ahnung hatte, wohin der Abt mit dieser Frage ziele; — „Da is zum Beischpül glei' der klane Heinrich von Eichenfels, der zwar nit eigentli' aus'tauscht, sondern vülmehr g'schtohl'n wor'n is! Na, aber derentwegen is er halt do' a Baron g'wes'n und hat miss'n aufwax'n, wir a Raubersbue!“ —

— „Und dann“, — fuhr er fort, während der Abt ihm freundlich zunickte, — „dann hab' i' a' oft g'hert, und hab' a' was g'les'n davon, daß a g'wisser Kaschper Hauser soll aus'tauscht wor'n san und . . .“ —

— „Aber, döß is a' ka richtiger Austausch net g'wes'n!“ — unterbrach er sich, fuhr aber plötzlich lebhaft fort:

— „Aber von an urndtlichen Austausch hat mir der alte Fuchsteifel-Sepp'l oft derzählt, wiss'n E'r Gnaden, der Fi-aker, bei dem i's Fi-aker-Fuhrwerk g'lernt hab'! Er hat eigentli' Schtraßer g'haaß'n, aber wail er halt immer gar a so daherg'rast is, wan er mit sei'm Graf'n in Bradern g'fahr'n is', so hab' m'r in halt immer nur in Fuxteifel-Sepp'l g'haaß'n!“ —

— „No“, — nahm er den Faden wieder auf, — „und der hat mir halt öfters was derzählt von an' Sailtanzer, was sei Dirndl, wie's no' ka Jahr net alt g'wes'n is, mit aner Gräfin vertauscht soll hab'n, und wo nachher die Sailtanzerische richti' a Gräfin wor'n is, und d' Gräfin hat miss'n am Sail umirutsch'n und durch d' Raaf'n schpring'n, wir an Aff'!“ —

— „Döß is aber scho' vor etliche Hundert Jahr' g'scheg'n!“ — setzte er erläuternd hinzu.

— „Und glaubst Du nicht“, — fragte der Abt wieder, — „daß solche Verwechslungen auch jetzt noch vorkommen können, ja“, — er blickte Christel plötzlich scharf und durchdringend an, indem er hinzufügte: — „vorgekommen sind?“ —

— „Um Gottes willen!“ — rief Christel, indem es ihn siedendheiß überlief, da er sich seiner eigenen Ge-

danken erinnerte, als die Entschleierung seiner Liebe über ihn gekommen war; — „E'r Gnaden meinen doch net, da . . . daß d' Reserl . . .?“ —

— „Aber na', döß is ja net mögli'!“ — setzte er kleinlaut hinzu; — „I' bin ja in Zimmer g'wes'n, wie d' Madam' d' Reserl 'bracht hat, und i' waaß g'wiß, daß s'nachher nimmer is aus'tauscht wor'n!“ —

— „I' hätt's ja augenblickli' 'kennt“, — schloß er entmuthigt, — „wan's mir mei' Reserl aus'tauscht hätt'n!“ —

— „Ich meine auch nicht“, — erwiderte Abt Leopold, — „daß Resi vertauscht worden sei!“ —

— „Aber Du selbst“, — fügte er langsam hinzu, während ihn Christel in fassungslosem Staunen anstarrte und Sabine glühende Schamröthe aufsteigen fühlte, — „was würdest Du dazu sagen, wenn Du selbst ausge . . ., wenn Du nicht Resis leiblicher Bruder, wenn Du gar nicht mit ihr verwandt wärest?“ —

— „Jesus Maria!“ — schrie Christel auf; — „d' Reserl net mei' Schwester!“ —

— „Ja, aber“, — jubelte er, — „nachher is 's ja ka Sind' net, wan m'r uns gern hab'n, und nachher kunnt' i' s' ja heirat'n a'?“ —

— „So ist es!“ — nickte der Abt.

— „Mutta, Mutta!“ — jauchzte Christel; — „I' derf mei' Reserl heirat'n!“ —

Und in der Ueberfülle seines Glückes riß er die in Scham vergehende Sabine von ihrem Sitze auf und schwenkte sie in rasendem Wirbel durch das Zimmer.

— „Heirat'n!“ — wiederholte er; — „I' derf mei' Reserl heirat'n!“ —

Allein plötzlich blieb er wie gelähmt stehen und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, während Sabine ächzend auf ihren Sitz zurücksank und ihr Gesicht mit beiden Händen verhüllte.

— „Döß is ja do' net mögli'!“ — preßte er mühsam heraus; — „Wan i' vertauscht waar' wor'n, nachher waar' ja d' Mutter a' net mei' Mutta?“ —

— „Und wer sullt' i' den nachher eigentli' sein“, — fügte er fragend hinzu, — „wan i' net in Vadern und der Mutter ihner Bua g'wes'n waar'?“ —

— „Hast Du mir nicht früher erzählt“, — antwortete der Abt, — „von einer Gräfin, welche Seiltänzerin wurde, während des Seiltänzers Kind als Gräfin erzogen wurde?“ —

— „Ah, döß is ganz an and'rer Kasus!“ — entgegnete Christel rasch; — „Der alte Sailtanzer, der d' Kinder aus'tauscht hat, döß is a Lump g'wes'n, an ölendiger, der d'rauf aus'gang'n is, d' Leit' z' betrieg'n! Döß gibt's aber bei unser Ei'm net!“ —

— „Bei'm Flamm-Christel sein Vadern und seiner Mutta wenigstens net!“ — setzte er in edler Entrüstung hinzu.

Sabine wand sich auf ihrem Sitze vor Kummer und Scham, während die Thränen zwischen ihren Fingern herunter liefen.

Auch der Abt war sichtlich betreten und kämpfte mit seiner steigenden Verlegenheit.

Doch bemeisterte Letzterer seine Gefühle und nahm den Faden des Gespräches wieder auf.

— „Höre mich an, Christel“, — sagte er, — „und merke wohl auf meine Worte!“ —

— „Vor etwa vierundzwanzig Jahren“, — hub er an, während Christel halb widerwillig, halb neugierig seinen Worten lauschte, — „gebar eine junge Dame, eine Baronin aus edlem Hause, ein Knäblein, dessen Schwächlichkeit es nothwendig erscheinen ließ, dasselbe der Amme, welche wenige Wochen vorher einem gesunden, kräftigen Knaben das Leben gegeben hatte, anzuvertrauen, welche das Kind mit sich auf's Land nahm, um es gemeinschaftlich mit ihrem eigenen Knaben aufzuziehen. Der hauptsächlichste Grund zu dieser Maßregel lag in dem Umstande, daß das Kind der Baronin bei der Geburt eine Verletzung am Halse erlitten hatte, die nicht nur sein Leben gefährdete, sondern welche nach dem schriftlichen, mir vorliegenden Zeugnisse des Arztes und der Madam'“, — er deutete bei diesen Worten auf die am Tische liegenden Papiere, — „voraussichtlich eine bleibende Verkrümmung des Halses zur Folge haben würde.“ —

— „Als nun nach Jahresfrist“, — fuhr er fort, während Christel sichtlich Mühe hatte, seine steigende Aufregung zu beherrschen, — „die Großmutter des Kindes dasselbe abholte, da kam sie zufällig zuerst allein zu den beiden Kindern, bezeichnete den gesunden Knaben als ihren Enkel und nahm denselben mit sich fort, ohne daß die Mutter . . .“ —

— „Net wahr is!“ — fiel ihm aber Christel jetzt mit solchem Ungestüm in's Wort, daß der Prälat, über die ungeahnte Heftigkeit des Jünglings entsetzt, verwirrt inne hielt.

— „Net wahr is!“ — widerholte Christel und fuhr dann leidenschaftlich, in sprudelnder Eile fort:

— „I' hab's ganz guat g'mirkt, auf was 's der Herr Prälat ab'gseg'n hat, und daß er mit seiner G'schicht' mi' g'moant hat und in Baron Emerich, mein Mülichbrudern! Aber döß san lauter faule Fisch' und i' erinner' mi' ganz guat, wir i' von der Leiter abig'fall'n bin, wir i' drei Jahr' alt war, wail i' der Mutta net g'folgt hab' und bin aufi'kraxelt, wo s' g'sagt hat, daß i' 's sullt' geh'n lass'n! Und da hat mi' unser Herrgott g'schtraft, natürli', wail i' unfolgsam bin g'wes'n, und seit dera Zeit hab' i' 's g'schpürt in Hals, bis dan döß Pinkerl“, — er deutete flüchtig auf seinen Hals, — „ag'rat an dera Schtöll'n außi 'kummer is, wor i' dazumals af'n Schtan g'fall'n bin!“ —

— „So is 's g'wes'n und net anders, E'r Gnad'n, Herr Prälat," — fuhr er etwas ruhiger fort, ehe der Abt ihn unterbrechen konnte, — „und wer b'haupt'n thaat', daß 's anders g'wes'n is, der hett' 's nachher mit mir z'than, wail i'", — seine Stimme schwoll wieder zürnend an, — „mei' Mutta net schlecht mach'n laß'!" —

— „I' waaß scho'", — nahm er alsbald wieder das Wort, — „daß 's E'r Gnad'n Herr Prälat guat manen mit'n Christel, wan S' an Baron aus eam mach'n wull'n! Aber ehenter, als i' zugib', daß mei' Mutta, die mi' auf'zog'n und mi' 'pflegt hat und si' ihr ganzes Leb'n lang 'plagt hat mit mir, wie 's nur a brave, guate Mutta than kan, schlecht g'macht wird, wo 's do' ka zweit's Weib net gibt af dera Welt, als wie sie, ehenter thaat i' lieber Schtaner klopf'n, oder a Kanalreimer wer'n, anschtatt an' Baron!" —

— „Christel, mein Christel!" — schluchzte Sabine unter strömenden Thränen; — „Wie verdien' ich so viel Liebe!" —

Auch der Prälat vermochte seine tiefe Rührung kaum mehr zu beherrschen.

Christel aber fuhr, ohne Sabinens Ausruf zu beachten, unbeirrt fort:

— „Und wan 's a' richti' a so g'wes't war', wie's E'r Gnad'n in Herrn Prälaten vorg'log'n hab'n, wan i' a' net waaß, wem 's den eing'fall'n san kan, a so a

Lug' z'sam'z'schpintisiren, wan 's a' wirkli' a so g'wes'n waar', nachher misset i' meiner Mutter erscht recht schen dank'n, daß s' mi' net von sich 'than hat, wir i' krank bin g'wes'n, und daß s' lieber ihren g'sunden Buab'n in d' Schtadt ein g'lass'n hat, wor i' ja hett' miss'n ölendig z' Grund' geh'n, anschtatt daß i' jetz' an urntlicher, g'sunder Kerl bin wor'n!" —

— „Aber", — nahm er nach einer kurzen Pause abermals das Wort, — „döß is ja nix als a schlechte Lug', und i' dank' unsern Herrgott, daß er mir so a liebe, guate Mutta g'schenkt hat!" —

— „Und gelt, Mutta", — wandte er sich mit rührender Treuherzigkeit an Sabine, — „du magst mi' a' net wecka than von Dir und wirst mi' g'halt'n als Dein' anzigen Buab'n, und d' Reserl als Dein' anz . . . ." —

Ein plötzliches Zittern überfiel Christeln bei der Erinnerung an Resi, — „sein Reserl", — die er nun doch nicht heiraten konnte, wenn sie seine leibliche Schwester war!

Er wankte, und faßte krampfhaft die Lehne eines neben ihm stehenden Stuhles, um nicht umzusinken; Todtenblässe überzog sein eben noch so glühendes Gesicht und kalter Schweiß drang ihm aus allen Poren!

Doch ermannte er sich und nahm mit gefaßter, wenn auch tiefernster, thränenschwerer Stimme wieder das Wort:

— „I' sieg's jetz' fraili'", — sprach er, — „daß i' jetz' mei' Reserl derwail halt no' net glei' heiart'n

kan, wail s' halt do' mei' leibliche Schwester is, und daß i' halt do' erscht in Pabst'n bitt'n muaß, in Heilig'n Vadern, daß Er mir 's erlaub'n thuat!" —

— „Aber, E'r Gnad'n, Herr Prälat", — bei diesen Worten richtete sich Christel fest und stramm auf, — „ehenter, als i' zugeb'n kunnt', daß wer was Schlecht's von meiner Mutta glaub'n thaat', ehenter wurd' i' auf mein' Reserl sölber verzicht'n und ölendig wer'n, wail unser Herrgott sölber g'sagt hat, daß m'r in Vadern und d' Mutter ehren sullt', und net schlecht mach'n lass'n!" —

— „Und mein' Reserl sölber", — schloß er, während er die aufsteigenden Thränen mit äußerster Anstrengung zurückhielt, — „mein' Reserl sölber wird's a' net anderscht sag'n und wird mi' nur um so vüll mehr gern hab'n, wan i' meine Mutta net schlecht mach'n laß', die ja der Reserl ihre Mutter a' is!" —

Mit diesen Worten sank Christel an der Seite der laut schluchzenden Sabine in die Kniee, umschlang ihren Nacken mit seinen Armen und barg sein thränenüberströmtes Antlitz an ihrem krampfhaft zuckenden Busen.

Leopold von Kronau starrte in fassungsloser Rührung auf die Gruppe!

Was er seit langen Jahren ersonnen, langsam und bedächtig vorbereitet, Schritt für Schritt dem Ziele entgegengeführt hatte: es zerfiel vor dem Hauche dieser reinen, unentweihten Kindesseele!

Die Rachepläne, die ihn ein Menschenalter hindurch beschäftigt, alle seine Handlungen, sein ganzes Thun geleitet und bestimmt hatten, deren Verwirklichung er Alles, sein eigenes, zeitliches und ewiges Wohl aufzuopfern bereit war: sie zerstoben wie Spreu vor dem Winde vor der heroischen Tugend des Jünglings, der nicht gezögert hatte, sich selbst, sein Glück und seine Liebe aufzuopfern auf dem Altare der Kindesliebe, um die Ehre derjenigen zu retten, die in den Tagen der Krankheit und Hilflosigkeit Mutterstelle an ihm vertreten hatte, in der er seine Mutter verehrte!

Zum zweiten Male entwaffnete die Herzenseinfalt des Jünglings den Haß des Greises, war der Letztere gezwungen, sein Haupt zu beugen vor der hehren Größe seines Schülers! Zum zweiten Male berührte der Engel des Friedens mit seinen Schwingen die grollende Stirn des Mönches, pochte er an sein verhärtetes Gewissen, um dasselbe zu erlösen von der jahrelangen Qual feindseliger Rachgier!

Wird es auch dießmal vergeblich sein? Oder wird die barmherzige Gnade endlich auch dieses stolze Herz erweichen, ihm die verlorne Ruhe wiedergeben und den Frieden des Gewissens?

Lange und schwer rangen die feindlichen Gewalten in der Brust des Priesters und mehr als Ein Mal war er am Punkte, aufzuspringen und sein Werk zu vollbringen

trotz Christels heldenmüthiger Entsagung: jedesmal zwang ihn Ein Blick auf den zu seinen Füßen kauernden Jüngling auf seinen Sitz zurück, und, laut stöhnend, barg er sein schmerzverzerrtes Gesicht in seinen Händen!

Als aber Christel, nachdem er seinen herbsten Kummer ausgeweint hatte an der Mutter Brust, sein von der Größe seines Opfers in Thränen strahlendes Gesicht mit den Worten zu ihm erhob: — „Gelt, E'r Gnad'n, Herr Prälat, Se glaub'n a' net, was Ihner a schlechter Kerl vorg'log'n hat, und Se wer'n m'r hölf'n, meine Mutta vor aner solchen Verschimpfung z' behüat'n?“ — da schmolz die harte Rinde, welche Groll und Haß um des Greises Herz gelegt hatten!

Er erhob sich langsam und feierlich, legte seine Hände segnend auf des Jünglings Haupt und sprach mit tiefbewegter, bebender Stimme:

— „Ja, Christel! Du hast Recht! Besser ist es, Reichthum und Glanz, Macht und Ansehen aufzuopfern, als die Ruhe des Gewissens und die Reinheit des Herzens! Sei getrost, mein Sohn! Ich werde Diejenigen, welche die Ehre Deiner Mutter antasten wollten, zum Schweigen bringen! Du aber, mein Sohn, vertraue auf die Gnade des Allerhöchsten, der Den nicht verläßt, der auf Ihn baut! Durch Ihn hat David Goliath besiegt!“—

* * *

Während Leonie Radziwill sich in Krämpfen auf ihrem Lager wand und in steigender Ungeduld dem Besuche des Abtes entgegensah, aus dessen Munde allein sie die endliche Erlösung von ihren Qualen erhoffte, während Abt Leopold seinerseits in der tiefsten Einsamkeit seiner Klostermauern darüber nachsann, wie er nunmehr sein Benehmen einzurichten habe, um sein Christel gegebenes Versprechen einzulösen, während Clara in heiterer Ruhe sich ihres wiedergewonnenen Glückes an Rudolfs Seite erfreute: — schlich Emerich düster und schwermüthig durch die leeren Gemächer der väterlichen Wohnung, gleichgiltig gegen die Leiden seiner Großmutter, wie gegen das Glück seiner Schwester und seines Freundes. Er floh die Reihen der Kameraden, welche in lauten Freudenbezeugungen über seine glückliche Rettung wetteiferten, erwiderte die herzliche Umarmung des heimkehrenden Vaters mit schüchterner Zurückhaltung und nahm das Theresienkreuz, welches ihm vom Kaiser über einstimmigen Antrag des Ordenskapitels in Anerkennung seiner hervorragenden Tapferkeit verliehen worden war, mit Theilnahmslosigkeit, beinahe mit Gleichgiltigkeit entgegen.

Sein Geist weilte eben bei der verlornen Geliebten und sein Herz verzehrte sich in unfruchtbarem Schmerze über deren Verlust, den er, wie er sich hundertmal selbst anklagte, durch seine eigene, rohe Beschimpfung ihres reinen Herzens verschuldet hatte.

Immer tiefer zog er sich in die Einsamkeit zurück, immer fester spann er sich in die dichten Fäden seines selbstquälerischen Grams ein, dem ihn weder die liebende Sorge des Vaters, noch der aufmunternde Zuspruch der Schwester zu entreißen vermochte.

Der Einzige, dem er noch zuweilen Zutritt gewährte in seinem Kummer, war Christel, dessen edelmüthige Selbstaufopferung in der Stunde der Gefahr die letzten Reste des Hasses aus Emerichs Herzen getilgt, ihm seine volle, brüderliche Liebe gewonnen hatte.

Aber auch Christel gegenüber fühlte er sich noch immer scheu und befangen.

Er glaubte zwar Christeln längst nicht mehr in Unkenntniß seines an Resi verübten Attentates und hatte ihm dennoch die erlösende Botschaft von Resis Verzeihung zu danken! Aber noch hatte er es nicht über sich vermocht, Letzterer selbst unter die Augen zu treten, oder Sabine, zu der ihn sein geläutertes, edleren Gefühlen wieder geöffnetes Herz mit früher nie geahnter Kraft hinzog, zu umarmen, obwohl er wußte, mit welcher Sehnsucht die treue Pflegerin seiner ersten Kindheit diesem Wiedersehen entgegenbangte.

Als nun vollends auch Christels Stimmung in Folge seiner letzten Unterredung mit Kronau, von der Emerich selbstverständlich keine Ahnung hatte, ernster, ja, zeitweilig entschieden düster wurde, da begann Emerich zu fürchten,

daß Christel ihm sein Vergehen gegen Resi dennoch nicht verziehen habe und zog sich auch von diesem mehr und mehr zurück.

Christeln war dies keineswegs entgangen, und sobald er seines eigenen Kummers, in dessen Hintergrunde doch immer noch das Bild des Papstes als erlösenden Schutzgeistes dämmerte, wieder einiger Maßen Herr geworden war, begann er auf Mittel zu sinnen, seinen Milchbruder, zu dem er sich mit jedem aufopfernden Schritte auf seiner Lebensbahn mehr hingezogen fühlte, dem Leben, dem Glücke wiederzugewinnen.

Er gedachte dabei des Geständnisses der schönen Gräfin, daß sie Emerich liebe, der aufmunternden Worte des alten Jáncsy und folgerte hieraus, da es ihm nicht im Traume beifallen konnte, in Irma eine Büßende, freiwillig Entsagende zu sehen, daß derselben Emerichs Reue über das Verbrechen, dessen er sich in seinen Fieberphantasien angeklagt hatte, nicht dauernd und tief genug erschienen sein mochte, und daß sie daher beschlossen habe, ihn erst auf die Probe zu stellen, ehe sie seinem Liebeswerben Gehör gäbe. Daß Jáncsy von solchen Erwägungen ausging, war ja außer Zweifel, und er war ja doch nur der getreue Schildknappe der schönen Gräfin!

Sollte aber Irma die volle Ueberzeugung von Emerichs dauernder Besserung werden, so mußte vor Allem der letzte Stachel aus Emerichs Brust gezogen werden,

er mußte aus Resis eigenem Munde seine vollständige Verzeihung, von den Lippen der Mutter die Entlastung von dem Fluche vernehmen, mit dem sie ihn einst hinweggescheucht hatte von seinem Opfer und aus ihrem Herzen!

Hierüber erst mit sich im Reinen, beschloß Christel auch sofort, die Hand an's Werk zu legen.

Resi, welche seit der letzten Scene mit dem Abte, die ihr Christel wahrheitsgetreu geschildert hatte, mit einer an Ehrfurcht grenzenden Verehrung an ihrem geliebten Bruder hieng, kam ihm hiebei auf halbem Wege entgegen, und bald verständigten sich die Beiden über einen Plan, um ein Zusammentreffen Emerichs mit Resi und Sabinen trotz Emerichs beharrlichen Widerstandes herbeizuführen.

Unter dem Vorgeben, sein fachmännisches Urtheil über ein Paar ihm zum Kaufe angebotener Wagenpferde zu benöthigen, gelang es Christel, Emerich zu einem Gange nach seinem Stalle zu bewegen, was um so weniger Argwohn erregen konnte, da Christel während Emerichs Abwesenheit Wohnung und Stall gewechselt hatte, sie also ihre Schritte nach einer andern Richtung lenken mußten, als in welcher der Schauplatz jener düstern Verirrung gelegen war. Unter dem Vorwande, nun auch noch die Bedingungen des Kaufvertrages einzusehen, führte Christel seinen Gast unmittelbar aus dem Stalle durch einen

kurzen, dunklen Gang, und als er die am Ende des letzteren befindliche Thür öffnete, stand Emerich — den beiden Frauen gegenüber!

Bestürzt, zitternd, wandte er sich zur Flucht; allein in diesem Augenblicke fühlte er sich von zwei Armen inbrünstig umschlungen und — „Emerich! Mein Emerich! Ich habe Dich wieder!“ — kam es schluchzend aus Sabinens Munde!

Resi aber nahte, das Gesicht von glühender Röthe überzogen, ihrem Beleidiger und reichte ihm über der Mutter Haupt hinweg ihre Hand, indem sie tiefbewegt, aber fest die Worte sprach:

— „Seien Sie uns herzlich willkommen, Baron Emerich, und möge unser Herrgott Ihner alles Glück schenk'n, was S' durch Ihre Tapferkeit und Ihnern Heldenmuth verdient hab'n!“ —

— „Mutter! Schwester!“ — schluchzte Emerich an Sabinens Halse; — „Könnt Ihr mir ver . . .?“ —

— „St! Kein Wort weiter, mein Emerich!“ — unterbrach ihn Sabine; — „Wir sind Alle sündige Menschen, und unser Herrgott is gnädig mit uns g'wesen und hat uns bewahrt vor Elend und Tod! Ihm sei Ehre und Dank für seine Gnade!“ —

— „Und danken will ich ihm mein ganzes Leben lang“, — antwortete Emerich mit feierlichem Ernste, — „indem ich Euch gelobe, ein neues Leben zu beginnen,

um mich seiner Gnade würdig zu bezeugen und — Eurer treuen Liebe!“ —

— „So is ’s recht, Baron Emerich!“ — nahm jetzt Christel das Wort, indem er die Tiefbewegten einlud, um den Tisch Platz zu nehmen, auf welchem Resi auf seinen Wink ein einfaches Frühstück und eine Flasche echten Gumpoldskirchners aufgetragen hatte; — „Und jetzt lassen ’S uns anschtoß’n auf guete Freindschaft . . .“ —

— „. . . und“, — fügte er bedeutungsvoll hinzu, — „auf Ihner Glück!“ —

— „I’ waaß“, — fuhr er fort, als Emerich scheu und düster den Kopf sinken ließ, — „wo Ihna da Schuh druckt, Baron Emerich, und i’ moan’, i’ wußt’ a’, wie mer Ihna hölf’n kunnt’!“ —

— „Ja, ja!“ — sagte er lächelnd, da Emerich erstaunt zu ihm aufsah; — „I’ hab’ Alles g’seg’n und g’hert, was da unten vor’gang’n is in dera Pestbud’n, und wan i’ in alten Herrn, in Obristen von die Handfest, richtig verschtand’n hab’, so wußt’ er da unt’n a g’wisse Gräfin, . .“ —

— „Na“, — unterbrach er sich, während glühende Röthe Emerichs Gesicht überzog, — „i’ hab’ ehenter nix sag’n woll’n! Aber jetzt, mit der Mutter und mein’ Reserl sein Seg’n, moan’ i’, Baron Emerich, kunnt’ m’r’s halt keck riskir’n, no’ amol abi z’schauen nach dera Pestbud’n!“ —

— „Denn natürli'“, — fuhr er fort, ohne daß Emerich in seiner Verwirrung daran gedacht hätte, ihn zu unterbrechen, — „inzwisch'n hat döß Krüpp'ng'schpüll eh' schon a schlecht's End' g'numma da drent'n, und die Kaiserlichen san wieder d' Herr'n in dera Pestbud'n, und in Herrn von Jáncsy wer'n's halt 'leicht do' net erschoss'n hab'n, wail döß a so a rarer Mann is, und wan m'r den erscht wieder find'n, nachher sullt' i' glaub'n, wer' m'r halt unsere Gräfin a' net lang such'n derf'n!“ —

— „Christel!“ — raffte sich Emerich endlich auf; — „Christel! Du meinst . . . Du willst . .?“ —

— „I' moan'“, — antwortete Christel lächelnd, aber fest, — „daß der Baron Emerich gar kan Ursach' net hat zum Kopfhäng'nlass'n, und i' will eam such'n hölf'n, wan's eam recht waar', so lang', — bis mer g'fund'n hab'n, was eam fehlt!“ —

— „Na ja, natürli'“, — scherzte er weiter, wobei sich jedoch seine Züge alsbald verdüsterten, — „i' kan derwail eh' nix than fir mein Sach'n, als abwart'n, und i' moan', wan i' ei'm Andern derwail hölf'n kunnt', daß er z' sei'm Glück kumet, wurd's mir a' leicht'r wer'n mit'n Wart'n, bis 's unserm Herrgott g'fälli' sein wird, sich über mi' a' zu erbarmen!“ —

— „Und da mecht i' halt“, — schloß er heiterer, — „in Baron Emerich begleit'n, und wan d' Mutta wieder fir eam bitt', wie 's letzte Mol und mein Reserl

a', nachher misset ja rein der Teif'l los san, wan m'r uns're Gräfin net find'n thaat'n!" —

— „Christel!" — jauchzte Emerich an Christels Halse; — „Wie kann ich Dir jemals vergelten, was Du für mich gethan!" —

— „Kan' Ursach'!" — lächelte Christel; — „Is gern g'scheg'n! 's thuet's ja Ein Bruda fir'n ander'n" —

— „Bruder! Guter, treuer Bruder!" — schluchzte Emerich und lautlos umschlangen sich die Brüder unter den heißen Segenswünschen von Mutter und Schwester.

— „Jetz' is aber gnue mit dera Flennerei", — nahm Christel endlich das Wort, indem er sich lächelnd die Augen trocknete, — „sunst kumma m'r net von der Sschtöll'! Und i' moan', mer kunnt'n just anfang'n, anz'fang'n!" —

Emerich war begreiflicherweise gern bereit, seine Pilgerfahrt jetzt, nachdem Sabinens und Resis Verzeihung den letzten Stachel aus seinem bereuenden Herzen gezogen und Christels Andeutungen über Jáncsys Mitwirkung bei seiner Aufgabe ihn mit frischem Muthe beseelt hatten, so bald als möglich anzutreten, und so wurde den die Abreise der beiden Freunde auf den ersten Tag der kommenden Woche festgesetzt.

Diese Zeit benöthigte Emerich zur Beischaffung der nöthigen Legitimationen und Geldmittel, während Christel seinerseits die Residenz nicht verlassen wollte, ohne

sich auch zu dieser neuen Reise des Abtes Segen zu erbitten.

Leopold von Kronau nahm Christels Mittheilung über dessen neueste Entschließung ohne Ueberraschung entgegen. Wer der Liebe zu seiner vermeintlichen Mutter ohne Zögern Rang, Reichthum und Glück aufzuopfern vermochte, der mag auch seinem Nebenbuhler, der ihn, obwohl selbst unschuldig, aller dieser Schätze beraubt hat, auch noch die Braut, das Liebesglück erringen helfen, das ihm selbst vielleicht ewig versagt bleibt, wenn nicht ....

Ja, warum denn nicht?

Konnte er denn nicht glücklich werden ohne Verletzung des Rechtes, der Moral? Gab es denn kein Mittel, seine Wünsche zu erfüllen, ohne der von ihm so treu vertheidigten Ehre Derjenigen nahezutreten, in der er seine Mutter verehrte?

Von Christels selbstvergessendem Edelmuthe bezwungen, hatte er, Leopold von Kronau, seinen düsteren Rachepläнen entsagt, sich darein gefügt, daß das Unrecht ungesühnt bleibe, zu dem er einst, in schmachvoller Absicht, die Hand geboten hatte, welches aber seinen Stachel verlor, wenn Derjenige dafür eintrat, der allein dadurch geschädigt worden war: mußte er aber darum auch darauf verzichten, das letzte, nunmehr einzige, noch übrige Ziel seines unfruchtbaren Lebens zu erreichen, das Glück des Jünglings, der ihn erlöst hat von den Qualen des Hasses und

der Rachgier, der ihm, dem Greise, dem Priester, zum leuchtenden Vorbilde geworden war auf dem Pfade der Demuth und Entsagung?

Solche Gedanken erfüllten Leopold von Kronaus Geist, während er Christels Schilderungen von Emerichs Liebeskummer lauschte und von dem Plane, wie demselben abzuhelfen wäre.

Ein leises Lächeln glitt über seine Lippen, als ihm Christel Irmas Schönheit und Lieblichkeit schilderte und der Zuversicht Ausdruck gab, sie wiederzufinden und von der gründlichen Besserung Emerichs, nach seiner Auffassung der einzigen Ursache ihrer Trennung, zu überzeugen. Wie tief und warm mußte Derjenige lieben, der so ganz aufzugehen vermochte in dem Liebesglücke Anderer!

— „Und er soll nicht vergeblich hoffen!“ — tönte es in Kronaus Brust, als er zu diesem Schlusse seiner Reflexionen gelangte.

— „Wenigstens nicht“, — setzte er in Gedanken hinzu, — „so lange und so weit es in meiner Macht steht, ihm zu seinem Glücke behilflich zu sein!“ —

— „Zieh' hin, mein Sohn!“ — rief er dem Jünglinge freundlich zu, nachdem Christel seine Erzählung geschlossen hatte; — „Und möge Dir die Lösung dieser zweiten Aufgabe so gut gelingen, wie jene der ersten! Meine Segenswünsche werden Dich geleiten, und meine Gebete für dich zum Himmel aufsteigen!“ —

Christel beugte demüthig das Haupt, und der Abt legte ihm segnend seine Hände auf.

An der Schwelle jedoch rief er ihn nochmals zurück.

— „Ist Jáncsy“, — fragte er, — „nicht früher Rittmeister gewesen bei den Husaren?“ —

— „Bei'm dritt'n Husaren-Regiment, E'r Gnad'n, Herr Abt!“ — antwortete Christel.

— „Ehenter“, — setzte er hinzu, — „als s' in zum Obersten von die Handfesten g'macht hab'n in dera Pest-bud'n!“ —

— „Dann sei so gut, Christel,“ — sagte der Abt, — „und frage den Herrn Obersten, ob er sich an Leopold von Kronau noch erinnere, und ob . . .“ —

Er zögerte, fuhr aber entschlossen fort:

— „. . . Ob er mir keine Auskunft darüber geben könne, ob Eugen Baron Menzi noch unter den Lebenden weile, und wo er zu finden sein möchte?“ —

Christel versprach dem Abte, nachdem ihm derselbe den Namen aufgeschrieben hatte, den Auftrag getreulich zu vollziehen und empfahl sich, die letzten Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

Leopold von Kronau aber verharrte noch lange in ernstem, schweigenden Nachdenken.

— „Ich muß es versuchen!“ — sprach er endlich, indem er sich aus seinem Lehnstuhle erhob; — „Die Urkunden beweisen klar und deutlich, was ich zu beweisen

wünsche, und habe ich in der Sache Recht, warum sollte es nicht möglich sein, auch die, wenn auch ungewöhnliche, so doch passende Form dafür zu finden?“ —

— „Dir aber“, — fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, — „den ich grundlos gekränkt und mit meinem Hasse verfolgt habe, Dir schulde ich Genugthuung! Und die werde ich Dir, selbst wenn Jáncsy mir keine weitere Auskunft zu geben vermöchte, im vollsten Maße gewähren! Jedenfalls will ich übrigens abwarten, bis ich Nachrichten von ihm erhalte, und inzwischen will ich sehen, was ich thun kann für den Sohn meines verkannten Feindes, für meinen . . .“

Unter diesen Worten wandte sich Leopold von Kronau seinem Studirzimmer zu, woselbst er sämmtliche auf die Geburt von Hugo von Wellheims Sohne bezüglichen Aufzeichnungen, sowie das hinterlassene Bekenntniß jener unglücklichen Verschollenen einer nochmaligen, sorgfältigen Durchsicht unterzog.

An dem Tage aber, an welchem Emerich und Christel die Residenz verließen, um ihre Forschungsreise nach Emerichs verschwundener Geliebten zu beginnen, fuhr Leopold von Kronau bei der Sommer-Residenz des Fürst-Erzbischofes von Wien, — Ober-St. Veit, — vor, welche er erst nach einem mehrstündigen Aufenthalte verließ, um sich sofort in die Appartements des Doctor Alexander Bach, des damals allmächtigen Ministers, zu verfügen.

Wochen hindurch konnten die Passanten nun den greisen, Allen bekannten Prälaten bald vor dem Minister-Hotel, bald vor dem Palaste des Erzbischofes, oder vor der Residenz des päpstlichen Nuntius, ja, endlich sogar vor den kaiserlichen Appartements vorfahren sehen, in welchen der jugendliche Herrscher jedem Bittenden ein freundliches Gehör schenkte, und man wollte sogar bemerkt haben, daß des Abtes edle Züge von freudiger Aufregung strahlten, als er die ehrwürdigen Mauern der alten Kaiserburg verließ!

Allein, so geheim hatte er Zweck und Ziel aller dieser ungewöhnlichen, auffallenden Schritte zu halten gewußt, daß selbst Pater Martins spähendes Auge vollständig getäuscht wurde und er die Wahrheit selbst dann nicht ahnte, als sich Abt Leopold bereits rüstete, die letzten Consequenzen der von ihm eingeleiteten Schritte zu ziehen!

* * *

Unweit der malerischen Ufer des sagenreichen Plattensees, — des „ungarischen Meeres“ der Magyaren, — dort, wo im Südwesten des vielgerühmten Bades Füred die bergige, aber kleine Halbinsel Tihany weit in die Fluthen vorspringt, liegt hart am Rande der schmalen, Tihany mit dem Festlande verbindenden, der Sage nach vor nicht gar langen Zeiten angeschwemmten Landenge eine einfache Hütte, welche sich unter den benachbarten Fischer-

hütten durch eine wohlthuende Reinlichkeit auszeichnet, die neben den schmutzstarrenden, verfallenden Nachbarhütten zwar nicht dem Auge der Eingebornen, wohl aber dem des fremden Wanderers angenehm bemerkbar wird.

Auch fehlen vor derselben die riesigen, schlammbedeckten Netze und Boote, welche sonst allenthalben theils an den Ankerpfählen, theils am festen Boden lagern und den Beruf der Bewohner verkünden. Denn das kleine, einfache, aber reinliche Boot kann offenbar nur zu kurzen Spazierfahrten am See, höchstens zu einer Querfahrt nach Füred dienen, niemals aber zum Fange jenes berühmten, dem Plattensee ausschließlich eigenthümlichen Fogos, von welchem ein einziges, voll ausgewachsenes Exemplar genügen würde, das Schifflein beim ersten, ungünstigen Windstoße in die brausenden Wellen zu versenken.

Und man glaube ja nicht, daß die Fluthen des Plattensees, weil eines Landsees, nicht zu Zeiten eben so wild aufbäumende, brandende Wogen aufzuthürmen wüßten, wie die eines wirklichen Meeres; namentlich wenn die aus den eichenbedeckten Hängen des Bakonyer Waldes niedersausenden Winde in tobendem Wirbel hinter den Felsen von Tihany hervorbrechen, den ruhigen Spiegel des Sees bis auf den Grund aufwühlen und seine Fläche meilenweit mit weißem Gischte überschäumen! Wehe dann dem Nachen, der nicht rechtzeitig das schützende Ufer ge-

wonnen, oder in die hohe See zu entrinnen vermocht hat! Ein Stoß, ein Krach, ein ersterbender Aufschrei: hoch auf reißt der Sturm das wehrlose Ding: ein drehender Wirbel, ein tosendes Bersten der Wogen, und die fallenden Wasser gleiten dahin über dem Grabe des Opfers, das das Ungeheuer des Sees verschlungen hat, die Wuth der Jahrhunderte andauernden Qualen seiner Höllenverdammniß an dem Anblicke ähnlicher Qualen der unglücklichen Menschenkinder zu kühlen, die das unerbittliche Schicksal in seine zermalmenden Klauen getrieben!

Eber wieder brausen die letzten Stöße eines plötzlich ausgebrochenen, kurzen, aber verheerenden Wirbelsturmes aus dem zauberreichen Hexenmunde von Tihany über die wild grollenden Wogen, und ängstlich spähen die aus ihren ärmlichen Hütten hervorkriechenden Fischer hinaus in die weite, offene See! Wohl fehlt kein Kahn aus ihrer kleinen Gemeinde, und auch die Füreder Fischer haben, wie der heimkehrende Kiß János berichtet, insgesammt noch vor Ausbruch des Sturmes den flachen Hafen gewonnen. Allein der alte Nagy Mihály, der Unglücksrabe, hat von der Höhe von Tihany ein mit den Wellen ringendes Boot gesehen, und man weiß es ja, daß noch kein Kahn, dessen Noth zuerst von der Höhe von Tihany wahrgenommen, oder vom Munde Nagy Mihálys verkündigt wurde, dem Verderben entrann!

Eben noch ward es gesehen, schmetterlinggleich tanzend

auf dem Kamme einer schäumenden Woge! Da! Seht Ihr's? Jetzt wieder wirbelt's hinunter! Da wieder! Noch kämpft es! Ein kühner Held, der dem Teufel zu trotzen wagt! Wer ist es?

Ja, wer ist es? Die Tihanyer, die Füreder sind Alle daheim, von Szántod hätte keine menschliche Gewalt gegen den Sturm heraufzukommen vermocht, und Fremde? — Du lieber Gott, Fremde gab's ja heuer Keine an dem Strande des gesegneten Balaton, heuer, wo feindliche Heere das theuere Vaterland verheert, seine edelsten Söhne zu Taüsenden hingemordet haben im offenen Kampfe, oder, — oh der Schmach! — nach dem ehrlichen Kampfe, am Galgen, durch Henkershand!

Wohl ist der edle, unglückliche Bátthyány dem Stricke entronnen! Aber nicht durch die Gnade seiner Besieger, nicht durch die verzeihende Milde des obsiegenden Königs, sondern durch die Treue seiner Freunde, die ihm, als er schon hinausgeführt wurde nach dem Ofner Richtplatze, mit eigener Lebensgefahr das befreiende Messer in die Hand gedrückt haben; durch seine eigene Tapferkeit, die ihn blitzschnell den Schnitt durch die Kehle führen ließ: nicht tief genug, Gott sei's geklagt, seine Seele von ferneren Qualen zu befreien, aber doch hinlänglich, seine „Begnadigung zu Pulver und Blei“ zu erzwingen, weil seine Henker, wie die officielle Wiener Zeitung ganz unumwunden gestand, fürchteten, daß der Rumpf des Ge-

henkten in Folge der tiefen Halswunde — abreißen könnte!!

Aber die Einunddreißig Magnaten, — im Volksmunde wurden es Dreihundert, — die in Arad zur Richtstätte geführt wurden, bei denen hatte man sich besser vorgesehen! Ihnen konnte keine Freundeshand helfen, den entsetzlichen Strick zu vermeiden; und der Sistirungsbefehl des Monarchen, den ein keuchender Bote eine Stunde vor der Execution dem Commandirenden überbrachte: der wurde ruhig in die Tasche geschoben, und erst eröffnet, nachdem — Alles vorüber war!

Allerdings büßte der siegreiche Feldherr, der seinen ruhmvollen Heldennamen durch sein grausames Wüthen gegen die Besiegten für ewige Zeiten geschändet, diese That mit dem Verluste seiner Stellung: allein, die Strafe galt der Mißachtung des kaiserlichen Befehles, nicht der grausamen Schlächterei entwaffneter Feinde, welche vielmehr nach wie vor in allen Theilen des Landes wüthete, und dem unglücklichen Volke die Wahl schwer machte, ob es zuerst die entmenschten Sieger aus den verbrüderten Erbländern verfluchen solle, oder deren barbarischen Bundesgenossen aus dem Norden, oder — seine eigenen, treulosen Führer, die, wie ein Görgey, die Blüthe ihrer Wehrkraft ungebrochen und ohne Kampf dem Feinde verriethen um den Preis ihrer eigenen Sicherheit, oder, wie die Kossuth, Bem, Türr, und hundert Andere, in

feiger Flucht ihr elendes Leben retteten, nachdem sie durch die sinnlosen Ausgeburten ihres zügellosen Ehrgeizes selbst das Grab gegraben hatten, in welches sie erst die Freiheit stürzten, und mit ihr die Nation, die, wie keine zweite in Europa, niemals das Leben zu ertragen vermochte ohne die Freiheit!

Niemand vermöchte wohl daran zu denken, daß es Kossuth Ernst damit sein konnte, als er in Ungarn, dem strengst monarchisch gesinnten Lande der Welt, die Republik proclamiren ließ! Daß er es also that, er, der sein Volk kannte und zu begeistern wußte, wie kein Zweiter, — das hatte und konnte keinen anderen Grund haben, als in der Republik zur Dictatur und durch die Dictatur — auf den Thron zu gelangen: ein Plan, dessen Realisirung nur dadurch vereitelt wurde, daß die Ereignisse den ehrgeizigen Phrasenhelden überholten, die Fluth der Zeiten ihn hinwegspülte, ehe er den letzten Theil seines hirnverbrannten Planes zu realisiren vermochte!

Nun, auch Er genoß in fernen Landen eine langjährige, aber ehrlose Sicherheit, um die ihn nur Diejenigen beneiden mögen, die es bedauern, daß ihm die Gelegenheit genommen wurde, dem bethörten Volke selbst die Augen zu öffnen über das Treiben eines Mannes, an dessen Größe es in blindem Vertrauen noch heute glaubt!

Woher aber, fragten die armen Fischer von Tihany

mit Recht, sollten unter diesen Verhältnissen Fremde nach Füred kommen?

Und doch! Bergen sie nicht selbst seit Wochen in ihrer eigenen Mitte zwei Fremde?

Jenen verschlossenen, aber vertrauenerweckenden Gr s mit dem kühnen Blicke der treuen Augen und das sa fte Kind im schwarzen Gewande, dessen blasse Schönheit ihre einfachen Herzen doppelt rührt, weil der tiefe Gram aus ihren edlen Zügen spricht?

Wo sind sie? Wo bleiben sie heute, die doch b jedem Sturme die Ersten an den Strand eilen, zu helfen, wo sie können, und, wo ihre Kraft nicht langt, Andere zur Hilfe anzuspornen mit Geld und guten Worten?

Herr Gott! Der Kahn ist nicht da!

Und jetzt, wahrhaftig! entsinnt sich der alte Tóth Lajos, daß er sie ausfahren gesehen, lange, bevor der Sturm drohte, wie sie es jeden Morgen zu thun pflegten!

Da! da! da wird's wieder sichtbar! Sind sie's?

Heiliger Gott, sie sind's! Dem Sturme kühn trotzend, stemmt der Greis seine mächtige Brust den Wogen entgegen, die sein stählerner Arm mit dem eichenen Ruder theilt, während die Jungfrau, die Hände im Schoße gefaltet, in ruhiger Ergebung ihr Schicksal erwartet!

Aber sieh! Bergeshoch bäumt sich wieder die Woge vor ihnen! Sie steigen, sie wirbeln! Schon haben sie

den Kamm überwunden, da — — — Ein Schrei entfährt allen Kehlen! — die stürzende Woge hat das Ruder zertrümmert, wehrlos treibt der Kahn vor dem Sturme, und wenn nicht bald, gleich, Hilfe kommt, sind sie Beide, die Jungfrau und der Greis, rettungslos verloren!

Hilfe! Wer sollte ihnen Hilfe bringen?!

Noch kreuzt kein Dampfbot die Fluthen des Balaton, wenigen Holzschiffe haben längst die sicheren Breiten weiten, klippenlosen Südens aufgesucht, und die Schiffer von Tihany? Wie sollten die zu helfen vermögen, wenn die Verdammten des Sees ihre scharfen Krallen nach den ihnen verfallenen Opfern strecken?

— „Ihr müßt helfen!" — schlägt jetzt eine ernste, tiefe Stimme an das Ohr der Erstaunten, die plötzlich zwei junge, kräftige Männer in ihrer Mitte erblicken, deren Herannahen sie in der allgemeinen Aufregung nicht wahrgenommen hatten. — „Ihr müßt helfen! Es sind ja Menschenleben in Gefahr!" —

— „Junger Herr", — antwortete endlich ein Greis, der sich zuerst gefaßt hatte, wohl auch der deutschen Sprache, deren sich der Fremde bediente, mächtiger sein mochte, als seine Gefährten, — „wonn Hilfe wäre möglich, würde magyar ember nit gewartet haben auf német ember, um zu helfen! Aber, wonn Gaist von Balaton tava verlangt Opfer, dann gibt kaine Hilfe! Und so is immer, wenn Nagy Mihály von Tihany hegye, — von

Bergspitze von Tihany", — erläuterte er, — „hat zuerscht gesehen Schiff im Schturm auf See!" —

— „Is Unglücksrabe!" — setzte er resignirt hinzu.

— „Unsinn!" — erwiderte der Fremde barsch. — „Von wo wollt Ihr denn ein Schiff früher sehen, als von der Höhe?" —

— „Auf! . auf!" — drängte er, da der wirbelnde Kahn eben wieder auf einem Wogenkamme sichtbar wurde. — „Wollt Ihr warten, bis es zu spät ist? Seid Männer, oder Memmen?" —

— „Is nit möglich!" — antwortete der Greis; — „Gaist von Balaton tava will . . ." —

— „Ein Weib! ein Mädchen!" — unterbrach ihn der Fremde; — „Sie winkt, sie ruft!" —

— „Wohlan!" — rief er blitzenden Auges; — „Wenn Keiner von Euch ein Herz im Leibe hat: — Ich, der Fremde, werde sie retten!" —

— „Gehst Du mit, Bruder?" — fragte er seinen Begleiter.

Aber dieser hatte bereits einen der größeren, festen Kähne von der Kette losgemacht und denselben mit Hilfe zweier stämmiger Männer vom sandigen Ufer hinabgeschoben in's Wasser.

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, sprangen die beiden Jünglinge in den Kahn und ergriffen die Ruder, um vom Lande abzustoßen.

— „Halt!“ — trat in diesem Augenblicke der Greis aus dem Kreise seiner lebhaft gesticulirenden Gefährten; — „Es soll nit gesagt werden, daß magyar ember schteckt Hond in Hosen, wenn német ember geht in Tod für Londsmann ungarischen! Ich gehe mit!“ —

— „Ich auch, ich auch!“ — riefen drei oder vier jüngere Männer, die sich nun eben so eifrig herandrängten, als sie früher scheu zurückgewichen waren. Der Opfermuth der Fremden hatte sie beschämt und der Alte ihr Ehrgefühl gestachelt.

— „Halt!“ — rief aber jetzt der Fremde mit gebieterischer Stimme; — „Mehr als fünf Mann haben nicht Raum, wenn wir Jene“, — er wies auf die wogende See, — „aufnehmen wollen!“ —

— „Wer von Euch“, — fügte er hinzu, — „kann steuern?“ —

— „Várga Imre,“ — erwiederte ein Schiffer, indem er auf den Greis zeigte, der bereits im Kahne stand, — „ist der beste Schtaiermann auf gonzen Balaton tava!“ —

— „Und maine Söhne“, — entgegnete dieser, — — „sain die besten Ruderer!“ —

— „Wohlan!“ — antwortete der Fremde, während die beiden, durch des Vaters Lob und Beispiel gespornten Männer an Bord sprangen, — „so nimm Du das Steuer, und Ihr Andern — an die Ruder!“ —

Im Augenblicke tauchten die vier Männer, die beiden

Fremden und die beiden Schiffer, ihre Ruder nieder, der Steuermann stieß kraftvoll vom Ufer und lautlos flog der Kahn hinaus in den kochenden Gischt, während die Zurückbleibenden den Schiffbrüchigen draußen durch Geschrei und Zeichen begreiflich zu machen suchten, daß die Hilfe nahe und sie nur noch eine kurze Zeit ausharren möchten im entsetzlichen Ringen!

Furchtbar und verzweifelt war der Kampf der wackeren Männer gegen die Wuth der Elemente. Dreimal schon hatten sie die Höhe der Brandung erklommen und eben so oft waren sie von der Windsbraut wieder zurückgeworfen worden bis nahe an's Ufer! Schon drohten ihre Kräfte zu erlahmen, schon rann den der schweren Arbeit ungewohnten Fremden das Blut von den Händen, und unter den Zuschauern wurden Stimmen laut, welche sie ermahnten, die Vorsehung nicht zu versuchen und ihr eigenes Leben nicht nutzlos zu opfern!

Da tönte ein ersterbender Hilferuf über die Wogen!

— „Auf!“ — schrie der fremde Jüngling, indem er von Neuem das Ruder einsetzte; — „Auf, Ihr Freunde! Noch leben sie! Wollt Ihr sie untergehen lassen vor unseren Augen?“ —

— „Auf!“ — wandte er sich an die Schiffer; — „Es muß gelingen! Euch aber, Freunde, tausend Gulden, wenn wir sie retten!“ —

Durch sein Beispiel mehr noch, als durch die fabel-

hafte Belohnung angespornt, setzten die Schiffer mit erneuertem Kraftaufwande die Ruder ein, und jetzt — — — jetzt hatten sie die Brandung überwunden! Rasch näherten sie sich den Hilflosen, deren Kahn schon bis an den Rand mit Wasser gefüllt war: Noch ein Ruderschlag, und noch Einer! Da — — da fluthet eine mächtige Welle heran, der Kahn neigt sich und gurgelnd verschlingt ihn die Tiefe . . .

Allein im selben Augenblicke hatten die Fremden, die ihre Ruder bere ts eingezogen hatten, der Eine den Greis, der Andere die Jungfrau erfaßt, sie mit übermenschlicher Kraft herübergerissen in ihr Boot, und mit dem erschauernden Wonnerufe: — „Irma! Meine Irma!“ — umschlangen Emerichs Arme seine in Angst und Wonne vergehende Geliebte! — —

Leichter, — auch hatte die Macht des Sturmes inzwischen nachgelassen, — wurde die Rückfahrt vollbracht. Jáncsy, Irmas Begleiter, hatte Emerichs Ruder übernommen, während Letzterer das bewußtlose Mädchen in seinen Armen hielt, unter Lachen und Weinen ihr tausend Kosenamen in's Ohr flüsternd.

Entblößten Hauptes, in lautloser, andächtiger Stille harrten die Zuschauer der Landung der kühnen Retter. Als aber der Kahn endlich anlegte und Várga dem Nächststehenden die Schiffskette zuwarf, um den Kahn an den Strand zu ziehen, da erscholl ein hundertstimmiger

Jubelruf aus ihren Kehlen und im Triumphe geleiteten die wettergebräunten Gestalten, denen die hellen Thränen über die bärtigen Backen rannen, den Zug nach der Hütte, welche Jáncsy und seiner Schutzbefohlenen zum Zufluchtsorte diente.

Jánscy hatte, nachdem er sich von Irmas Flucht aus Maruskas Häuschen überzeugt hatte, keinen Augenblick gezögert, ihr zu folgen, entschlossen, nicht zu ruhen, bis es ihm gelungen wäre, sie wiederzufinden.

Allein, alle seine Bemühungen blieben vergeblich! So ängstlich er nach ihr forschte, nach ihr fragte, nirgends hatte man sie gesehen, Niemand wußte von ihr, und bald blieb ihm kein Zweifel, daß sie Pest-Ofen verlassen hatte!

Wohin nun sich wenden? Nach Álbonyvár, dem Stammsitze ihres Hauses? Unmöglich! Der Ort war unter den wechselnden Bewegungen der feindlichen Heere dreimal genommen, also dreimal verwüstet, das Schloß ein Raub der Flammen geworden, seine Bewohner theils getödtet, theils gefangen oder versprengt; eben jetzt waren die Ruinen wieder von den Kaiserlichen besetzt worden, in deren Schutz gerade Irma sich freiwillig niemals begeben würde, deren Linien aber auch er, Jánscy, in seiner jetzigen Stellung, niemals hätte passiren können.

Entmuthigt ließ der Veteran die Hände in den Schoß sinken!

Da traf ihn die Kunde, daß der Debrecziner Landtag, von Kossuth aufgestachelt, in blinder Raserei die Dynastie des Thrones verlustig erklärt, somit selbst die Fiction zerstört habe, unter welcher er das Land bisher in den Kampf geführt hatte gegen den angeblichen Usurpator!

Das war zu viel für den wackeren Veteranen!

Auch nicht seine, wahrlich wohlverdiente Pension wollte er aus den Händen des republikanischen Dictators, dessen usurpatorische Gelüste er, wie wir wissen, längst geahnt hatte, empfangen, und augenblicklich legte er die Abzeichen eines Ranges ab, den er fortan nicht als eine Auszeichnung, sondern als eine Schmach betrachtete.

Von dieser Stunde war in seinen Augen das Schicksal seines Vaterlandes entschieden, und wenn ihm auch das Herz blutete bei dem Gedanken an die Fruchtlosigkeit all' der Opfer dieses entsetzlichen Kampfes, so fand er doch Trost in der Erwägung, daß ihn selbst kein Vorwurf treffe, kein Meineid belaste, und daß er nunmehr frei und ungehindert dem einzigen, ihm noch vorschwebenden Ziele zustreben könne: der Wiederauffindung, der Rettung Irmas aus den sie bedrohenden Gefahren, und, so Gott will, ihrer endlichen Vereinigung mit ihrem Geliebten!

Nachdem die verschiedensten Versuche, ihre Spuren aufzufinden, fehlgeschlagen waren, beschloß er endlich, den alten Grafen Álbony aufzusuchen in der unbestimmten

Hoffnung, von ihm irgend einen Aufschluß über das Verbleiben seiner Tochter zu erhalten.

Da aber Graf Álbony in Oberungarn, bei jener Abtheilung stand, welche den unter Paskewitsch aus Galizien durch die Karpathenpässe hereinbrechenden Russen den Weg verlegen sollte, so durfte er keine Zeit verlieren, da jeder Tag die Stellung der Heere änderte, jede folgende Stunde die Entscheidung, dem alten Fanatiker aber Tod oder Gefangenschaft bringen konnte.

Er machte sich daher, mit Pässen, Waffen und — Geld wohlausgerüstet, sofort auf den Weg und erreichte das Hauptquartier der nationalen Armee in dem Augenblicke, als — die Kunde von den revolutionären Beschlüssen des Landtages Enttäuschung und Unsicherheit in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger schleuderte und die ersten Kanonenschläge den Beginn eines von den Russen unternommenen, allgemeinen Angriffes ankündigten.

Bestürzt trieb er sein Pferd zu rascherem Laufe an und traf im Hauptquartiere unmittelbar nach dem ersten Transporte Schwerverwundeter ein, zwischen denen er eine verhüllte Frauengestalt spähend umherirren sah.

Irma hatte nämlich, wie er richtig geschlossen, nachdem sie ihre frühere Zufluchtsstätte verlassen und, um ihn von einer Verfolgung ihrer Spuren abzulenken, einige Tage in einem abgelegenen Verstecke zugebracht hatte, den Entschluß gefaßt, ihren Vater aufzusuchen.

Ihre patriotische Selbstaufopferung war über ihre Kräfte gegangen, hatte sich auch seither als nutzlos erwiesen; der Mann, dem sie ihr Herz zu eigen gegeben, war — durch sie — gerettet, zugleich aber für immer für sie verloren durch ihr eigenes Verschulden; ihre Heimat war verwüstet, ihre Mutter längst gestorben, ihre beiden Brüder zu Grunde gegangen im Dienste des Vaterlandes! Sie hatte Niemanden mehr auf Gottes weiter Erde, als ihren Vater! Zu ihm also wollte sie, seine Verzeihung anflehen für den vermeinten Bruch ihres Eides, ihn pflegen, ihm beistehen in der Stunde der unausweichlichen Gefahr, und, wenn es ihr versagt sein sollte, mit ihm unterzugehen, — denn, daß er den Sturz des Vaterlandes nicht überleben werde, wußte sie! — ihre Tage in den stillen Mauern eines abgeschiedenen Klosters der Trauer um ihre Lieben widmen und der Reue über ihr verscherztes Lebensglück!

Graf Álbony empfing seine Tochter ohne Vorwürfe, aber kalt und förmlich! Er hatte ihr den Treubruch an der nationalen Sache nicht verziehen und wußte von der Begegnung mit dem tollen Rittmeister gerade genug, um seinem Einflusse die Schuld an Irmas Sinnesänderung beizumessen.

Doch behielt er sie in seiner Nähe, ließ sich ihre Pflege gefallen und hatte sogar, als er am Morgen zum voraussichtlich entscheidenden Kampfe auszog, mit lange entbehrter Herzlichkeit von ihr Abschied genommen.

Eine seltsame Beklemmung hatte ihr Herz erfaßt und angstvoll lauschte sie dem dumpfen Rollen der am Waldessaume donnernden Geschütze.

Als die ersten Verwundeten in's Lager gebracht wurden, eilte sie denselben klopfenden Herzens entgegen und stürzte in demselben Augenblicke, in welchem sie von Jáncsy erkannt und angerufen wurde, mit dem lauten Schreie: — „Mein Vater!" — an der Seite eines schwerverwundeten, blutüberströmten Greises nieder!

Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen!

Graf Álbony war eines der ersten Opfer jenes Gefechtes, das mit der völligen Niederlage der durch di Debrecziner Beschlüsse demoralisirten Patrioten e sollte, und die erste, feindliche Kanonenkugel, welche Reihen erreichte, hatte ihm den linken Oberschenk gerissen und ihm zugleich den Kummer erspart, Untergang seines Vaterlandes noch mit ansehen zu müssen.

Doch hatte die Katastrophe die Binde des Fanatismus gesprengt, welche bisher seinen Blick umnachtet hatte, und mit liebender Innigkeit zog er sein Kind an seine Brust.

— „Weine nicht, Irma, mein süßes Kind!" — flüsterte er mit matter Stimme; — „Mir ist wohl! Gott ist gnädig mit mir gewesen, denn er erspart mir den Schmerz, den Fall des Vaterlandes überleben zu müssen!" —

— „Vater!“ — schluchzte Irma, — „Du darfst nicht sterben! Ich werde Dich retten!“ —

— „Keinen schlimmeren Dienst könntest Du mir erweisen, armes Kind!“ — erwiderte der Greis; — „Ich habe Vermögen und Blut, das Leben meiner Söhne und Dich selbst, mein süßes Mädchen, geopfert im Dienste des Vaterlandes, das jene feigen Schufte verkaufen und verrathen um ihres Vortheiles willen!“ —

— „Fluch ihnen!“ — rief er, nachdem er sich wieder gesammelt hatte; — „Fluch den Verräthern! Und möge die Stunde nicht ferne sein, wo dem Volke die Binde von den Augen gerissen wird, damit es sie schaue in ihrer ganzen Erbärmlichkeit!“ —

— „Vater! Vater! Beruhige Dich!“ — flehte Irma; „Habe Erbarmen mit Deiner Irma, die Niemand hat, [illegible] Dich!“ —

— „Du armes Kind!“ — flüsterte der Greis, dessen Kräfte sichtlich abnahmen.

— „Armes Kind!“ — wiederholte er; — „Ich habe Dir schweres Unrecht zugefügt, indem ich Dich zu einem Opfer zwang, das keinem Weibe zugemuthet werden durfte! Ich habe Dein Leben zerstört, vernichtet, um die Pläne jener Elenden zu fördern! Irma! Kannst Du Deinem alten Vater verzeihen, was er an Dir verbrochen hat?“ —

— „Mein süßer Vater!“ — schluchzte Irma; —

„Sprich nicht so! Tausend Leben gäb' ich gerne hin, Deines damit zu retten!“ —

— „Gott segne Dich, mein gutes Kind!“ — erwiderte der Graf; — „Er möge Dir vergelten, was Du um mich verdient hast! Er möge Dir alles Glück bescheeren, um das ich Dich gebracht habe!“ —

— „Jáncsy, alter, treuer Freund!“ — wandte er sich an den bekümmerten Antlitzes neben seiner Tragbahre haltenden Veteranen; — „Auch Dich habe ich bitter verkannt! Verzeihe dem Sterbenden, dem Bereuenden!“ —

Jáncsy schüttelte die ihm dargebotene Hand; aber er vermochte nicht zu sprechen.

— „Und gelt“, — hub der Graf mit matter Stimme wieder an, — „Du verlassest meine Irma nicht? Du willst ihr Vater, Freund und Vormund sein, wie Du ihrer Mutter und Großmutter Freund gewesen?“ —

— „Ich gelobe es!“ — murmelte Jáncsy, unfähig, seine Thränen zurückzuhalten; — „Sie soll meine Tochter sein!“ —

— „Dank, alter Freund! Nun bin ich ruhig!“ — flüsterte der Sterbende; — „Nun wird mir wohl!“ —

— „Sieh'“, — rief er mit stärkerer Stimme, während seine Augen zu leuchten begannen, — „wie die Sonne strahlend durch die Wolken bricht! So wird auch Dir, meine Irma, die Sonne des Glückes wieder lächeln, und der Segen des Vaters auf Dir ruhen!“ —

— „Und auch Du, mein Vaterland!“ — fuhr er in strahlender Begeisterung fort, — „Auch Dir wird die Stunde der Erlösung schlagen! Ich sehe den jugendlichen Fürsten, den falsche Freunde in's Verderben reißen, Deine Größe, Deine Liebe und Deine Treue erkennen, ihn versöhnt wiederkehren in die Mitte seiner allezeit getreuen Nation! Dann aber, mein Vaterland, wirst auch Du glücklich sein, und ich, — — ich werde“ — — seine Stimme wurde schwächer, der Athem stockte, — — „nicht umsonst — — gelebt — — haben!“ —

— „Irma,“ — flüsterte er, während seine Hände nach ihrem Haupte tasteten; — „Irma, meine Tochter! Küsse mich! — Dank! Dank! — — Sei gesegnet, mein süßes Kind! Gott mit Dir! — — Und — — mit — — meinem Vaterlande! — — Éljen a ha . . .“ —

Er vollendete nicht! Schwer fiel sein Haupt zurück, noch ein Seufzer entrang sich seiner Brust und leblos glitt sein Arm von Irmas Haupte zur Erde nieder.

Er hatte ausgerungen!

Jáncsy aber verließ mit Irma, nachdem sie den theuern Todten zur Ruhe bestattet hatten, den Ort des Grausens und zog sich, nachdem er Irmas Absicht, sich in ein Kloster einzuschließen, mit dem ganzen Gewichte der ihm vom Vater am Todtenbette übertragenen Autorität bekämpft hatte, mit ihr in das einsame Fischerdorf am Plattensee zurück, wo Irma in stiller Abgeschiedenheit ihrem

Kummer und ihren — Erinnerungen lebte und wo das blasse, schöne Kind bald der Liebling der schlichten Dörfler, der Schutzgeist aller Hilfsbedürftigen, der Abgott aller Kinder wurde.

Jáncsy leistete ihr treu und herzlich Gesellschaft in ihrer Einsamkeit. Doch führte ihn die Nothwendigkeit, seine und ihre materiellen Interessen zu wahren, ab und zu nach der Hauptstadt, wo er zwar die Güter des mit den Waffen in der Hand gefallenen Grafen Álbony nicht vor der Confiscation bewahren konnte, doch aber von den Ueberresten seines beweglichen Vermögens so viel zu retten vermochte, um Irma vor Noth und Entbehrung gesichert zu wissen.

Ihm selbst wurde in Anbetracht seiner langjährigen, treuen Dienste und des Umstandes, daß er niemals die Waffen gegen den Kaiser geführt und sogar auf die ihm von der revolutionären Regierung verliehene Pension in dem Augenblicke verzichtet hatte, in welchem die Revolution den Abfall vom Kaiserhause decretirte, die volle Rittmeistersgage als Pension angewiesen, und frohen Herzens kehrte er, aller materiellen Sorgen ledig, zu seiner Schutzbefohlenen zurück.

Wohl wäre es ihm ein Leichtes gewesen, nicht nur Irma die väterlichen Güter, sondern auch sich selbst eine königliche Dotation zu erwirken: er hätte nur ihren beiderseitigen Antheil an der Rettung der, nächst Hentzi

am lautesten gefeierten Helden der Ofner Katastrophe zur Geltung bringen dürfen! Allein er zog es vor, auf diese Vortheile zu verzichten, um nicht Irmas Geheimniß müssigen Ohren preis zu geben und ihre Gefühle dadurch auf das Tiefste zu verletzen.

Dagegen machte er sich kein Gewissen daraus, der alten Maruska das Geheimniß anzuvertrauen, wo ihre „süße, kleine Gräfin“ Zuflucht gefunden habe, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß ihn hiebei nicht die Absicht leitete, den etwa nach ihr forschenden Freunden die Auffindung ihrer Spuren zu erschweren.

Den Erfolg dieses Strategems kennen wir!

Emerich und Christel, die von Irmas Flucht keine Kenntniß hatten, lenkten ihre Schritte selbstverständlich zuerst nach Maruskas stiller Hütte und Maruska wahrte ihr Geheimniß so gut, daß die beiden Freunde gerade zurecht kamen, Irma und ihren väterlichen Freund dem nassen Grabe in den Fluthen des Plattensees zu entreißen.

— „Irma!“ — flüsterte Emerich, indem er seine süße Bürde sanft auf ein rasch bereitetes Lager gleiten ließ; — „Irma! Ich habe Dich wieder! Mein Glück, mein Alles!“ —

— „Emerich! Mein Emerich!“ — entrang sich's kaum hörbar den blassen Lippen des Mädchens und halb unbewußt legten sich zwei weiche Arme um seinen Nacken.

Allein im selben Augenblicke war Irma das volle Bewußtsein wiedergekehrt, und scheu erbebend riß sie sich aus Emerichs Armen und schlug beide Hände vor das gluthüberströmte Antlitz.

— „Irma!“ — rief Emerich entsetzt; — „Was ist das? Warum fliehst Du vor mir?“ —

— „Irma!“ — flehte er, während convulsivische Schauer den Körper des erbleichenden Mädchens erschütterten; — „Hast Du mir noch nicht verziehen? —

— „Sieh’, Irma,“ — hub er wieder an; — „Ich habe schwer gefehlt, ich weiß es, aber Gott ist mein Zeuge, wie furchtbar ich dafür gebüßt habe!“ —

— „Oh mein Gott!“ — stöhnte Irma.

— „I’ bitt’, Gnä’ Freil’n Gräfin,“ — mischte sich jetzt auch Christel in’s Gespräch, — „i’ hab’ Ihna schon amol versichert, daß der Baron Emerich ka schlechter Kerl net is, und daß eam d’ anzige Person, die si’ mit Recht über ihn beschwir’n kunnt’, verzieg’n hat! Und heint kan i’ Ihna bestätigen, daß diese Person eam selber g’sagt hat daß s’ eahm verzeicht, und daß s’ jetzt g’rad so fir ihn bet’n wird, daß er seine Gräfin findt’, wie s’ früher bet’t hat, daß i’ eam find’n mecht’! Und i’ mueß ’s do’ wiss’n, manet i; na ja, natürli’, weil s’ mein eigene Schwestern is’, mein Reserl! —“

Trotz ihrer allseitigen Erschütterung vermochten die Zuhörer ein leises Lächeln bei dieser Standrede Christels

nicht zu unterdrücken; nur Jáncsy drückte ihm so kräftig die Hand, daß es selbst dem an derlei derbe Gefühlsäußerungen gewöhnten Burschen beinahe zu viel geworden wäre.

Aber Irma verharrte in ihrem herzbrechenden Schluchzen.

— „Irma!“ — flehte Emerich von Neuem; — „Kannst Du mir denn nicht verzeihen? Denn sieh, ich war ja von Sinnen, ich weiß es ja, daß es kein edleres, reineres Gesch ....“ —

— „Halten Sie ein, Baron!“ — unterbrach ihn endlich Irma, indem sie ihr Schluchzen mit einer übermenschlichen Anstrengung bezwang; — „Lästern Sie nicht!“ —

— „Nicht Sie haben mich beleidigt“, fuhr sie fort, während glühende Röthe ihr Gesicht überzog, — „sondern ich bin es, die sich Ihrer Liebe unwürdig gemacht, den Anspruch auf“ — sie stockte und setzte bebend, kaum hörbar hinzu, — „auf Ihre Achtung versch ...“ —

— „Halt, Irma!“ — fiel ihr aber jetzt Jáncsy in's Wort.

— „Gott waiß es“, — setzte er tiefernst hinzu, — „wie oft ich Dainen seligen Vater und Dich selbst hob' gewarnt, nit überzutraiben Opferwilligkeit gegen Voterland! Allein, was Du gethan hast, main armes Kind, das hast Du aus rainsten, edelsten Motiv gethan, und wann Du dabei übergeschritten hast Gränze von gewohnter Sitte, was ich — hát! — nit konn laignen, so trifft

der Schuld nit Dich, dem unwissenden, von haißesten Patriotismus verblendeten Kinde, sondern Demjenigen", — fügte er flüsternd hinzu, — „der Dich dafür am Todtenbette um Verzaihung gebeten, Dich gesegnet und dadurch sich selbst entsündiget hat, und — Dich!" —

— „O mein armer Vater!" — schluchzte Irma.

— „Du ober, maine Tochter," — nahm der Veteran mit kräftigerer Stimme wieder das Wort, — „Du hast Dainen Irrthum gesühnt, indem Du ihm in dem Augenblicke entsagtest, in welchem Dich Liebe ihn hat erkennen lassen, Du hast ihn tausendfältig gesühnt durch heldenmüthige Standhaftigkeit, mit der Du Dich selbst und Daine Liebe aufgeopfert, ungesehen und unerkannt gepflegt hast Geliebten, den nur Daine raine Liebe dem sicheren Tode ent . . . ." —

— „O meine Ahnung!" — jubelte bei diesen Worten Emerich; — „So war es kein Hirngespinnst meiner Einbildung, als ich Dich am Schlachtfelde, am Krankenbette gesehen, als ich . . . ." —

— „Hob' ich Ihnen nit gesogt, Herr Kamerad," — fiel ihm Jáncsy lächelnd in's Wort, — „daß wird viellaicht ainst erschainen Fee im Wachen, wenn . . . ." —

— „Irma!" — brach aber Emerich in überströmender Glückseligkeit aus; — „Meine holde Fee, meine Retterin!" —

Und zugleich stürzte er auf das erschauernde Mädchen zu, riß sie stürmisch an seine Brust und bedeckte ihren

Mund mit glühenden Küssen. — „Mein!“ — jubelte er dazwischen; — „Mein für's Leben!“ —

Auch Irma vermochte nicht länger zu widerstehen. — „Dein!“ — flüsterte sie, sich fest und innig in seine Arme schmiegend; — „Dein für's Leben!“ —

— „Und dieses ganze Leben“, — setzte sie mit tiefem Ernste hinzu, — „soll dem einzigen Streben geweiht sein, Deiner Liebe wür . . .“ —

Emerich schloß ihr den Mund mit abermaligen, heißen Küssen.

— „Wenn Eines von uns gefehlt hat“, — flüsterte er ihr glücklich lächelnd in's Ohr, — „so bin ich es gewesen! Und mich hat Deine Liebe entsündiget, und“, — setzte er hinzu, indem er, ohne Irma aus seinen Armen zu lassen, Christel die Hand reichte, — „die treue Liebe meiner — Geschwister! —

— „Amen!“ — sagte Jáncsy, indem er seine Hände segnend auf die Häupter der Liebenden legte; — „Nun maine Augen diesen Glück gesehen haben, kann olter Jáncsy bácsi ruhig aingehen zu saine Väter, bitte gefälligst!“ —

— „Nicht“, — fiel ihm aber Emerich in's Wort, — „bis er sich noch lange Jahre an dem Glücke erfreut hat, das wir, nächst Gott, doch ihm verdanken!“

Zugleich entließ er Irma aus seinen Armen, an die Brust des schluchzenden, treuen — „Jáncsy bácsi!“ —

* *
*

Lebhafte Bewegung herrschte in den Gemächern der Familie Wellheim im Trattnerhofe.

Hugo von Wellheim, in Parade-Uniform, angethan mit allen seinen Ordenszeichen, ihm zur Seite die beiden Grafen Schönstein und Emerich, auf dessen jugendlicher Brust das Kreuz des Theresien-Ordens funkelte, stand in der Mitte des großen, festlich geschmückten Prunksaales, der auf der Gräfin Brunneck ausdrückliches Verlangen für die bevorstehende Feier geöffnet worden war, und unterhielt sich in lebhaftem Gespräche mit einigen wenigen, vertrauten Freunden, die ihrer herzlichen Freude über die glückliche Rückkehr der jungen Helden und die denselben von Seite des Monarchen gewordene, allerhöchste Anerkennung, — denn auch Rudolf war durch die Verleihung des Leopolds-Ordens ausgezeichnet worden, — in mehr oder minder beredten Worten Ausdruck gaben.

Festlich gallonirte Lakaien eilten im Hintergrunde geschäftig hin und her, hier einer verschobenen Fensterdrapirung den richtigen Faltenwurf zu geben, dort einen vergessenen Fauteuil an seinen Platz zu schieben, oder aus den Nebengemächern Blumensträuße zu holen, die sie an passenden Plätzen aufstellten.

So oft die Nebenthüren sich öffneten, erscholl aus denselben das gedämpfte, heitere Lachen jugendlicher Stimmen aus den Kehlen blumengeschmückter Mädchen, deren helle Gewänder durch die Thüren schimmerten;

jedesmal wandten die beiden jugendlichen Cavaliere blitzschnell ihre Köpfe dahin, um sich ebenso schnell enttäuscht wieder von den lautlos zuklappenden Thüren abzukehren.

Spannende Erwartung prägte sich in den Zügen aller Anwesenden aus, und selbst der weltmännisch gewandte Hausherr vermochte jene zeitweiligen Stockungen des Gespräches nicht ganz hintanzuhalten, welche niemals fehlen, wenn der Geist der Harrenden auf die zu gewärtigenden Dinge gerichtet ist.

Endlich flogen die bisher geschlossenen Flügelthüren, die zu den Gemächern der verwitweten Gräfin führten, auf, und, unter dem Vortritte des bejahrten Kammerdieners, gefolgt von der Gräfin Schönstein, erschien die Fürstin, angethan mit dem reichen Familienschmucke, welchen sie einst aus dem Schiffbruche ihres Hauses gerettet hatte, auf der Schwelle.

Ihr Gesicht trug noch die Spuren des langen, nervösen Leidens, dessen Ursache die Aerzte vergeblich zu ergründen suchten; und wenn auch der matte Farbenton ihrer taubengrauen, brillantengeschmückten Seidenrobe darauf berechnet schien, die krankhafte Blässe ihres Teints zu maskiren, wenn auch die unverkennbar freudige Erregung ihres Gemüthes zeitweilig selbst ein flüchtiges Roth auf ihre Wangen hauchte, so würde einem schärferen Beobachter dennoch eine gewisse Unruhe nicht entgangen sein, die sich in dem wechselnden Aufzucken ihrer spähenden

Augen, in raschen, unmotivirten Bewegungen ihres Körpers bemerkbar machte, so oft die sich öffnenden Thüren neue Gäste im Saale erscheinen ließen, oder einer der Versammelten unvermuthet das Wort an sie richtete.

Doch im Augenblicke hätte Niemand Zeit gefunden, der Matrone eine derartige Beobachtung zu widmen, da die allgemeine Aufmerksamkeit durch die lieblichen Mädchengestalten gefesselt wurde, welche an der Hand der Fürstin mit ihr zugleich den Saal betraten.

In schwere, weiße Seide gehüllt, im Haare den duftigen Myrthenkranz, die ganze Gestalt umwallt von dem weit herabfallenden Schleier aus weißer Seidengaze, erglühten die holden Mädchenköpfe in lieblicher Verwirrung, als Baron Hugo von Wellheim bewegt auf sie zutrat und erst auf der Einen, dann auf der Andern jungfräuliche Stirn einen väterlichen Kuß hauchte.

— „Gesegnet sei die Stunde“, — sprach er mit herzlicher Innigkeit, — „welche das Glück meiner beiden Kinder begründet!“ —

— „Zwar um Dich, mein theures Kind“, — wandte er sich an die zur Linken seiner Schwiegermutter stehende Jungfrau, — „brauchte ich nicht zu bangen! Denn seit den Tagen der ersten Kindheit warst Du in Allem das getreue Ebenbild Deiner unvergeßlichen Mutter, eine dankbare Schülerin“, — wandte er sich mit einer verbindlichen Verneigung gegen die Matrone, — „Deiner hoch=

verehrten Großmutter, und ich wußte, daß der wackere Sohn meines hochedlen Freundes", — er winkte Rudolf an Claras Seite, — „niemals Ursache finden werde, seine Wahl zu bereuen!" —

— „Mein theurer Vater!" — flüsterte Clara, sich sanft in seine Arme schmiegend, während sie mit lieblichem Lächeln Rudolf ihre Hand bot; — „Ich bin so glücklich!" —

— „Auch ich, mein Kind", — antwortete Wellheim zärtlich, — „auch ich bin es durch Dich — durch Euch!" —

— „Daß ich aber", — nahm er, sich dem zweiten Mädchen zuwendend, wieder das Wort, — „auch dem künftigen Schicksale meines Sohnes mit voller Ruhe entgegensehen kann, daß ich nicht blos mit Stolz auf seine Tapferkeit und seinen Heldenmuth, daß ich auch mit voller Zuversicht auf seine Ehrenhaftigkeit, auf seinen ritterlichen Edelmuth bauen darf in allen Lagen seines Lebens: dieses Glück, welches jedes andere erst begehrens- und schätzenswerth macht, ich danke es, nächst Gott, dem reinigenden, sittlichenden Einflusse der wahren, Alles durchdringenden Liebe, welche sein Herz erfüllt, seinen Charakter geläutert hat, wie das Gold im Feuer! Ja, mein Sohn", — er winkte Emerich an seine Seite, — „heute und vor den versammelten Freunden meines Hauses spreche ich es aus: ich bin stolz auf Dich und doppelt glücklich, weil es Dir gelungen ist, die treue Liebe dieser

edlen Jungfrau zu gewinnen, die ich mit stolzer Freude als meine geliebte Tochter begrüße!" —

Mit diesen Worten zog er Irma an seine Brust, während er ihre Hand in Emerichs Rechte legte.

Auch die übrigen Gäste, allen voran Graf und Gräfin Schönstein, näherten sich nun glückwünschend den beiden Brautpaaren, während die jüngeren Glieder der Gesellschaft, welche inzwischen aus den Nebengemächern herbeigekommen waren, die Glücklichen im weiten Bogen, flüsternd, umstanden.

— „Vater", — nahm Emerich endlich, nachdem er seine Fassung wieder gewonnen hatte, das Wort, — „Irma weiß, von welchen Gefühlen mein Herz für sie erfüllt ist! Aber auch sie bittet Dich, Derjenigen nicht zu vergessen, welchen ich, nächst ihrer treuen Liebe und nächst Deiner und meiner chère grandmamman unermüdlicher Sorgfalt, meine Rettung aus Gefahr und Tod, meine Erlösung aus Irrthum und Selbstbetrug und endlich — mein Liebesglück selbst zu danken habe: Christels, meines treuen Freundes und Genossen, seiner braven, warmherzigen Schwester und des Schutzgeistes, der über dem Haupte meiner einsamen Braut wachte, des alten, biedern Onkel Jáncsy!" —

— „Jáncsy!" — rief Hugo von Wellheim überrascht; — „In der That, er ist nicht hier? Wo weilt er?" —

— „Bélieben zu entschuldigen“, — antwortete in diesem Augenblicke die Stimme des eben eintretenden Vermißten, — „und mir nit zu anrechnen unvermaidlichen Verschpätung als unmilitärischem Nachlässigkeit, bitte!“ —

— „Allain“, — fuhr er fort, nachdem er sich vor den alten Damen mit altritterlicher Galanterie verbeugt, Irma väterlich auf die Stirn geküßt, mit Clara und den Herren einen kräftigen Händedruck getauscht hatte, — „hob' ich nit können ainholten festgesetzten Zait auf Minuten, wail ich hob' müssen erscht bereden mit olten Fraind von mir aus jungen Jahren, — — nämlich wo Jáncsy bácsi ist jung gewesen, belieben gefälligst“, — wandte er sich scherzend an die jungen Paare, — „ainen wichtigen Ange . . .“ —

— „Doch entschuldigen“, — unterbrach er sich, — „ist jetzt kain Zait, zu reden von ondere Dinge!“ —

— „Obér“, — wandte er sich lächelnd an Emerich, — „bélieben noch zu gedenken, wie hoben begegnet olten Jáncsy zum erschten Mol in Raiterkaserne, bitte?“ —

— „Hot Schtrait bekommen olter Rittmaister mit jungen Laitnant“, — lächelte er den Freunden zu, während Emerich verwirrt und fragend zu ihm aufsah, — — „und hot junger Laitnant schier Lust gehobt, zu aufschpießen olten Haudegen auf Spitze von naien Schwert, bitte gefälligst!“ —

— „Domols“, — wandte er sich wieder ernster an Emerich, während die Uebrigen ein leises Lächeln bei seinem drastischen Vergleiche nicht unterdrücken konnten, — „hob’ ich mich gewaigert, mich zu schlogen mit Herrn Kameraden, wail erschtlich, wir sain geschtonden vor Faind, bitte, und donn, belieben zu erinnern, wail olter Jáncsy nit hot wollen kraizen Pallasch mit Sohn von Hugo von Wellhaim, kérem alásan!“ —

— „Denn“, — fuhr er bewegteren Tones fort, während die Zuhörer gespannt näher rückten, — „wie Jáncsy István ist gelegen bei Laipczig mit zerbrochenen Arm unter erschossenen Ferd, tessék, hot junger Fähnrich Hugo von Wellhaim ihm herausgehauen mit aigenen Lebensgefohr und errettet aus Tod oder Gefongenschaft und aufgedrungen olten Laitnant Ferd aigenes, wail nit hot können raiten auf erschossenen Ferd, und nit geh’n zu Fuß mit zerbrochenen Arm, bitte gefälligst!“ —

— „Und dorum“, — schloß er, indem er Hugo von Wellheim thränenden Auges die biedere Rechte reichte, — „hob’ ich lieber auf mir geloden Verdacht von Faighait, als mich zu schlogen mit Sohn von Lebensretter, bitte gefälligst!“ —

— „Jáncsy feige!“ — tönte es protestirend aus dem Kreise der versammelten Officiere, während Irma bewundernd zu ihrem väterlichen Freunde aufsah und Emerich ihm derb die Hand schüttelte. Zugleich aber

richtete sich Letzterer stramm in die Höhe und sprach mit offenem Freimuthe zu den Gästen:

— „Dabei verschweigt aber mein väterlicher Freund, daß er im Rechte war bei unserem Streite, und daß ich, was ich damals allerdings noch nicht wußte, — Unrecht hatte!“ —

— „Bravo! Wacker!“ — rief es dem freimüthigen Bekenntnisse entgegen und Hugo von Wellheim trat froh bewegt auf seinen Sohn zu.

Jáncsy allein war sehr ernst geworden.

— „Haite“, — sagte er mit düsterer Klangfarbe seiner Stimme, — „hob' laider ich Unrecht, und viellaicht noch auf longer Zait!“ —

— „Obér nit für immer!“ — setzte er freier hinzu; — „Denn noch lebt olter Ungargott, tessék, und wie edler Vater von mainer süßen Irma hot voraus gesogt in Schterben, wird Zait kommen, wo jugendlicher, ritterlicher Kaiser wird erkennen, daß kain Volk hängt mit mehr Traie an ihm, als Magyar ember an angeschtammten, avitischen Könige, bitte!“ —

Alle Anwesenden, von denen die Meisten im Stillen der gleichen Ansicht huldigten, lauschten schweigend diesen Worten und einen Augenblick drohte die überall lebendige, politische Sorge auch diesen festlichen Kreis zu beschleichen. Allein glücklicher Weise verkündigte der in diesem Augenblicke eintretende Kammerdiener, daß die Wagen vorge-

fahren seien, und die Paare ordneten sich rasch zur feierlichen Auffahrt vor dem Stefansdome, in welchem die Doppeltrauung der beiden glücklichen Paare stattfinden sollte.

Christel hatte es sich dabei als besondere Vergünstigung ausgebeten, Baronesse Clara zur Trauung fahren zu dürfen, und harrte auf der Höhe seines eigens zu diesem Feste neu angeschafften Wagens, an der Brust einen Strauß duftender Myrthen- und Orangenblüthen, die Zügel stramm in der Linken, den silberbeschlagenen Peitschenstock senkrecht auf das rechte Knie aufgestemmt, des nahenden Zuges.

Als Emerich an ihm vorüberschritt, glitt ein kaum merklicher Freudenstrahl aus Beider Augen und froh bewegt senkten sie gleichzeitig ihr Haupt leise grüßend gegen einander.

Bei Rudolfs Nahen überflog ein heiteres Lächeln Christels Züge; als aber Clara in befangener Lieblichkeit an den Wagenschlag trat und im Aufstiege süß lächelnd zu ihm aufsah, da leuchtete sein Auge in heller Verklärung und er richtete sich noch einmal so stramm in die Höhe, als wollte er's aller Welt verkünden, daß die liebliche Maid, die er nun an die Schwelle künftigen, dauernden Glückes geleite, ihn ihren Bruder genannt, ihn auf die Stirne geküßt und den gleichen Bruderkuß von ihm geheischt und empfangen habe!

In seinem Herzen aber tönte es in leisem, weihevollem Jubel: — „Das Glück aller dieser guten, edlen Menschen, es ist — Dein Werk!“ —

Und so war es auch!

Den Entschluß, den er damals in der ersten, edlen Aufwallung seines Herzens gefaßt hatte, lieber auf Rang und Ehre, Reichthum und Glück, ja, selbst auf seine treue Liebe zu verzichten, als alle diese Güter um den Preis der Demüthigung und Entehrung der Frau zu erkaufen, in der er seine und Resis Mutter verehrte; diesen Entschluß vermochte keine spätere Ueberlegung mehr zu ändern, obwohl es ihm in seinem Innern längst zur Gewißheit geworden war, daß der Prälat Recht haben müsse mit seiner Behauptung.

Wie anders auch ließe sich die auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und Clara, zwischen Emerich und Resi erklären, während Resi und er, Clara und Emerich nicht Einen Zug mit einander gemein hatten? Auch entsann er sich, wie oft ihn seine Genossen wegen seiner Aehnlichkeit mit Baron Hugo von Wellheim geneckt hatten, während zwischen diesem und Emerich nicht die geringste Aehnlichkeit bestand.

Es mochte also wohl so sein, wie der Herr Prälat angedeutet hatte! Indeß, was verschlug das ihm? Seine Mutter war dennoch unschuldig an der Verwechslung, und was er ihr damals erklärt hatte, daran hielt er auch

heute fest, daß ihm ihre Ehre nicht feil sei um alles Glück und alle Schätze der Erde, und daß er ihr noch danken müsse, daß sie das schwächliche Kind dem sicheren Verderben entrissen und einen gesunden, tüchtigen Kerl aus ihm gemacht habe.

Diese Erklärungen wiederholte er daher auch dem Abte gegenüber, so oft den Letzteren, zwar nicht mehr die Rache, wohl aber das Gewissen spornte, nochmals darauf zurückzukommen und ihn zur Inanspruchnahme des ihm gebührenden Geburtsrechtes zu bewegen.

— „Und wan E'r Gnad'n Herr Prälat a' wirkli' Recht hett'n mit Ihnerer Erzählung", — pflegte er dann regelmäßig zu erwidern, — „und i' sullt' nachher an Sohn abgeb'n von unsern Herrn Baron: deß wurd' a sauberer Baron wer'n, der net amol an Handschuh urntli' anzieg'n kunnt oder", — er deutete lächelnd nach seinem Halse, — „sein' Schäd'l g'rad halt'n! Und was thaat' denn nachher der Baron Emerich anfang'n, wan er ka Baron net waar'! Sullt' der epper an Fi-aker mach'n, wan er net amol 's Fuhrwerk g'lernt hat, daß s' eam alle Tag zehnmal aufschreibeten von der Polizei?" —

— „Und", — fuhr er, bei diesem Gedanken unwillkürlich lächelnd, fort, — „was g'schehet denn nachher mit seiner Gräfin, der schenen Frail'n, die i' eam extra hab' such'n helf'n da d'runt'n bei die Rebeller? Sullt' de dann a Fi-akersweib wer'n, oder sullt' am End' i' s'..." —

— „Na freili“, — unterbrach er sich rasch, — „döß kunnt’ m’r g’schtol’n wer’n, wan i’ anschtatt mei’m Reserl an and’res Madel heirat’n misset, wan’s a’ tausendmal schener waar’, als in Baron Emerich seine Gräfin! Und mein Reserl, E’r Gnad’n Herr Prälat, die tauget halt do’ net zu aner Baronin, und da kunnt’s mi’ halt scho’ gar net g’frei’n!“ —

— „Derentweg’n, E’r Gnad’n Herr Prälat“, — schloß er dann jedesmal, — „thaat’ i’ Ihna halt recht schen bitt’n, daß i’ bleib’n derfet, was i’ allewail g’wes’n bin: meiner Mutter ihr Sohn, und daß S’ m’r helf’n thaat’n, daß i’ mein Reserl halt do’ no’ heirath’n kunnt’!“ —

— „Niemand, mein Sohn“, — antwortete der Abt gerührt, aber auch von Christels Beweisführung überwunden, — „Niemand kann Dich zwingen, Deinem liebgewonnenen Stande und Berufe zu entsagen! So geschehe denn“, — ein leiser Seufzer stahl sich trotzdem über seine Lippen, — „Dein Wille!“ —

Als nun der für die Doppelheirat im Hause Wellheim festgestellte Tag herannahte, ließ der Abt Christel neuerdings zu sich bescheiden.

— „Ich will Dich“, — begrüßte er ihn, — „nicht nochmals auffordern, Deine Rechte geltend zu machen, da ich das Gewicht der Gründe, die Du dagegen angeführt hast, anerkenne. Aber, Christel, es tritt eine andere, vielleicht schwerere Frage an Dich heran!“ —

— „Emerich“, — fuhr er fort, da Christel fragend zu ihm aufsah, — „soll binnen wenigen Tagen seine junge, schöne Braut heimführen! Ist es nun recht, mein Sohn, ihn und sie den Bund für's Leben schließen zu lassen, so lange seine Zukunft von jeder Zufallslaune, von jeder, doch möglichen Aenderung Deines eigenen Willens abhängig bleibt?“ —

— „Aber i' bitt' Ihna, E'r Gnad'n Herr Prälat“, — entgegnete Christel hitzig, — „da mißt' i' do' schlechter san, als der schlechteste Rauber und Dieb, wan i' mi' zu so aner miserablichten Gaunerei hergeb'n thaat'!“ —

— „Gut, gut!“ — antwortete Abt Leopold beschwichtigend; — „Wie aber, wenn Du einmal heiratest, Christel“, — er lächelte unmerklich bei dem Freudenblitze in Christels Auge, — „und Kinder kriegen solltest, und wenn diese Kinder dann Emerichs Kindern gegenüber auftreten wollten?“ —

— „Nein, Christel!“ — fuhr er fort, ehe Christel eine Erwiderung gefunden hatte; — „Deine Geburtsrechte sind hier in diesen Urkunden“, — er deutete nach einem Packe vor ihm liegender Schriften, — „beglaubigt, und, soll Emerichs Zukunft nicht vom Zufalle abhängig bleiben, so mußt Du auch urkundlich darauf verzichten!“ —

Christel sann ernstlich über diesen Vorschlag nach. Er fühlte aber, daß eine solche Erklärung der Ehre seiner

Mutter abträglich sein würde, und beschloß daher, dieselbe zu verweigern.

— „I' bitt'", — sagte er endlich, nachdem er hierüber mit sich in's Reine gekommen war, — „san no' andere, solchene Schriften da, oder nur", — er deutete auf das Packet, — „de allani'?" —

— „Das sind alle!" — antwortete der Abt verwundert; — „Aber sie sind vollkommen genügend!" —

— „Na alsdan", — erwiderte Christel rasch, — „dan thamer de da verbrennen, und die ganze Remasuri hat an End'!"

Zugleich langte er nach den Schriften, um dem Worte sogleich die That folgen zu lassen.

Aber Abt Leopold fiel ihm in den Arm.

— „Und Resi?" — fragte er dabei, indem er Christel durchdringend ansah.

— „Resi?" — entgegnete dieser überrascht; — „Was geh'n de Schrift'n mein Reserl an?" —

— „Oder manen E'r Gnad'n Herr Prälat am End' gar", — fuhr er lächelnd fort, — „mein Reserl wullt' gern a Baronin wer'n? Da kenn' i' mei' Reserl besser!" —

Dabei begann er trotz seiner Erregung laut und herzlich zu lachen.

— „Mein Reserl a Baronin! 's is zum Narrischwer'n!" —

Abt Leopold jedoch hemmte diesen Heiterkeitserguß.

— „Nicht darum handelt es sich“, — begann er ernst und feierlich, — „ob Resi eine Baronin, sondern ob sie Dein Weib werden soll, oder nicht!“ —

— „Vernichte diese Papiere“, — fuhr er nachdrücklich fort, da Christel erschrocken zu ihm aufsah, — „und dann — dann beweise, wenn Du kannst, daß Resi nicht Deine Schwester ist!“ —

— „Keine Macht der Erde aber“, — setzte er feierlich hinzu, — „weder Kaiser noch Papst, kann Dir die Schwester zum Weibe geben!“ —

Christel begann am ganzen Leibe zu zittern.

— „Is . . . is döß . . . g'wiß?“ — stammelte er unsicher.

— „So gewiß“, — antwortete der Abt, — „als wir Beide dereinst Gnade zu finden hoffen vor dem Richterstuhle Gottes!“ —

Christel war todtenbleich auf einen Sessel niedergesunken.

— „Und . . . . mit die Papiere?“ — fragte er endlich, indem er mit den Augen auf dieselben hindeutete.

— „Mit diesen Papieren,“ — erwiderte der Abt, — — „kann ich dir die Erreichung deiner Wünsche zusichern!“

— „Aber,“ — unterbrach er des Aufspringenden lauten Jubelruf, — „da du deinen Stand durchaus nicht ändern willst, nur gegen deinen Verzicht auf deine Geburtsrechte!“ —

— „Und d' Mutta?" — fragte Christel kleinlaut; — „Nachher sullt' i' s' also i' selber verunehr'n und verschimpf'n?" —

— „Nein, mein guter Christel!" — antwortete der Abt in mächtiger Rührung; — „Deine Mutter trifft keine Schuld; die Gräfin ganz allein ist es, die die Verantwortung zu tragen hat!" —

— „Dann wünsch' i' ihr a recht a langes Leben und an' guat'n, guat'n G'sund!" — jubelte Christel; — „Wan i' nur mei' Reserl krieg'!" —

— „Und Ihna", — wandte er sich sprudelnd an den Abt, — „Ihna thaat' i' halt recht schen bitt'n, daß S' halt Alles firtig mach'n und m'r helf'n, weil i' 's ja allani' do' net verschtund'!" —

— „Mein Reserl heirat'n!" — setzte er aufjauchzend hinzu. —

In Folge dieser Unterredung hatte Christel am Tage vor der Trauung Emerichs die Urkunde unterfertigt, in welcher er auf die Geltendmachung seiner Geburtsrechte zu Emerichs Gunsten verzichtete. Und obwohl weder dieser, noch irgend ein Mitglied der Familie Wellheim hievon Kenntniß erhielt, so konnte sich Christel doch mit Recht sagen, als er den festlichen Zug begrüßte: — „Das ist mein Werk!" —

*   *
*

Abermals nähern wir uns festlich geschmückten Räumen; aber nicht in den stolzen Palästen der Großen ist es, wo uns heute die Freudenboten begrüßen, sondern in der bescheidenen, aber geräumigen Behausung in der Vorstadt, in welcher Christeln die endliche Erfüllung seines sehnlichsten Herzenswunsches werden soll.

Allein, sind auch die Räume anspruchslos und bescheiden, wie ja auch Herz und Sinn ihres Besitzers bescheiden und anspruchslos sind, so beherbergen dieselben am Morgen des vierzehnten Tages nach Emerichs und Claras Vermälung kaum weniger ausgezeichnete Gäste, oder vielmehr, die Festgeber von neulich sind es, die heute den Ehrentag ihres Leibkutschers festlich zu begehen gekommen sind: Baron Hugo von Wellheim sammt Emerich und Irma, Graf Schönstein Vater und Sohn mit ihren Gattinnen, Jáncsy bácsi mit den Distinctionszeichen des ihm honoris causa verliehenen Majorsranges, und — zuletzt, aber nicht als Letzte: die verwittwete Gräfin Brunneck, geborne Fürstin Leonie Radziwill, in deren Adern königliches Blut floß!

Die alte Dame, deren Gewissensscrupel durch das gänzliche Verstummen des Abtes allmälig eingeschläfert worden waren, hatte nämlich dem überwältigenden Eindrucke von Christels wiederholt bewiesener Aufopferung für ihren geliebten Enkel schließlich auch nicht widerstehen können und den wackern Burschen aufrichtig lieb

gewonnen. Sie überraschte daher nicht nur Resi mit einer zwar standesgemäßen, aber überreichen Ausstattung, sondern geruhte auch in Gnaden zu befehlen, daß Christel, da er an seinem Ehrentage sie nicht selbst fahren durfte, sie durch einen seiner vertrauten Freunde zum Hochzeitsfeste fahren lasse, — „da er," — wie sie sagte, — „eine solche Distinction um sie und ihr Haus wohl meritirt habe. Und, wenn es ihr auch incompréhensible sei, daß die heilige Kirche und Seine Majesté eine solche mariage trotz der obwaltenden, intimsten parenté dispensiren und permittiren konnten, so würde es für sie, die Fürstin, doch inconvenabel sein, scrupulöser sein zu wollen, als der Papst, der doch gewiß nicht die Hand dazu bieten würde, Verirrungen seiner priesterlichen Diener durch die Zulassung blutsch . . . ." —

„Enfin", — unterbrach sie ihren Sermon, von dem Christel schon längst keine Silbe mehr verstand, was ihn nicht hinderte, die alte Dame mit verstohlenem Lächeln zu betrachten, — „Er war Unserem Hause immer ein treu ergebener Domestique, und Wir werden Uns rejouiren, Seinen Ehrentag mit Ihm zu celebriren!" —

Diese Resolution hinderte die Fürstin jedoch keineswegs, der Entwicklung dieses unter so eigenthümlichen Verhältnissen geschlossenen Herzensbundes mit Spannung entgegenzusehen, und die gleiche Spannung fesselte offenbar auch die übrigen Hochzeitsgäste, sowie die Mutter Sabine,

deren Aufmerksamkeit übrigens zwischen dem Festzimmer im eigenen Hause und dem großen Tanzsaale im Erdgeschosse des gegenüber, jenseits der Gasse, liegenden Gasthofes getheilt war, wo sich Christels und Resis Berufsgenossen und Freunde nebst Frauen, Töchtern, Freundinnen und einer zahlreichen Menge bis in das graue Alterthum verzweigter Gevatterschaften versammelt hatten, um — „unsern Flamm-Christel und sein'm Reserl d' Ehr anz'than", — nebstbei auch, um an dem voraussichtlich splendiden Hochzeitsmahle Theil zu nehmen, hauptsächlich aber: um sich zu überzeugen, ob es denn wirklich möglich sei, daß der Bruder die Schwester heirate, oder ob Diejenigen Recht behalten würden, welche vom Amtsdiener Zamperl von der Statthalterei, oder vom Meßner Pimplhuber bei Sanct Stefan gehört haben wollten, daß der Christel eigentlich gar nicht der Christel sei, sondern ein Bar . . . Na, man durfte nichts verrathen, aber bei der Trauung werde es ja doch an den Tag kommen müssen!

Es kam aber nicht an den Tag!

Nachdem Christel, nebst Resi der einzige Eingeweihte und daher, — gewiß eine seltene Ausnahme! — der am wenigsten Befangene von Allen, seinen draußen harrenden Freunden das Zeichen gegeben hatte, vorzufahren, bewegte sich der ganze, lange Wagenzug, dem kein dienstfreier College fernbleiben wollte, — Einspänner gab's damals, Gott sei Dank! noch keine, -- in festlichem Schmucke und

dicht geschlossener Reihe durch die Währingerstraße, über die Glacieen, durch's Schottenthor und über die Freiung, den Hof und den Graben hinunter zum Stefansdome, woselbst der greise Prälat von Heiligenkreuz mit Genehmigung des Erzbischofs persönlich die Trauung vollziehen wollte.

Allein, war es das Geräusch, welches das sich drängende Hochzeitspublicum verursachte, oder die schlechte Akustik, oder war die Stimme des greisen Priesters nicht mehr kräftig genug: mit Ausnahme der Nächststehenden vernahm Niemand auch nur einen Laut von der ganzen Trauungsceremonie und selbst die wenigen Begünstigten wußten nur zu erzählen, daß die Braut das entscheidende „Ja!“ zwar bestimmt, aber leise, der Bräutigam dagegen so laut und triumphirend ausgesprochen habe, als wäre er — „a Firscht, oder a Grof, oder do' wenigstens a Baron, anschtatt an Fi-aker!“ —

Natürlich munkelten die „Eingeweihten“ wieder allerlei von „Besserwissen“, — „schon noch her'n wer'n“, — und ähnlichen, sibyllinischen Sprüchen, und die Folge davon war, daß die Erwartung der heimkehrenden Gäste weit weniger durch die angehofften, culinarischen Genüsse, als durch die Erklärungen angeregt wurde, die ja bei einem so außerordentlichen Trauungsfeste nicht ausbleiben konnten.

Kaum waren nun die zum engeren Kreise gehörigen,

früher erwähnten Hochzeitsgäste wieder im Festzimmer versammelt, kaum hatten Christel und Resi, — beide strahlend und entzückt, — ihren Rundgang unter den auf der andern Seite, — „beim gemüthlichen Weinbeisser“, — versammelten, übrigen Hochzeitsgästen vollendet und standen nun Arm in Arm, Eines selig im Glücke des Andern, an der Seite ihrer hochverehrten Mutter, als sich die Thür nochmals öffnete, um die letzten Gäste einzulassen: Abt Leopold, den copulirenden Priester, und seinen Assistenten, — Pater Martin!

Die Fürstin insbesondere fuhr betroffen zurück! Hatte sie sich auch, so gut, wie Hugo von Wellheim, darein ergeben, mit Leopold von Kronau bei der Trauungsceremonie zusammenzutreffen, da sie wußte, daß Christel und Resi den größten Werth darauf legten, daß er die Trauung vollziehe, so hatte sie doch nicht erwartet, demselben auch an der Familientafel der Neuvermälten begegnen zu müssen! Am allerwenigsten aber war sie darauf vorbereitet, Pater Martin, dessen Anwesenheit am Altare sie nicht bemerkt, jedenfalls nicht beachtet hatte, hier und noch dazu in Gesellschaft seines Vorgesetzten wiederzusehen.

Sie überlegte daher eben, ob sie der unwillkommnen Begegnung durch ein passendes Unwohlsein oder auf eine andere, schickliche Art ausweichen könne, nachdem sie sich zu ihrem Bedauern zu einem Schritte herabgelassen hatte, der ihre Würde nun so unangenehm compromittire, als

der Abt allen ferneren Fluchtplänen ein schnelles Ende bereitete, indem er direct auf sie zuschritt und sie mit einer so verbindlichen Verbeugung begrüßte, als wären sie erst gestern und als die besten Freunde auseinander gegangen.

Pater Martin grüßte zwar weniger vertraut, machte dabei aber ein so unschuldiges, bald hätten wir gesagt, — Schafsgesicht, als würde er nicht die leiseste Ahnung davon haben, daß so etwas, wie eine Fürstin Leonie Radziwill, in deren Adern u. s. w., überhaupt auf Gottes schöner Welt existire!

— „Gestatten Sie mir, Durchlaucht,“ — redete der Abt die Gräfin an, ehe sie Zeit hatte, sich von ihrer Ueberraschung zu erholen, — „daß ich meine besondere Freude darüber ausspreche, Sie bei diesem Feste, das für uns Alle ein besonders bedeutungsvolles Fest ist, zum ersten Male nach Ihrer langen Krankheit begrüßen zu können!“ —

— „Auch Ihnen, Herr Baron,“ — wandte er sich, ohne eine Erwiderung abzuwarten, an Hugo von Wellheim, — „heute in diesem festlichen Kreise zu begegnen, gereicht mir um so mehr zu hoher Befriedigung, da mir diese Begegnung den ersehnten Anlaß bietet, ein Unrecht, das ich Ihnen vor langen Jahren unter vier Augen zugefügt habe, in Gegenwart aller Jener gutmachen zu können, auf deren Achtung und Wohlmeinung ich besonderen Werth lege!“ —

— „Herr Prälat!“ — rief Hugo von Wellheim ebenso überrascht, als befremdet.

— „Ich habe Sie einst,“ — fuhr Abt Leopold jedoch unbeirrt fort, — „der Verführung und Entehrung einer Unglücklichen geziehen, und Gott ist mein Zeuge, daß ich damals nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt habe! Aber erst vor wenig Wochen spielte mir der Zufall das letztwillige Bekenntniß jener Unglücklichen in die Hände, in welchem sie den Namen ihres Verführers enthüllte, über dessen weitere Schicksale unser einstiger, beiderseitiger Waffengefährte, Freund Jáncsy, Ihnen nähere Aufschlüsse geben mag!“ —

— „Eugen Baron Menzi,“ — nahm der Angerufene mit tiefem Ernste das Wort, — „ist vor zwaiundzwanzig Johr im Duell von der Hand aines Cameraden gefallen, dessen Gattin er verführt hatte. Im Schterben hot er vor mir und dem zwaiten Secundanten auch das Attentat geschtanden, den er an jenem Mädchen verübt hat, dem der Herr Prior von Kronau Schutz und Zuflucht gewährt hot in Unglück, bitte gefälligst! Hot mir genennt Namen, aber bitte ich zu érlauben, tessék, Andenken an Unglückliche zu ehren durch Verschwaigung von ehrenhoften Namen, belieben!“ —

Tief ergriffen lauschten alle Anwesenden dieser einfachen Schilderung einer Tragödie, die sich vor nahezu dreißig Jahren abgespielt hatte.

— „Und nun,“ — nahm der Abt nach einer angemessenen Pause wieder das Wort, — „bitte ich Sie, Herr Baron, mir das Unrecht zu verzeihen, welches ich Ihnen, vom Scheine und den Umständen irre geleitet, zugefügt habe, und mir die Versicherung zu gestatten, daß ich mich glücklich schätze, auch meinerseits in Ihnen den Ehrenmann zu erkennen, als den die Welt Sie zu allen Zeiten geehrt hat!“ —

— „Wollte Gott,“ — fügte er flüsternd, ohne daß die Umstehenden seine Worte verstanden, hinzu, — „ich könnte alle Folgen jenes Irrthums ungeschehen machen!“ —

— „Herr Prälat,“ -- erwiderte Hugo von Wellheim, sobald er seiner Bewegung Herr geworden war, — „ich danke Ihnen aus dem Grunde meines Herzens für Ihre freimüthige Erklärung! Doch ist es an mir, Sie um Verzeihung zu bitten! Denn, während dasjenige, dessen Sie mich damals beschuldigten, ein in unseren Kreisen leider nur allzuhäufig vorkommendes, daher leichthin betrachtetes Vergehen war, habe ich mich von der leidenschaftlichen Erregung des Augenblickes hinreißen lassen, Ihnen Dinge zur Last zu legen, für die mir jeder Anhaltspunkt gefehlt hat, und die jeder Andere mit Blut von sich gewiesen hätte!“ —

— „Und hierin“, — schloß er, indem er dem Abte die Hand entgegenstreckte, — „lag, Ihnen, dem Priester

gegenüber, eine Feigheit, deren sich ein Mann von Ehre niemals schuldig machen durfte!“ —

— „Errare humanum!“ — antwortete Abt Leopold milde, indem er zugleich Wellheims dargebotene Rechte ergriff und herzlich schüttelte, während sämmtliche Gäste voll Rührung die seltene Scene betrachteten.

— „Auch Ihnen, Durchlaucht,“ — wandte sich der Abt nunmehr, jedoch mit veränderter Haltung, an die überraschte Gräfin Brunneck, — „schulde ich eine Erklärung!“ —

— „Ich habe Ihnen,“ — fuhr er fort, ehe die Gräfin ihn daran zu hindern vermochte, — „als ich das letzte Mal die Ehre hatte, von Ihnen empfangen zu werden, einen *absichtlich* begangenen Irrthum zugemuthet, dessen Gutmachung ich von Ihnen fordern zu müssen geglaubt habe! — Ich habe seither erkannt, daß ich Ihnen mit der *Unterschiebung einer bösen Absicht* Unrecht gethan habe, womit auch die ganze, von mir erhobene Anschuldigung gegenstandslos geworden ist!“ —

— „Allein,“ — nahm er nach einer kleinen Pause seine Rede wieder auf, ohne, weder die steigende Aufregung der Fürstin, noch die Verwunderung der Gäste, oder die Verblüffung Pater Martins zu beachten, — „Sie haben mich dafür eines Verbrechens beschuldigt, dessen Verdacht ich weder als Priester, nach als Mann schweigend hinnehmen konnte!“

— „Da nun,“ — fuhr er fort, während ein feines Lächeln seine Lippen umspielte und sein Blick bald die Gräfin, bald den neben ihr stehenden Pater Martin streifte, — „der Gegenstand dieser Beschuldigung, — deren Urheber“ — setzte er mit verstärkter Stimme hinzu, — „jedenfalls im guten Glauben gehandelt hat, — nicht mein Geheimniß ist, ich aber weder auf mir, noch auf anderen, mir theueren Personen den Verdacht eines schimpflichen Verbrechens ruhen lassen durfte, und der Wille des Hauptbetheiligten mir die offene Darlegung des Sachverhaltes verwehrt, so gestatten Sie mir, Ihnen die Urkunde vorzulegen, kraft deren sowohl Se. Majestät unser allergnädigster Kaiser, als unser hohes, fürsterzbischöfliches Consistorium, letzteres nach Einholung der Genehmigung des Heiligen, Apostolischen Stuhles, die ehrenhafte, eheliche Geburt unseres vielgeliebten Sohnes, genannt Christel Flamm, sowie den Mangel jedweder Blutsverwandtschaft zwischen ihm und seiner ihm verlobten, nunmehr angetrauten Braut und die gänzliche Unschuld der sehr ehrenwerthen Brautmutter an den vorgekommenen Irrungen auf Grund der ihnen vorgelegenen, urkundlichen Beweise anerkannt, zugleich aber auf Bitten besagten Bräutigams allergnädigst gestattet haben, daß derselbe den von ihm bisher geführten Namen auch fernerhin beibehalte und jede weitere Nachforschung hierüber verboten werde!“ —

— „Ich bitte Sie daher, Durchlaucht, mir etwaige, unbillige Worte oder Andeutungen, die mir bei dem früher erwähnten Anlasse entschlüpft sein mochten, in Gnaden nachzusehen, und zugleich," — fügte er mit einem flammenden Seitenblicke auf Pater Martin hinzu, — „den gewiß redlichen Berather, der Ihnen jene schamlose Verdächtigung gegen Ihren einsti .... gegen einen unbescholtenen Mann," verbesserte er sich, — „eingeflüstert haben mag, daran zu erinnern, daß nach dem Ausspruche unseres göttlichen Erlösers „wer sich in die Gefahr begibt, Gefahr läuft, darin umzukommen!" —

— „Sancte Martine, ora pro filio tuo!" — murmelte Pater Martin mit kaum verhehltem Entsetzen.

— „Und nun, Durchlaucht," — schloß Abt Leopold, ohne auf den Mönch zu achten, — „genießen Sie in Ruhe des heiteren Glückes in Ihrem Familienkreise, der durch die festliche Feier der jüngsten Tage eine so werthvolle Erweiterung erfahren hat, und möge der Allmächtige Ihnen bis in die fernsten Tage", — ein feines Lächeln umspielte bei den folgenden Worten seine Lippen, — „jenen untrüglichen Scharfblick bewahren, der Sie in den bedeutungsvollsten Abschnitten Ihres Lebens jedesmal das Richtige treffen ließ!" —

Er verbeugte sich vor der in sprachloser Verwirrung verstummten Fürstin, streifte die Gesellschaft, deren Theil-

nehmer der Mehrzahl nach kein Wort von dem verstanden, was zwischen Beiden vorgegangen war, und winkte endlich Christel und Resi an seine Seite.

— „Habe ich's gut gemacht," — lächelte er ihnen leise zu, während Resi ihr Haupt über seine Hand beugte, — „und bist Du, Christel, nun mit mir zufrieden?" —

— „Dank, Dank!" — flüsterte Christel bewegt. — „Jetzt derf si' weder mei' Mutta schama, no' i'!" —

— „Hier, Christel," — erwiderte der Abt ebenso leise, wie früher, — „die Papiere, welche Deine künftigen Verhältnisse regeln!" —

— „Die anderen Papiere," — setzte er noch leiser hinzu, — „sind nach Deinem Wunsche vernichtet worden! Du bist nunmehr — Dein eigener Adam!" —

— „Und d' Resi is meine Eva!" — jubelte Christel, indem er seine Braut stürmisch umfaßte und in wirbelnden Kreisen der Mutter zuschwenkte, die Beide thränenden Auges an ihre Brust drückte.

Christels Jubelruf hatte aber die Spannung, welche sich allmälig der Gäste bemächtigt hatte, glücklich gelöst, und als der über die Gasse schallende Gläserklang Sabine an ihre Pflichten als Hausfrau erinnerte, lud sie die Versammelten ein, ihr und ihren Kindern nunmehr auch die Ehre eines bescheidenen Imbisses zu gewähren, worauf sich der ganze Zug in das anstoßende Gemach, an die festlich geschmückte Hochzeitstafel verfügte.

Nur auf der Schwelle hielt Abt Leopold seinen Mitconventualen einen Augenblick zurück, indem er ihm lächelnd zuflüsterte:

— „Ich habe schon lange bemerkt, daß die Stadtluft meinem ehrwürdigen Bruder in Christo nicht bekömmt, und daher Vorsorge getroffen, daß er sich fortan dem Genusse der ländlichen Ruhe ungestört hingeben könne!“ —

Und ehe Pater Martin sich von seiner namenlosen Bestürzung erholen konnte, glitt der Abt lächelnd an ihm vorüber an die Festtafel, deren Ehrenplätze ihm und der Fürstin reservirt worden waren.

Die sorgfältig gewählten Gänge des Festmales, die fleißig kreisenden Bouteillen und das reine Glück unserer nunmehr sämmtlich vereinigten drei Liebespaare verscheuchten bald die letzten Reste der anfänglich bemerkbaren Befangenheit, und bald flogen heitere Rede und Gegenrede, gemüthvolle Scherze und harmlose Witze im Wechsel mit lebhaften Erinnerungen an die glücklich überwundenen Gefahren der Vergangenheit von Sitz zu Sitz, abgelöst von zeitweiligen, verstohlenen Liebkosungen der glücklichen Liebespaare, oder treffenden Trinksprüchen, in deren Wahl und Ausführung sich insbesondere Jáncsy bácsi rühmlichst hervorthat!

Nur Gräfin Brunneck vermochte der widersprechenden Gefühle nicht Herr zu werden, welche durch des Abtes

Worte in ihr aufgeregt worden waren, und ängstlich forschend wanderten ihre Blicke bald von Hugo von Wellheim zu Clara und Christel, bald von Resi und Sabinen zu Emerich, und schaudernd fragte sie sich, ob denn wirklich eine bloße Zufallslaune eine solche Aehnlichkeit zwischen Fremden, eine solche Unähnlichkeit zwischen Eltern und Geschwistern bewirkt haben konnte?

Dann aber raffte sie wieder ihren ganzen Stolz zusammen, indem sie unhörbar vor sich hinflüsterte:

— „Und dennoch kann es nur ein Zufall sein! Denn niemals kann die Natur ihre eigenen Gesetze so sehr verläugnen, die natürlichen Instincte der Rasse so trüben, daß eine Fürstin Radziwill, in deren Adern königliches Blut rollt, irren könnte bei der Wahl zwischen einem Sprossen ihres Hauses und — einem Bauernjungen!“ —

Resi aber schmiegte sich in stiller Glückseligkeit an ihren Christel, und während sie ihm schelmisch lächelnd von unten hinauf in's Auge sah, flüsterte sie:

— „Jetz' hab' i' durch di' an' Baron zum Schwagern 'kriagt und a Gräfin zur Schwagerin: am End' wirst Du selber halt do' no' amol a Baron wer'n?“ —

Ehe aber Christel auf die Scherzrede antworten konnte, öffnete sich die Thür und auf der Schwelle erschien Christels „Schpezi“, der „Schteirer-Schani,“ das gefüllte Glas in der Hand, gefolgt von einer dicht ge-

drängten Schaar der Gäste vom „gemüthlichen Weinbeißer“, und wandte sich, nach vorher eingeholter Erlaubniß, an das Brautpaar mit folgendem Trinkspruche:

— „So lang m'r's denk'n kann,“ sprach er, — „und 'leicht, so lang d'Weanerschtadt schteht, hat's in Wean allewail resche Fi-aker 'geb'n und fesche Wäschermadeln! Aber an' solchenen Ehrentag, wie heint, den hat's bisher ganz g'wiß weder bei die Fi-aker 'geb'n, no' bei die Wäschermadeln, döß net! Denn net allani', daß a Firschtin und a Herr Prälat,“ — er verbeugte sich gegen Beide, — „a Herr Grof und a Herr Baron,“ — abermalige Verbeugung, — „unsern Hochzeitern d'Ehr' anthuen und si' z'ihnern Tisch setz'n, was no' niemals net vurkummer is, so is 's no' ganz was Extra's, daß si' Brueder und Schwester heirat'n derf'n, wail s' gar kane G'schwistert net san, und daß s' nachher do' wieder an' Bar'n und a Gräfin,“ — er verbeugte sich gegen Emerich und Clara, — „zu an' Bruedern und aner Schwestern 'kriegt hab'n! — Und wail döß halt kan Anderer so leicht net z'weg'n bring'n kunnt', als mein Schpezi, unser Flamm-Christel, und wail an urndtlicher Schpezi a' an' urndtlichen Schpitznamen hab'n muaß, und unser Flamm-Christel schon an' ganz Extrafeinen verdient, wail er unsern Schtand a' zu ganz b'sunderer Ehr' und Auszeichnung 'bracht hat, und wail m'r in halt do' nimmer in „G'nackerl-Christel“ haaß'n

derf'n, wan er 'leicht do' amol a Baron hett' wer'n kinna, wan er's woll'n hett': so hab'n halt mir, seine Freind' und Schpezi, b'schloß'n, daß in mir zum Baron mach'n wir'n!" —

„Und so laßt's uns halt, Freinderln," — schloß er, indem er sich an die immer dichter herandrängenden Gefährten wandte und das hoch erhobene Glas schwenkte, mit lauter Stimme, — „an' urndtlich's, kräftig's Hoch! ausbringen auf unsern Freind und Schpezi, auf unsern braven Flamm-Christel, unsern —

Baron G'nackerl!" —

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des II. Bandes.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, III., Erdbergstr.

Obermeier
Buchbeinbände nach RAL-RG 498
8303 Rottenburg/L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Possanner, E. von

Baron G'nackerl Eine Wiener Geschichte aus dem XIX. Jahrhundert. Von E. von Possanner

Bd.: 2

1898

P.o.germ. 1776 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11869508-3